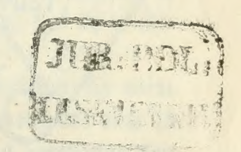

Geschichte.
3 1761 06354199 9

Deutsche Fahrten.

Von

Franz Schuselka.



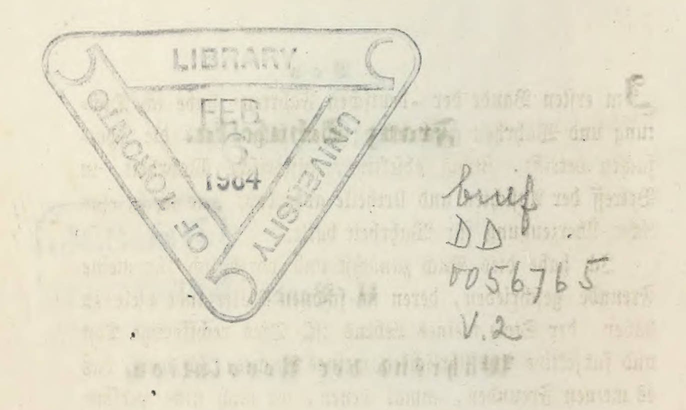
II. Band.

Während der Revolution.

Wien.

Jasper, Hügel & Manz.

1849.


LIBRARY
FEB 5 1964
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort.

Im ersten Bande der »deutschen Fahrten« habe ich Dichtung und Wahrheit geschrieben; hier folgt, was die Thatsachen betrifft, streng objektive, historische Wahrheit, in Betreff der Ansichten und Urtheile aber das, was ich in ehrlicher Überzeugung für Wahrheit halte.

Ich habe dies Buch zunächst und vorzüglich für meine Freunde geschrieben, deren im schönen Vaterlande viele zu haben, der Stolz meines Lebens ist. Dies rechtfertige Ton und subjektive Ausführlichkeit meines Buches. Ich weiß, daß es meinen Freunden, zumal denen, die mich nicht persönlich kennen, interessant sein wird, mich zu sehen, wie ich war und bin. Es ist ein Stück Selbstbiographie, was ich aufrichtig gebe.

Wenn ich mich zunächst an meine Freunde wende, so will ich dadurch meine Feinde ums Himmels willen nicht vom Lesen dieses Buches abschrecken. Ich bitte sie vielmehr ganz ergebenst, es recht eifrig zu lesen, und ich verspreche ihnen in voraus manchen Stoff, um mich wie bisher mit göttlicher

und gemeiner Grobheit zu verarbeiten. Sie werden dadurch sehr viel zur Erheiterung meines Lebens beitragen.

Ich schmeichle mir, daß ich manchen Feind bekehren, weiß aber zugleich, daß ich manchen Freund und sogenannten Verehrer verlieren, wenn auch nicht gerade in einen Feind verwandeln werde. Das muß man sich im öffentlichen Leben immer, zumal in solcher Zeit, gefallen lassen.

Die Deutschen hegen bekanntlich eine bescheidene Scheu vor Memoiren. Es gereicht dies unsrer Geschichtschreibung zum Nachtheil. Viele ursprüngliche Anschauungen, viele interessante Züge gehen verloren, weil die meisten sich scheuen, die eigenen Erlebnisse öffentlich zu erzählen. Es widerstrebt in der Regel dem deutschen Schriftsteller, sich selbst zum Helden eines Buches zu machen. Ich theile dies Gefühl, habe im ganzen Verlauf dieser Arbeit damit gekämpft, werde mich dadurch beklommen fühlen, so oft ich das Buch sehen werde. Man tröste mich durch eine unbefangene objektive Beurtheilung meiner Arbeit. Die Geschichte, die ich erzähle, ist interessant und wichtig, nicht ich. Ich bin eben wie andere dabei gewesen.

Böslau im Herbstmond 1849.

Franz Schuselka.

Inhalt.

Hamburg.
Berlin, Breslau.
Wien I.
Frankfurt I.
Wien II.
Frankfurt II.
Wien III.
Die Oktobertage.
Kremsier.



Hamburg.



Die schwere Gewitterschwüle des Jahres 1847 war durch den vulkanischen Ausbruch auf Sicilien und durch das Wetterleuchten in den Schweizeralpen nur wenig gemildert worden. Wer Gefühl hatte, fühlte das Herannahen eines europäischen Ungewitters. Im kirchlichen und polizeilichen Sumpfe quackten die Frösche und stöhnten die Unken, während drohende Sturmvögel durch die Lüfte jagten und Lerchen in ahnungsvollem Jubel hoch in die Wetterwolken aufwirbelten. Die Welt lechzte nach Gewitterschlägen. Nur die sogenannten Erdengötter sahen das künstliche Geflimmer ihrer Thronhimmel für Weltheiterkeit an und hielten sich für ewige Fixsterne, blos deshalb weil sie einen nebelqualmigen Hof hatten.

Die schwere Atmosphäre erzeugte bei den damaligen Gewalthabern jenen Irrsinn, der zum Selbstmorde treibt. Dies zeigte sich vornehmlich in Österreich. Metternichs Politik in Italien und in der Schweiz war die Politik des Wahnsinns. Aber sie war auch ganz geeignet, jeden ehrlichen und ehrliebenden Österreicher wahnsinnig zu machen vor Schmerz und Scham.

Ich lebte damals in ganz eigenthümlicher Stellung

zu Hamburg. Von Österreich ausgestoßen, von Weimar höflich über die Grenze gewiesen, von Reuß-Greiz und Lobenstein, Schwarzburg-Rudolstadt und Sondershausen, Sachsen-Koburg-Gotha der erbetenen Unterthänigkeit nicht würdig erachtet, hatte ich kein anderes Bürgerrecht als das allgemeine deutsche eines auf deutschem Bundesgebiet Gebornen. Das ganze große Deutschland war mein Vaterland, aber kein Plätzchen darin meine Heimat. Ich war also gewissermaßen ein abstrakter, transcendenter Deutscher, ein Repräsentant der idealen deutschen Einheit; was die Hamburger Polizei so sehr respektirte, daß sie mir gegen zwei Mark acht Schilling Courant von drei zu drei Monaten eine Fremden-Aufenthaltskarte verabreichte. Aber die Eigenthümlichkeit meiner Stellung ging noch weiter und höher. Da mich nämlich keine Regierung als den ihrigen haben wollte, so war ich dadurch unverhofft aus allem und jedem Unterthansverbande befreit; ich war zur Strafe für meine kirchlichen und politischen Sünden gewissermaßen ein souveräner Mann geworden.

Aber ich war nicht zum Souverän geschaffen, denn ich hatte wahre und innige Vaterlandsliebe im Herzen. Deshalb ergriff mich zu Anfang des Jahres 1848 die tiefste patriotische Angst. Ich ahnte das Hereinbrechen der Revolution und die bittern Wehen, die sie über Österreich bringen mußte. Unwiderstehlich drängte es mich, zur Abwendung des Unheils zu thun, was ich

in meiner Lage und nach meinen Kräften thun konnte. Noch einmal wollte ich nach Österreich hinrufen, was der Inhalt aller meiner politischen Schriften war: »Gebt die Reform, um die Revolution zu vermeiden!« Die Tendenz, in welcher ich's that, beweist der Weg, den ich einschlug. Ich schrieb im Namen Österreichs eine Bittschrift an das österreichische Kaiserhaus. Gern hätte ich sie blos schriftlich eingesandt, allein ich wußte, daß dies eine Unmöglichkeit. So schickte ich, um so viel als möglich literarisches Aufsehen zu vermeiden, die offene Bittschrift an die Heidelberger »deutsche Zeitung,« von der ich wußte, daß sie in Österreich im Publikum wenig verbreitet und nur in höheren Kreisen bekannt war. Gervinus wagte die Aufnahme nicht. Nun sandte ich das Manuskript nach Leipzig. Dort verweigerte die Censur das Imprimatur. Und doch war es im vollsten Sinn des Wortes eine Bittschrift. In treuer Vaterlandsliebe flehte ich um zeitgemäße Reformen und das einzige für die damalige Zeit Entsetzliche in dem Schriftchen war, daß ich — die Entlassung Metternichs verlangte. Mit blutendem Herzen legte ich die Schrift zu andern fruchtlosen Versuchen; der redliche Eifer, mit dem ich sie geschrieben, spiegelte mir die Möglichkeit vor, daß sie vielleicht etwas genützt hätte.

Im Februar trat die Entscheidung immer näher. In Paris mußte sie eintreten. Dort hatte die alte ränke-

volle Diplomatenpolitik ihren Höhepunkt erreicht. Mit Ludwig Philipp war sie zur unmittelbaren Herrschaft gelangt, er war der echte Diplomatenkönig; mit ihm mußte das fluchwürdige System des Betruges vom Thron gestürzt werden. Der calvinische Jesuit Guizot, der Gelehrteneigensinn für Staatsweisheit hielt und dem Idol seiner Regierungsmoral alles Sittlichkeits- und Ehrgefühl des Volkes opfern wollte, und Metternich, der »Nestor der Diplomatie,« d. h. der Altmeister der Lügenpolitik, waren die treuen Diener des schlauen Herrn, der sich Bürgerkönig und Napoleon des Friedens schelten ließ, während er doch nichts war, als — ein Enkel des heiligen Ludwig. Diese drei Männer unterfingen sich, die durch den Geist der Zeit längst zertrümmerte Form der socialen und politischen Bildung herstellen und verewigen zu wollen, welcher Frevel um so verdammungswürdiger war, weil die hochmüthigen Triumvirn von keinem andern Beweggrund geleitet wurden als von ihrer persönlichen veralteten Weltanschauung und von der ichsüchtigen Besorgniß, daß sie als vertrocknete Mumien der Vergangenheit bei der Neugestaltung der Dinge keine Rolle mehr spielen könnten.

In Hamburg herrschte lebhafte Bewegung. Alle Vereine waren thätig; die demokratischen Elemente erhoben sich zu frohen Hoffnungen. Ich selber hielt am 20. Februar in der Tonhalle zum Besten der armen Schlesier einen Vortrag, der meinen Freunden die

Besorgniß erregte, ich würde unmittelbar darauf arretirt oder ausgewiesen werden. Mein Fürchten und Hoffen war aber mehr als jemals nach Österreich gerichtet. Ich sah voraus, daß es diesmal nicht gelingen werde, den Kaiserstaat gegen die Zeitbewegung abzusperren. Unvorbereitet in dieselbe hineingerissen ging Österreich offenbar den größten Gefahren entgegen. Je lebhafter ich dies fühlte, desto mächtiger ergriff mich der Gedanke, daß es jetzt oder niemals möglich wäre, das alte System zu stürzen, ohne daß dadurch die Monarchie erschüttert würde. Gelang es, sowol die öffentliche Meinung als die zunächst betheiligten Glieder des Kaiserhauses zum Verständniß der Zeit und der gefährlichen Lage Österreichs zu bringen, so konnte auf dem friedlichen Wege der Reform von oben herab alles erreicht werden, was Österreich zunächst brauchte und zu entwickeln im Stande war. Ich fühlte das Recht und die Pflicht, meinerseits für diesen patriotischen Zweck zu wirken. Mein Wahlspruch dabei war Lessings Wort: »Ich thue, was ich kann; und thue nur jeder eben soviel.« Am 27. Februar, als schon Gerüchte über ernste Pariser Ereignisse in Hamburg verbreitet waren, nahm ich meine »offene Bittschrift« wieder hervor und erweiterte sie zu einer Flugschrift, der ich den Titel gab: »Österreich über alles, wenn es nur will.« Als Motto nahm ich den bedeutsamen Satz, welchen Hegel in seiner Philosophie der Geschichte über Österreich spricht: »Österreich ist

nicht ein Königthum, sondern ein Kaiserthum, d. h. ein Aggregat von vielen Staatsorganisationen.« Ich wünschte damals und wünsche jetzt, daß die österreichische Regierung diesen Satz des Philosophen sich zum Leitstern nehmen möchte. Er sagt aber nichts anderes, als daß Österreich nur bei einem die nationalen Gefühle und historischen Erinnerungen der einzelnen Völker möglichst befriedigenden Föderativsystem bestehen kann, und daß ein solches System im Begriff und Zweck eines Kaiserthums liegt. Freilich ist auch die größtmögliche Machteinigung nothwendig für den Begriff und Zweck des Kaiserthums, aber sie soll und kann nicht durch Gewalt erzwungen, sie muß gewonnen werden, sie muß sich von selbst entwickeln durch das erkannte Bedürfniß der Völker und dadurch, daß die Regierung durch eine freisinnig volksthümliche, großartig ehrenvolle Politik dem Bedürfniß der Völker genug thut. In diesem Sinne schrieb ich die Flugschrift, und durch diesen Sinn und Zweck ist der Titel gerechtfertigt: »Österreich über alles, wenn es nur will!«

Am 28. Februar gegen Mittag hatte ich das letzte Wort niedergeschrieben, da trat Freund Campe, glühend vor Aufregung, in meine Stube und rief mir zu: »Der Bürgerkönig ist in die Vakanz geschickt!« Darauf erging er sich mit republikanischer Freude in Erwägung aller möglichen Folgen des großen Ereignisses; ich aber hörte ihn nur mit halbem Ohr, denn ich dachte zitternd an

Österreich. Campe lachte über meine loyale Gutmüthigkeit, als ich ihn mit dringender Hast aufforderte, mein »Österreich über alles« zu hören und sofort in Verlag zu nehmen. — »Dort wird der gute Rath jetzt wol zu spät kommen,« sprach er, nahm aber das Manuscript sogleich mit fort, um es nach Wandsbeck in Voigt's Druckerei zu senden. Abends schon hatte ich die Korrektur, mit der ich des andern Tages in aller Frühe selber nach Wandsbeck eilte, um die sofortige Vollendung des Satzes zu betreiben. Aber selbst diese Eile genügte mir nicht. Die Versendung der Schrift auf dem gewöhnlichen Buchhändlerwege erschien mir viel zu langsam, denn ich hatte das ängstigende Gefühl, es sei Gefahr im Verzuge. Meine Gegner werden dies vielleicht lächerlich machen, werden darin eine eitle Wichtigmacherei finden wollen. Lächerlich mag es allerdings sein, daß ich, der offiziell Verlästerte und Verketzerte, über dessen Patriotismus eben erst Herr Johann Sporschil ein großes Tintenfaß metternich-sedlnitzkischen Giftes ausgegeifert, den er in polizeilicher Haßtrunkenheit den Marat der österreichischen Broschürenschmiede genannt, lächerlich ist es allerdings, daß ich ein so gutmüthiger Marat war, um mit meiner bittschriftlichen Broschüre hohen Orts einen Erfolg zu hoffen. Aber ich war und bin eben kein praktischer Politiker, vielmehr erfüllen mich die Praktiken der praktischen Politik mit Abscheu, deshalb verfiel ich auf den unpraktischen Gedanken, eine Anzahl

von Exemplaren meiner Flugschrift auf ganz dünnes Papier drucken zu lassen und sie einzeln unter Briefumschlag durch die Post an bekannte Männer zu senden, denen ich Einfluß zutraute; ja meine unpraktische Schwärmerei ging so weit, daß ich ein Exemplar an den Grafen Bombelles sandte in der wahrscheinlich unpraktischen Hoffnung, daß er die Schrift nicht nur selbst lesen, sondern sie auch weiter hinauf befördern würde! Heulern und Wühlern wird dies unbegreiflich erscheinen; ich selber begreife jetzt meine damalige Stimmung nicht, die mir den tollkühnen Muth gab, das von der Censur-Hofstelle erfundene Verbrechen der literarisch-politischen Brandstiftung in so hohen Regionen verüben zu wollen!

Während meine incendiarische Flugschrift durch die k. k. Post verbreitet wurde, trieben die Wogen der Revolution schon weit über Deutschland hin und brandeten bereits an der chinesischen Mauer Österreichs. In Hamburg gab es in der Nacht des 3. März den ersten Tumult. Zum erstenmal hörte ich das schauerliche Zorngeheul des empörten Volkes. Das Stadthaus und die Wohnungen verhaßter Magistrate wurden bedroht, doch die vortreffliche Bürgerwehr, hamburg'schen Humor auf der Bajonettenspitze, stillte den Aufruhr in dieser Nacht glücklich. Doch wiederholte er sich des andern und nächsten Abends, und da man Soldaten einschreiten ließ, so kam es zur Schlägerei und es fielen Menschenopfer. In Hamburg wurde von jeher der unschuldigste Auflauf gefährlich,

wenn man Soldaten dagegen verwendete. Das hanseatische Volk haßt die Hanseaten. (Es ist sonderbar, daß in den Hansestädten vorzugsweise, ja fast ausschließlich nur das Linienmilitär den berühmten Namen Hanseaten führt.) Ich erhielt damals auch den ersten leisen Vorgeschmack von dem jetzigen Universal-Radikalmittel der Reaktion. Hamburg wurde in eine Art von Belagerungszustand erklärt. Doch weitmehr als dies beruhigte die Stadt das beunruhigende Gerücht, daß preußische Truppen einrücken würden! Der hochweise Senat der Republik bewies überdies eine wahrhaft königliche Munificenz in schönen Verheißungen. Die Verfassung sollte endlich dergestalt reformirt werden, daß Hamburg nicht mehr von dem bittern Spotte Börnes getroffen werden könnte, der bekanntlich gesagt hatte, die deutschen Großmächte hätten die vier deutschen Freistädte nur deshalb bestehen lassen, um die republikanische Staatsform lächerlich zu machen. Denkwürdig ist es, wie humoristisch in Hamburg die Preßfreiheit erzwungen wurde. Bekanntlich hatte damals der durchlauchtige Bundestag die hohe Gnade gehabt, den einzelnen deutschen Regierungen zu erlauben, die Preßfreiheit zu gewähren. Der Senat von Hamburg beeilte sich, zu versprechen, daß er die Censur abschaffen werde, sobald ein provisorisches Preßgesetz vollendet sein würde. Dagegen erklärten die Führer des Volkes, man wolle und müsse die Preßfreiheit sogleich haben. Dieser Beschluß wurde eines durstigen Abends

im großen Bierkonvent des Kellergeschoßes der Tonhalle gefaßt, wo in jenen Tagen und Nächten ein permanentes Parlament saß. Sofort begab sich eine Deputation aus der Kneipe auf das Stadthaus zum Polizeiherrn und erklärte, das souveräne Volk würde ohne Zweifel eine Revolution machen, wenn nicht am nächsten Morgen die Preßfreiheit proklamirt würde. Der galante Polizeiherr bat die Deputation, einen Augenblick niederzusitzen, und eilte zu den glücklicherweise noch versammelten wohlweisen und hochedlen Vätern der Stadt. Das Frühlicht des Jahres erleuchtete die sonst ziemlich obscure Körperschaft so sehr, daß schon nach einer Viertelstunde im Bierkonvent die Preßfreiheit proklamirt wurde. Des andern Morgens erschien die ämtliche Kundmachung, und die Buchhandlung Hoffmann und Campe machte dem nunmehr quiescirten Censor Hoffmann einen Condolenzbesuch. — Ich genoß die Freude über diese Errungenschaft nicht ohne bittern Beigeschmack. Ich dachte, wie dreißig Jahre lang die edelsten Männer Deutschlands mit allen Waffen des Geistes, mit allen Gründen der Ehre und des politischen Nutzens vergebens um die Preßfreiheit gerungen. Und nun erhielten wir sie auf eine so leichte, fast frivole Art! Und warum? — Weil die Franzosen wieder einen König davongejagt. Diese schimpfliche Abhängigkeit unsers politischen Lebens betrübte und beschämte mich.

Aber ich hatte noch einen andern Grund zu tief-

ster Betrübniß und Scham. Überall erblühte der Völkerfrühling, selbst in München triumphirte das lebendig gewordene Volksbewußtsein — nur Österreich blieb stumm und todt! — Ich schämte mich auszugehen, weil ich die Freude der Bevölkerung nicht theilen, weil ich die oftmalige Frage: »Nun, wie steht es bei Ihnen in Österreich?« nur mit trostlosem Schweigen beantworten konnte. Am 9. erhielt ich einen Brief aus Wien vom 7. März. Ein Mann, der an der Spitze der damaligen ständischen Opposition stand, schrieb mir: »Freund, wir haben nichts zu hoffen. Metternich steht jetzt fester als je!« Ein anderer Freund bestätigte in einem Briefe vom 9. März, den ich am 12. erhielt, diese trostlose Lage Österreichs. Er schilderte mir den Indifferentismus der Wiener, meinte, von dieser Bevölkerung sei keine Nachahmung der münchner moralischen Revolution zu hoffen, und pries mich glücklich, daß ich mich schon früher von der Heimat losgerissen und in freien Regionen eingebürgert hätte. Aber ich war nie unglücklicher, denn ich fühlte mich nie lebhafter als Österreicher wie damals. Ich enthielt mich aller Theilnahme an der Bewegung in Hamburg; ich war ja daselbst doch ein Fremder. Nur dem Stiftungsfest des Arbeitervereins, dessen Mitglied ich war, wohnte ich bei und hielt dem ehrwürdigen Arbeiterstande eine Beglückwünschungsrede, weil auch ich zu den Schwärmern gehörte, die da hofften, die Bewegung des Jahres 1848 werde keine blos und

gemein politische, sondern eine christlich-humane sein, d. h. sie werde sich nicht begnügen, einiges unwesentliche in der Regierungsform zu ändern und höchstens die Zahl der Privilegirten zu vermehren, sondern sie werde endlich einmal wenigstens den ehrlichen Versuch machen, das Menschen- und Bürgerrecht derjenigen Volksklassen zur Anerkennung und Geltung zu bringen, die in unsern pharisäisch-christlichen Staaten schlimmer daran sind als die Sclaven des heidnischen Alterthums.

Am 15. März stieg mein verzweifelnder Trübsinn so sehr, daß mich beim Anblick eines aus dem Hafen auslaufenden Auswandererschiffes lebhaft der Gedanke ergriff, mir jenseits des Oceans — nicht etwa eine neue Heimat zu suchen, sondern nur mich des peinigenden Gefühles zu entledigen, auf heimatlichem Boden heimatlos zu sein. Wäre es möglich gewesen, ich hätte mich sogleich eingeschifft. Um die trostlose Öde meines Innern wenigstens scheinbar durch Reisegefühl zu erfrischen, bestieg ich ein Elbdampfschiff; holte mir aber in Harburg nichts als die schmerzliche Anschauung, daß es selbst in Hannover besser geworden — und nur in Österreich nicht!

Es war 9 Uhr Abends, als ich voll des bittersten Unmuthes meine einsame Stube betrat. Ich fand einen Brief von einem lieben Hamburger Freunde. Auffallenderweise nannte er mich auf der Adresse mit einem hohen Amtstitel, dessen Erstrebung mir später in Österreich

theils verdächtigend theils verführend zugemuthet worden. Mich verletzte dieser Scherz, denn er mußte mir wie eine Verspottung meiner Hoffnungslosigkeit vorkommen. Kaum mochte ich den Brief öffnen, und als ich es gethan, las ich — den Bericht eines Augenzeugen über die Wiener Ereignisse des 13. März bis 2 Uhr Nachmittag! Soll ich beschreiben, was mein Herz dabei empfand? Mein Gefühl war eben eine einzelne Stimme in dem Jubelchor, welchen die ganze gebildete Menschheit über jene ewig ruhmwürdige Märzrevolution der Wiener erhoben. Was ich in meiner besondern Stellung mehr und tiefer empfinden mußte als andere, das haben viele meiner Freunde dadurch bezeichnet, daß sie mitten in der Begeisterung jener Tage, die ich nicht mit erleben durfte, weil ich für meinen Theil ihnen vorgearbeitet, meiner gedachten und sagten und schrieben: »Was wird Schuselka in Hamburg dazu sagen!«

Ich eilte mit der Wundermähre zu Julius Campe. Ihm mußte ich zuerst die Botschaft bringen, daß in Wien sich der Geist zum siegreichen Kampf erhoben. Seit Jahren hatte Campe zahlreiche Gedankengeschwader in die Geistesschlacht gesendet, die lange im stillen gekämpft wird, bis endlich der Geist auch die Fäuste bewaffnet. Und Campe war in diesem Kampfe ein wackerer Kämpe. Galt es einen Streich auszuführen, so zog er nicht mit einem dürftigen Häuflein zaghaft aus, sondern rüstete verschwenderisch Tausende aus, um

wie er mit Napoleon'schem Stolze sagte, mit Massen zu wirken. Mit wahrem Feldherrngenie*) leitete Campe die Operationen gegen die schwarzen Garden der Dummheit und des Despotismus. Wie alle großen Feldherren schonte er seine Truppen nicht. Die gefährlichsten Positionen griff er am liebsten und ungestümsten an, ohne sich viel zu kümmern, ob dabei Hunderte seiner Freischärler vernichtet, d. h. nach feindlichem Sprachgebrauch confiscirt wurden. Campe hatte seine Truppen darnach eingerichtet. Es mußten dreiste, furchtlos verwegene Kerle sein, durften aber dem Feldherrn nicht viel kosten. Er kleidete sie in eine grobe graue Montur, und da sie nach dem Urtheile der Feinde geistige Brandstifter waren, so ließ sie Campe an Ort und Stelle so sehr brandschatzen, daß ihm ein glücklich ans Ziel Gelangter drei Verunglückte ersetzte. Dabei war er unübertroffen in Schnelligkeit und Umsicht der Truppenvertheilung und unerschöpflich in Kriegslist. Bevor man im feindlichen Hauptquartier nur wußte, daß Campe ins Feld gerückt, hatten

---

* Campe leitete den Vertrieb seiner größtentheils durch strenge Verbote ausgezeichneten Bücher wirklich mit militärischen Intentionen. Die Vergleichung des literarischen Kampfes mit dem militärischen liegt auch nahe genug. Auch ich gefiel mir in einem solchen Gleichniß. Ich hatte meine politische Laufbahn mit dünnen Flugschriften begonnen — das waren die Plänkler. Dann kam ich mit schwerem Geschütz — mit Zwanzigpfündern — Zwanzigbogenschriften.

seine Truppen schon das ganze Land besetzt, und mit einem Schlage geschah nun der Angriff auf tausend Punkten zugleich. Deshalb waren die grauen Bücher aus dem Buchladen an der Ecke der Schauenburger Straße zu Hamburg in der Staatskanzlei und bei der Censur-Hofstelle zu Wien fürchterlichere Schreckbilder als jetzt die echten und falschen Rothmäntler in den Kinderstuben. Die Armee der Gedankenhäscher und Seelenwürger hätte lieber mit dem leibhaftigen Satan zu thun gehabt als mit Hoffmann und Campe.

Campe wußte nichts von dem großen Wiener Ereigniß. Auch an der Börse war nichts davon verlautbart. Doch meine Nachricht war untrüglich. Campe freute sich wie Jemand, dem ein eigenes schweres Werk gelungen; obwol der Feldherr sich nicht verhehlen konnte, daß er den fruchtbarsten Schauplatz seines Wirkens verlieren würde. Wir theilten die Neuigkeit dem Redakteur des Hamburger Correspondenten mit. Auch er wußte noch nichts und hielt die Nachricht für so unglaublich, daß er sich erst nach langer Bedenklichkeit entschloß, in seinem Blatte mitzutheilen: »Privatnachrichten zu Folge soll in Wien am 13. März u. s. w.« Das las man am andern Morgen, und nun empfing ich den ganzen Tag hindurch Gratulationsbesuche. Männer des Volkes besuchten mich, den sie als Mann des Volkes liebten, und drückten mir ihre Freude über die Erhebung des österreichischen Volkes aus. O, mit

welch' seligem Stolze fühlte ich mich jetzt in der That als Vertreter des österreichischen Volkes! Bald nach meiner Ankunft in Hamburg ließ ich mich einmal in einer vornehmen Gesellschaft durch die Witzeleien von Patriziern und Diplomaten zu dem Ausruf hinreißen: »Baron Kaisersfeld (der damalige österreichische Minister-resident) ist hier nur der Vertreter Metternichs; ich aber vertrete das österreichische Volk!« Damals, wo Metternich der allmächtige Despot der Despoten, ich dagegen ein paßlos flüchtiger Literat war, und das österreichische Volk eine gedankenlose Heerde schien, wurde meine Äußerung als hoffärtige Selbsttäuschung aufgenommen; jetzt aber war sie durch die herrlichste Volksthat gerechtfertigt. Jetzt war ich wirklich der Vertreter des österreichischen Volkes in Hamburg, und nicht im k. k. Gesandtschaftsbureau, sondern bei mir wurden die Glückswünsche dargebracht. Und das mit Fug und Recht. Wenn irgendwo ein souveräner Sprößling geboren wird, so gratuliren allerorten die Diplomaten und Hofschranzen dem Gesandten des betroffenen Potentaten. Diesmal aber gratulirten Demokraten einem Literaten, denn es war ein neuer Souverän geboren worden — das souveräne österreichische Volk.

Als ich am Abend desselben Tages aus der nämlichen Quelle den siegreichen Fortgang der Bewegung erfuhr, stand mein Entschluß fest, nach Wien zu eilen. Die Freunde warnten mich, da es ja immer noch

möglich, ja sogar wahrscheinlich wäre, daß die ganze Bewegung niedergeschlagen würde. In mir aber frohlockte die Zuversicht, daß dies nimmermehr gelingen könnte. Und sollte der Versuch gemacht werden, so wollte ich dabei sein, ihn mit allen Waffen zu bekämpfen.

Am 17. März fand ich den Zettel eines Freundes, der oft im Hause des österreichischen Consuls von Pretis verkehrte. Er schrieb mir: »Metternich abgedankt; der Kaiser Preßfreiheit und Constitution bewilligt. Officiell von Pretis.« Am 18. erhielt ich schon ein Exemplar des Manifestes, durch welches sich Ferdinand I. unsterblichen Ruhm erworben. Dies Blatt lag vor mir, ich starrte durch Thränen die Wunderworte an und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen. In Österreich Preßfreiheit, Nationalgarde, Constitution! Das Herz wollte mir zerspringen. Schon brachten die Zeitungen die rührenden Einzelheiten dieser in ihrer gemüthlichen Einfachheit großartigsten aller Revolutionen. Mein Schmerz, nicht dabei gewesen zu sein, wurde gemildert durch den Triumph, den ich im Namen Österreichs feierte. Man umarmte mich auf offener Straße und zollte mir die Huldigung, die man dem erstandenen Genius Österreichs darbringen wollte. Zum erstenmal empfand ich das lang ersehnte Gefühl des Nationalstolzes. — Am selben Tage wurde mir ein rührender Beweis, daß man in Wien meiner gedachte. Ich erhielt auf einmal drei Briefe von meinem lieben Freunde Bauernfeld. Alle drei

enthielten nichts als die lakonischen Worte: »Komm so schnell als möglich nach Wien; wir brauchen dich!« Damit die Aufforderung ja gewiß an mich käme, hatte der biedere Freund sie auf drei verschiedenen Wegen abgesandt.

Mein Koffer stand gepackt. Am 19. März nahm ich wehmüthig Abschied von der deutsch-katholischen Gemeinde, der ich seit ihrer Gründung mit Liebe angehört und gedient, mit der ich eben wenige Tage vor dem Anbruch der neuen Zeit als Vorsitzender die parlamentarische Berathung und Feststellung einer von dem trefflichen Prediger Weigelt entworfenen Verfassung vollendet hatte, welche allen Gemeinden, die ihr religiöses Bewußtsein aus Ceremonien-, Buchstaben- und Pfaffenknechtschaft retten wollen, empfohlen werden darf. *) Die Gemeinde hatte ihres ehrlichen freien Bekenntnisses wegen schlimme Kämpfe zu bestehen, schmerzliche Kränkungen des religiösen Gefühles zu ertragen gehabt. Obwol in einer protestantischen und freien Stadt, war uns dennoch nicht Anerkennung, ja nicht einmal völlige Duldung zu Theil geworden, den im Senat herrschte Pietismus und Servilismus gegen die katholischen in Hamburg vertretenen Staaten, zumal gegen Österreich. Die Gemeinde durfte keinen Gottesdienst

*) Die Wiener Gemeinde hat sie fast unverändert angenommen.

ankündigen und den Namen Deutschkatholiken nicht öffentlich gebrauchen. Als man gegen solche verfassungswidrige Willkür protestirte, gab der Syndikus der lutherischen Freistadt, Dr. Kaufmann, die merkwürdige Äußerung, die römisch-katholische Gemeinde würde sich beschweren, wenn man das öffentliche Auftreten einer deutsch-kotholischen gestattete. Wegen einer in offener Versammlung nach urchristlichem Gebrauche vorgenommenen Taufe wurden die Eltern und der Prediger in Untersuchung gezogen; letzterer erhielt nicht die Erlaubniß sich in Hamburg trauen zu lassen, sondern mußte aus der Freistadt in die herzogliche Residenzstadt Braunschweig seine Zuflucht nehmen! Nun war auch der Freiheit dieser Gemeinde die freie Bahn geöffnet, und die Freude darüber linderte mir den Schmerz der Trennung.

Am selben Tage kam die Nachricht von dem blutigen Mißverständniß in Berlin; von dem hartherzigen Widerstande des Königs, von dem ruhmvollen Barrikadensiege des Volkes. Die Aufregung darüber war groß und allgemein. Man beschloß, den Berlinern Pulver und Waffen zu senden, und es fanden sich auch kampflustige Männer, die diesen Kriegsbedarf hinüberbringen wollten. Der Vergleich des Berliner mit dem Wiener Ereigniß drängte sich auf, und der grausam blutige Gegensatz trat grell hervor. Österreich hatte in der öffentlichen Meinung einen Vorrang vor Preußen ge-

wonnen, der im Stande war, alle Versäumnisse des Kaiserstaates mit einemmal gut zu machen. Mein patriotisches Herz jubelte.

Man wollte mir widerrathen, den Weg über Berlin zu machen. Allein ich blieb bei meinem Entschlusse. Ein neues Zeitalter der Revolution war angebrochen. Ich wünschte und ahnte, darin nicht müßig zu sein, deshalb hielt ich es für sehr zweckmäßig, die nächste Gelegenheit zu benützen, um auch den Schrecknissen der Revolution ins Antlitz schauen zu lernen, ohne über dem Schrecken den Segen zu vergessen. Ich fühlte es, daß man in Zukunft starke Nerven nöthig haben würde.

Am 20. März Mittags verließ ich Hamburg unter dem Hurrah-Rufe der Gemeindemitglieder, mit wehmüthig ernsten, zurück und vorwärts blickenden Gedanken. Die trübe Vergangenheit erschien mir jetzt, wo sie völlig abgeschlossen war, freundlich verklärt, so daß ich mich schmerzlich von ihr trennte und mit bangen Gefühlen in die offenen Arme der Zukunft eilte. Oft hatte der Gedanke an die Heimkehr, da sie mir noch für immer unmöglich erschien, mich mit schmerzseliger Sehnsucht erfüllt; jetzt aber, wo ich wirklich heimkehrte und unter so glücklichen Verhältnissen, wie ich sie nie zu hoffen gewagt, jetzt fühlte ich lebhaft, daß des Deutschen Vaterland größer sei, als der Fleck, wo er als Erbgutstück einer regierenden Dynastie allerunterthänigst zur Welt gekommen.

Der Eindruck, den das herrliche Hamburg auf mich gemacht, lebte in ursprünglicher Frische in mir auf. Als Flüchtling war ich hingekommen, mit so wenig Hoffnung dort ein Asyl zu finden, daß ich schon von Jena aus an den Syndikus von Helgoland geschrieben und angefragt hatte, unter welchen Bedingungen man auf jener durch brittische Herrschaft freien deutschen Insel Heimat- oder wenigstens Paßrechte erwerben könnte. Ich erhielt die Antwort, ich brauchte auf Helgoland blos eine, wenn auch nur scheinbar bleibende kleine Wohnung zu miethen, dann könnte ich mit einem königlich großbritanischen Passe in alle Welt reisen und müßte überall als Engländer respektirt werden. Ich hatte also die reizende Aussicht, als englisirter Österreicher im deutschen Vaterlande leben zu dürfen! Doch die freimüthige Gastfreundschaft Hamburgs ersparte mir und dem Vaterlande diese Schmach. Trotz Metternich und Sedlnitzky fand ich in Hamburg eine Freistätte. Ich wurde ein Hauptparteigänger in Campe's grauer Armee, ich trug wesentlich mit dazu bei, daß Hamburg bei Metternich in Ungnade fiel und durch Abberufung des Gesandten gestraft wurde, aber ich blieb unangefochten, ja freundlich bevorzugt in Hamburg. Alles was der Senat auf Andringen Österreichs scheinbar gegen, in der That aber für mich that, bestand darin, daß er meine Bücher bei 50 Thaler Strafe für jedes verkaufte oder ausgelegte Exemplar verbot. Campe aber steckte

das Polizeiedict an den Spiegel seines Buchladens und zwei Schritte davon prangten meine Bücher auf dem Auslegtische! Weit mehr jedoch als ein wohlweiser und hochedler Senat bot mir die biedere, gemüthliche, hochherzige Bevölkerung. Mit freudigem Stolze darf ich es sagen, mich ehrte die Liebe der Stadt. Ich fand so edle, theilnehmende und werkthätige Freundschaft, wie ich sie in meiner wirklichen Heimat nie genossen. Leicht wäre es mir geworden, hamburger Bürger zu werden, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, in meiner souveränen Ausnahmstellung zu bleiben. Ich zog es vor, lediglich, um dem wahnwitzigen Machtgebot einer Regierung zu trotzen, die sich erfrechte, mich meiner politischen und religiösen Ehrlichkeit wegen meiner angebornen Rechte berauben zu wollen; sonst wäre ich mit begeistertem Stolze ein Bürger Hamburgs geworden, denn ich hielt und halte es für eine über allen Vergleich höhere Ehre hamburger Bürger zu sein, als k. k. Minister oder deutscher Fürst; weil der hamburger Bürger das erhebende Bewußtsein hat, Theilnehmer einer Bürgerthatkraft zu sein, die dem ganzen großen Vaterlande Heil und Segen bringt und den deutschen Namen in allen Welttheilen ehrt und verherrlicht, während die deutschen Minister und Fürsten keinen andern Beruf erfüllt haben und erfüllen, als Deutschland zu erniedrigen und elend zu machen. Ich blieb souveräner Österreicher und wurde nicht hamburger Republikaner, obwol selbst der

sehr bescheidene Republikanismus Hamburgs ganz geeignet ist, die christliche Menschheit von dem Erdübel des Glaubens an die Nützlichkeit oder gar Nothwendigkeit des monarchischen Princips gründlich zu befreien. Hamburg ist nur eine freie Stadt, und der republikanische Lebensodem derselben muß der allerhöchsten Nachbarschaften wegen gar viele monarchische Miasmen verschlucken, aber dennoch ist diese Stadt als Staat reicher, kräftiger, geachteter, glücklicher als manches tausendmal größere, gescepterte Reich. In Hamburg können die Götzendiener des Monarchismus sehen, daß herrliche Bauten aufgeführt, vortreffliche Anstalten gegründet, Eigenthum und Recht geschützt, Verbrechen gestraft, ja daß sogar Wasserleitungen und Gasbeleuchtung hergestellt und die Straßen gereinigt werden können — ohne Landesvater. Dies sagte ich mir oft in Hamburg, sage es jetzt in Wien und darf es sagen, weil ich ja doch nicht Republikaner wurde, sondern in das monarchische Österreich heimkehrte, der Monarchie diente, und ihr dienen werde, so lang sie das freiwillige Gesetz der Mehrheit des Volkes bleiben wird. —

Ich zog von Hamburg nach Wien, von der freien Stadt des Nordens nach der zur Freiheit auferstandenen Hauptstadt des Südens. Hamburg hat einen großen Beruf großartig erfüllt; Wien hat einen ähnlichen größeren zu erfüllen. Zwischen beiden Städten, obwol so verschieden an Ursprung, Lage und Verhältnissen,

herrscht eine wunderbare und doch natürliche Ähnlichkeit als ob die Pole des deutschen Lebens sich berührten. Beide Städte sind ausgezeichnet durch naturkräftig thätiges und fröhliches Volksleben, beneidet und verrufen wegen angeblich vorherrschender materieller Genußsucht; beide Städte sind lebendige Riesendenkmäler deutscher Volkskraft, unerschöpflich reiche Quellen, aus denen der Einfluß deutscher Gesittung über die Welt strömt. Was Hamburg durch seine günstige Lage und durch die freie Entwickelung seiner Bürgerkraft geworden ist, das kann und soll Wien unter gleichen Bedingungen in zehnfach höherem Grade werden, ein völkerverbindender Mittelpunct, eine Hochschule staatsrechtlicher und humaner Bildung und Freiheit, eine Ruhmeshalle deutscher Gewerbthätigkeit, Wissenschaft und Kunst. Wien wird diesen Beruf erfüllen. Die erste Bedingung, die von der Natur begünstigte Lage, harrt seit Jahrhunderten auf Benützung und die zweite Bedingung, die Freiheit, ist durch freie Volkserhebung errungen. Wien ist nicht mehr das alte pfäffisch verfinsterte und despotisch gefesselte, es ist frei! Ist es ungeachtet der langen Knechtschaft doch zu so großer Bedeutung emporgewachsen, was wird, was muß es werden durch freie Entfaltung seiner reichen Kräfte! Der Völkerjubel über die Märzthat ist ein wohlbegründeter, ist ein heiliges Hallelujah! Diese Märztage sind die großen Ostertage Österreichs. Der Genius Österreichs ist auferstanden aus langer Grabes-

nacht. Allerdings hat eine Revolution den Stein vom Grabe gewälzt; aber es war eine Revolution, jener gleich, durch welche der Frühling die Eisdecke des Winters zersprengt. Die wiener März-Revolution glänzt unter den herrlichsten und lieblichsten Thaten der Weltgeschichte. Der tapfere Jugendmuth, der diese Revolution begonnen, und die Mäßigung und Milde, durch die sie mit so wenig Leid und unter so großer Freude zum glücklichsten Erfolge geführt wurde, dieser Muth und diese liebreiche Gemüthlichkeit seien und sind von heilverkündender Vorbedeutung für die ganze Entwickelung Neuösterreichs. Zwei Worte aus dieser Revolution sind mit goldener Schrift in das Buch der Geschichte geschrieben: Der Heldenruf: »Stehen bleiben! Stehen bleiben!« mit welchem die Begeisterung des unbewaffneten Volkes die bleichen, zitternden Soldaten besiegte, und das kaiserliche Herzenswort: »Ich laß nicht schießen!« Möge der Geist, der diese Worte eingab, für beide, für alle Parteien wiederkehren und bleiben, damit man für humane Zwecke nicht auf unmenschliche und entmenschende Weise wirke! Muthig und mäßig, herzlich und herzhaft! So war es bei der Revolution, die Österreich zu einem neuen Leben erweckt; so sei und bleibe es bei der Gestaltung und beim Genusse dieses neuen Lebens. Aus einer solchen Revolution kann Heil und Segen kommen; sie ist heilbringend gewesen und wird es in ihren weitern Entwickelungen sein, was auch

Irrthum und Falschheit von beiden Seiten für traurige und verderbliche Episoden veranlaßt haben.

Damals war ich nur von der Jubelhoffnung erfüllt, daß sofort ohne Trübung und Störung sich alles leicht und fröhlich gestalten werde, was zur Neugestaltung Österreichs nothwendig. Es war dies die Hoffnung aller Österreicher. In ihrer Freude vergaßen sie, daß die Erfüllung dieser Hoffnung nach dem Zeugniß der Geschichte zu den Unmöglichkeiten gehört. Im bequemen leichtsinnigen Wohlleben geht die Freiheit verloren, aber errungen und behauptet wird sie nur durch schmerzliche Anstrengungen und schwere Opfer. Es ist der Wille der Vorsehung, daß die Fortschritte der Völker wie der ganzen Menschheit Blutspuren hinter sich lassen.

Damals vergaß auch ich diese Geschichtslehre und die Schwierigkeiten der Wiedergeburt Österreichs. Ich hoffte, daß die Verbrüderung der Nationen kein verfliegender Freudenrausch sein würde, daß diejenigen, welche Jahrhunderte lang Schmach und Knechtschaft miteinander getragen, sich in der Freiheit nicht feindlich trennen und verlassen würden. Ich gab mich nur der Begeisterung über die herrliche Frühlingsthat hin und der Bewunderung Derer, welche diese große Geschichtsthat vollbracht. Und welche großartige erschütternde und tröstliche Weltgerichtslehre tritt da zur Erkenntniß! Wie spielend leicht wurde eine Gewalt gebrochen, vor welcher so lange Zeit Millionen gefesselt im Staub gelegen!

Wie herrlich bewährte sich da das Himmelswort: »Gott ist stark in den Schwachen;« wie ging die Weissagung des Propheten in Erfüllung: »Ich will des Hochmuthes der Stolzen ein Ende machen und die Hoffart der Gewaltigen demüthigen!« *) — Die wiener Studenten machten eine siegreiche Revolution! — Studenten! — Wußte man denn früher, daß es deren in Wien gäbe? An der Jugend hatte das alte System am frechsten gefrevelt, darum wurde das Kettengewebe dieses fluchwürdigen Systems durch einen Jugendstreich zerrissen!

Rastlos war man bemüht gewesen, den Jugendmuth zu biegen und zu brechen, denn man wollte das sarkastische Wort Jean Pauls zur Wahrheit machen: »Ein gebogener Musensohn kann nichts anderes werden als ein kriechender Beamter auf allen Vieren.« Uneingedenk des Wortes der heiligen Schrift: »Den Geist dämpfet nicht,« war man geistmörderisch beflissen, die Jugend auf den Folterbänken der Schulen geistig und leiblich siech zu machen, damit sie so in das große allgemeine Kranken- und Irrenhaus des absoluten Staates passe. Aber der Geist bewährte siegreich seine göttliche Kraft; von den Jugend ging die Verjüngung Österreichs aus.

* Jesaia **13. 11.** — „Eulen werden in ihren Palästen singen und Drachen in den lustigen Schlössern!“ sagt der Prophet weiter. Wenn diejenigen, die gemeint sind, nicht in sich gehen, wird sich auch diese Weissagung an ihnen erfüllen.

In der Aula, die man zum entnervenden und verdummenden Klosterzwinger gemacht hatte, wuchs dennoch der Baum der Erkenntniß zu solcher Kraft und Höhe, daß er endlich den Zwinger zersprengte, durch sein mächtiges Rauschen das Volk aus dem Schlafe aufrüttelte und mit seinen Blüthenzweigen die freie Austria bekränzte.

Metternich, der seit dem Wartburgfeste der unermüdliche Verfolger und Kerkermeister der Studenten war, wurde durch einen Studentenputsch von seiner stolzen Höhe in die fluchbedeckte Tiefe ewiger Verachtung hinabgeschmettert.

Berlin, Breslau.



Der Weg von Hamburg nach Berlin war vor wie nach der Revolution langweilig. Weithin alles öd und flach, sandig und sumpfig. Ich war recht in der Stimmung, dies mißfällig zu bemerken; wie man überhaupt der Natur es verübelt, daß sie kein Herz hat für die Leiden und Freuden der Menschheit. Und besonders in jenen Tagen, wer hätte da nicht gewünscht, daß die Sonne feuriger gestrahlt, die Lerchen lauter gejubelt, der Frühling lieblicher geblüht! Aber alles war beim alten zwischen Hamburg und Berlin; selbst die Menschen erschienen mir so, die wir an den Bahnhöfen zu Gesicht bekamen. Vergebens suchte ich in ihren Mienen Aufregung und Begeisterung; sie blickten so alltäglich nüchtern, wie in den schönsten Tagen landesväterlicher Schläfrigkeit. Doch war dies gewiß nur scheinbar so. Kein fühlendes Herz ist von jenen großen Ereignissen unberührt und kein Lebensverhältniß, auf den Höhen wie in den Tiefen der Gesellschaft, unerschüttert geblieben. —

Erst in Spandau offenbarten sich die Zeichen der

außerordentlichen Zeit. Alles war voll von Soldaten, die vor dem zürnenden Volke aus Berlin hatten weichen müssen. Welch ein Wunder! die Soldaten-Residenz Berlin ohne Soldaten; Friedrich Wilhelm der Vierte ohne Garde dü corps und ohne den Prinzen von Preußen, mitten in einer Stadt, die blos von Volk bewohnt ist! Und doch noch König! Ja wol, doch noch König!

Ich dachte an die Thronrede, die dieser König aus Gottes Gnaden vor einem Jahre bei Eröffnung des vereinigten Landtags gehalten, über die ich vor Ärger ein ganzes Buch geschrieben, welches in Preußen in Ermangelung meiner Person als aufwieglerisch und majestätbeleidigend mit Beschlag belegt und eingestampft wurde. Ich dachte an das große Wort, welches der redselige König so gelassen ausgesprochen: »Keine Macht der Erde wird es je dahin bringen, daß sich zwischen mich und mein Volk ein beschriebenes Blatt Papier dränge!« Ich dachte daran, wie dieser fromme König in jener Thronrede eine solche Gottinnigkeit verrieth, daß er seine allerhöchste Person und den lieben Gott als ganz identisch hinstellte. Nun dachte ich mir, wie fürchterlich erschütternd es sein mußte, sich bei solch vermessentlichem Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit plötzlich von Gott verlassen zu sehen. Doch die Könige können viel vertragen. — Die Völker aber noch mehr.

Während ich dies und ähnliches dachte, war ich bei eingebrochener Dunkelheit in Berlin und fand die Stadt

illuminirt. Ich frug den Droschkenkutscher nach der Ursache. — »Weil der König die Constitution bewilligt!« — Nun, wenn der König glaubt, daß diese Beleuchtung seiner Gnade gilt, dann hat er in der That einen Hengstenberg'schen Glauben.

Ich ließ mich sogleich durch die Straßen fahren, wo der Kampf am heftigsten gewesen. Schon war der Fahrweg überall frei, die Barrikaden waren weggeräumt, und nur das aufgerissene Pflaster und die hie und da fehlenden Gossenstege zeigten noch, was hier vor 48 Stunden geschehen. Ich fuhr mit Ehrfurcht durch die Straßen, welche durch den heiligen Volkskampf für ewige Zeiten zu klassischen Geschichtsstätten geweiht sind. Welch andern Eindruck machte Berlin jetzt auf mich, als da ich es vor einem Jahre zum erstenmal gesehen! Wie verändert waren aber auch die Verhältnisse und meine Gefühle. Damals kam ich als Vertreter der deutschkatholischen Gemeinde von Hamburg-Altona zur Kirchenversammlung nach Berlin, debattirte im grauen Kloster über Glaubensbekenntniß, Taufe, Abendmal u. dgl. und langweilte mich in den schwülen stinkenden Straßen der Metropole der Wissenschaft aufs fürchterlichste! Wer hätte es den stutzerischen, witzsüchtigen, völlig blasirt scheinenden Berlinern zugetraut, daß sie sich zu einem solchen Heldenkampfe erheben würden! Wie tröstlich und begeisternd ist der Beweis, daß unser Geschlecht nicht so verweichlicht und entnervt ist, wie man

verzweifelnd geglaubt hatte. Glückliche deutsche Jugend, du wirst in Zukunft in den Schulen nicht blos von den Freiheitskämpfen der Griechen und Römer hören, die du überdies nicht als Muster der Nachahmung, sondern nur als philologisches Exercitium zu lesen bekamst, du wirst in Zukunft nicht mehr zu dem offiziellen allerunterthänigsten Enthusiasmus über den sogenannten Freiheitskampf dressirt werden, in welchem das deutsche Volk sein Blut in Strömen vergoß, lediglich um den verblichenen Purpur seiner wortbrüchigen Fürsten neu zu färben; nein, du wirst den Bürger-Heldenmuth bewundern, mit welchem deine Väter sich endlich die staatsbürgerliche Freiheit erobert, und du wirst unter solchen Anschauungen und Erinnerungen heranreifen zu einem unbezwingbar mächtigen, freien, wahrhaft souveränen Volke! —

Die Ruhe und Ordnung, welche in Berlin unmittelbar nach einer so fürchterlichen Aufregung herrschte, und zwar ohne Soldaten und Polizei herrschte, war bewunderungswürdig und gab den herrlichsten Beweis für den hochherzigen Edelmuth des Volkes. Nach einem solchen offenbar verrätherischen Angriff, nach einem so grausamen Kampfe, benützte das Volk seinen Sieg mit großmüthiger Mäßigung, und die Helden der Barrikaden zogen jetzt unverdrossen durch die Stadt, um Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Was dem Volke von Gottes und Rechts wegen gebührt, was

ihm im Interesse des Thrones selber längst hätte gegeben werden sollen und was ihm nur gotteslästerlicher Autokraten-Dünkel verweigert hatte, das mußte sich das Volk mit so blutigen Opfern erringen, und es begnügte sich damit und ging keinen Schritt über das hinaus, was sein ewiges Recht ist! —

Erst seit dem 18. März ist Berlin wirklich die Hauptstadt eines Volksstaates; bis dahin war es lediglich eine Residenzstadt und ein büreaukratisches und militärisches Hauptquartier. Es stand an der Spitze des preußischen Staates nicht durch sein Verdienst, nicht durch seine Thatkraft und geschichtliche Würde, sondern weil es den allergnädigsten Herren dieses Patrimonialstaates gefallen, dort ihr Hoflager zu halten und ihre Dienerschaft um sich zu versammeln. Berlin war das Produkt der Fürstenlaune und Fürstengunst, wie der ganze preußische Staat nichts war als ein glückliches militärisches und diplomatisches Experiment einzelner genialer und schlauer Fürsten. Erst seit Berlin sich erhoben, um für den künstlich und gewaltthätig aufgebauten Staatskörper die Seele staatsbürgerlicher Freiheit zu schaffen, ist es nach Recht und Verdienst die Hauptstadt des neu belebten Staates. Wien hat ein ähnliches Schicksal. Welch ein erhabenes Schauspiel ist es, den Geist dieser beiden Städte aus langer dumpfer Betäubung erwachen zu sehen! Die gefesselten Riesen zerreißen plötzlich ihre Ketten; sie wollen frei sein und sind es; sie stehen auf,

und vor ihrer Majestät liegen wie zitternde Zwerge diejenigen im Staube, die ihnen so lange mit frevelhaftem Übermuth den Fuß auf den Nacken gesetzt! — Bisher haben Wien und Berlin rivalisirt in eitlem und eklem Luxus, in kindischem Modefirlefanz, in chinesischen Hoffspektakeln; in Zukunft möge ein edler Wetteifer sie begeistern, Pflanzstätten socialer Bildung, Burgen bürgerlicher Freiheit, Ruhmestempel deutscher Ehre zu sein! Der Genius Deutschlands segne sie! —

Mächtig ergriff es mich, auf dem Pallast des Prinzen von Preußen zu lesen: »Nationaleigenthum.« Das Prunkgebäude war leer; der Prinz und seine stolze Gemalin waren auf der Flucht. Eine ergreifende Lehre! — Aber diese Geschlechter lernen und vergessen nichts.

In Berlin standen in den nächsten Tagen wichtige Scenen bevor, zunächst die Beerdigung der Gefallenen. Aber ich wollte hier nicht müßiger Zuschauer sein, mich zog es fort, um aus der Berührung der frei gewordenen heimatlichen Erde die Kraft zu schöpfen, dem neuen Österreich zu dienen. Ich fuhr noch in derselben Nacht gegen Breslau.

Auf diesem Wege erquickte mich der überall brausende Sturm der Volksaufregung. Auf allen Stationen wogten Männermassen, großentheils bewaffnet. Man hielt sich bereit, den Berlinern zu Hilfe zu ziehen, falls der König den Kampf erneuen sollte. Es ging das Gerücht, der Prinz von Preußen sei nur verschwunden,

um mit einer Armee — man nannte sogar eine russische — wieder zu kommen und Berlin zu bezwingen. Überall glühte zornige Kampfeslust. Welch ein Wunder war geschehen! War denn dies dasselbe Volk, welches Freunde und Feinde ein serviles Philistervolk gescholten? Der heilige Geist der Zeit war über sie gekommen, und sie kannten keine Furcht mehr. Es war ein wonniges Gefühl, durch den hoch wogenden Strom dieser Bewegung mit den revolutionären Dampfrossen hinzusausen!

Im Sonnenlichte des Tages strahlte mir das zornglühende Auge des Volkes noch göttlicher. Je weiter von Berlin und je unsicherer die Nachrichten, desto erbitterter war das Volk. Überall wurden wir angehalten und mußten Bericht erstatten. Hätte der König diese Reise gemacht, er würde wunderlich lehrreiche Dinge gehört haben. Aber er hätte im strengsten Inkognito reisen müssen!

Je näher wir an Breslau kamen, desto stärker wurde das Wetterleuchten der Revolution. Freilich war Schlesien, wie die Polizeiberichte sagen, schon längst von Demagogen durch- und aufgewühlt, was in vernünftiger und gerechter Sprache so viel heißt, als das biedere Gemüth, der gesunde Rechtssinn und das frei christliche Gefühl des schlesischen Volkes war schon längst über die herzlose, widerrechtliche und unchristliche Staatswirthschaft empört, und dazu kam noch der fürchterliche Wühler, der Erzdemagoge — der Hunger! Es

ist aber auch höchst charakteristisch, daß Schlesien, durch dessen Eroberung Preußen reich und mächtig wurde, unter der preußischen Landesväterlichkeit zum Hungerlande geworden ist. Nicht minder merkwürdig ist es, daß sich Preußen durch das von Österreich abgerissene Schlesien ein revolutionäres Element in seinen Staatsorganismus gebracht hat. Der Österreicher wäre fast geneigt, zu sagen: Ungerecht Gut gedeiht nicht!

In Breslau fanden wir den Bahnhof von bewaffnetem Volk besetzt und abgeschlossen. Unsere Wagen wurden geöffnet und freundlich grüßend bedeutete man uns, wir dürften nicht früher aussteigen, als bis wir ausführlich und auf Ehrenwort getreu berichtet, wie es in Berlin stünde, denn man mißtraue sowol den Zeitungen als den Regierungsberichten aus Berlin und wolle wissen, woran man sei, um jeden Augenblick loszuschlagen, wozu alles in Bereitschaft. Wir erzählten aufrichtig, was wir gesehen und gehört, und wurden dann mit einem Hurrah entlassen. Die Regierungs-Depeschen, welche der Postzug mitgebracht, wurden von den Volksmännern in Beschlag genommen. Die an den Präsidenten, der entflohen war, gerichteten wurden in den permanent versammelten Stadtrath gebracht; die Briefe an den Militär-Gouverneur wurden ihm zugestellt, er mußte sie aber in Gegenwart einer Volksdeputation öffnen und laut lesen.

Über unserer diplomatischen Berichterstattung hatten wir die Abfahrt des Zuges auf der Südbahn versäumt, und waren dadurch gezwungen, in Breslau über Nacht zu bleiben.

Ich war zum erstenmal in dieser Stadt, wo sich süd- und norddeutsche Elemente so merkwürdig berühren und mengen, wo sich in jüngster Zeit der frei christliche Geist gegen ultramontanen Götzendienst erhoben und eine Bewegung begonnen, die, was auch ihre Verirrungen sein mögen, dennoch die Vorläuferin künftiger, unser ganzes Leben durchdringender Reformen ist.

Breslau war vom heftigsten Revolutionsfieber ergriffen. Man fühlte die Glut des vulkanischen Bodens unter den Füßen und sah dort und da bereits die Flammen aufblitzen. Ich trieb mich unter der Volksmenge herum und hörte Äußerungen, die mich glauben machten, es werde noch an diesem Tage die Trennung von Preußen und die Republik proklamirt werden. Oft hatte man es bewundert, wie schnell die altösterreichischen Schlesier in Ultrapreußen verwandelt worden waren, im Franzosenkriege offenbarten sie in der That den glühendsten preußischen Patriotismus — und jetzt hörte ich sie mit Zorn und Abscheu gegen Preußen protestiren, jetzt fühlten sie sich stolz als Schlesier und träumten von einer schlesischen Republik! Für den Augenblick war Breslau wirklich eine freie Stadt. Der Stadtrath war die einzige Behörde; der Regierungspräsident und der Erzbischof waren ent-

flohen, und das Militär hielt sich, wie damals überall in furchtsamer Zurückgezogenheit.

Auf dem Rathhausplatze stand eine imposante Schaar bewaffneter Volksmänner, darunter viele wahrhaft martialische Gestalten. Wo sind doch diese so plötzlich hergekommen? Wahrlich, die Revolution wirkt Wunder. Ich selbst sah einige Freunde, die ich in ihrer grimmig kriegerischen Haltung, die mit ihrer früheren pedantischen Gelehrtenwürde wundersam kontrastirte, kaum zu erkennen vermochte. Rührend war es, unter den Wehrmännern einen jungen Menschen zu sehen, der auf Krücken ging, aber dennoch für die Freiheit Waffen tragen wollte.

Ich wohnte einer Volksversammlung unter freiem Himmel bei. Von der Estrade eines Staatsgebäudes sprachen mehrere Redner ohne sonderlichen Erfolg, weil größtentheils ohne klar bewußten Zweck. Es herrschte noch der Ton jener allgemeinen Freiheitsphrasen vor, mit denen man sich während der polizeilichen Schreckenszeit leicht den Ruhm eines politischen Helden erwerben und die Menge zu donnerndem Beifall begeistern konnte. Jetzt aber, wo die abstrakte Freiheitsidee eine bestimmte Gestalt angenommen hatte, mußten auch die Reden praktisch, das Wort mußte Fleisch werden.

Ich besuchte Ronge und fand ihn in freudigster Bewegung. Er war voll Siegeshoffnung und erwartete namentlich von seinen Schlesiern Wunderdinge. Schon

blickte er nach Österreich hinüber und bestimmte bereits die Zeit, wann er in Wien predigen würde. Ich theilte diese Zuversicht nicht; ich meinte, der kirchliche Bann sei in Österreich viel schwerer zu brechen als der politische.

Abends steigerte sich die Volksbewegung. Die Straßen wogten von Menschen. Zahlreich mengten sich Frauen in das Gedränge, und ich sah hier die ersten schwarz-rothgoldnen Busenschleifen. Ich betrachtete sie mit burschenschaftlich schwärmerischer Rührung. Man sprach von der Besorgniß vor einem communistischen Aufstand der Proletarier. Starke Schaaren von Wehrmännern zogen durch die Straßen und hielten die Plätze besetzt. Soldaten waren nicht zu sehen. Ronge hatte mir eine weißrothe Armbinde gegeben, die mir überall freie Bahn machte. Vielleicht hätte ich in dieser Nacht revolutionäre Scenen erlebt, — wenn es nicht stark zu regnen angefangen hätte.

Ich flüchtete in einen Bierkeller, der heute die Bedeutung eines politischen Clubbs hatte. Das allgemeine Gespräch bewegte sich um den Vergleich der Wiener und Berliner Revolution. Man pries die Milde des Kaisers von Österreich und erging sich in sehr hartem Tadel des eigenen Königs. — »Und er hat noch lang nicht ehrlich nachgegeben!« rief einer der kühnsten Sprecher. »Er führt uns gewiß noch die Russen auf den Hals!« — »Da werden wir lieber wieder österreichisch!« schrie ein anderer und fand vielfache Zustimmung! — Die preu-

ßischen Landsleute werden es nicht übel nehmen, daß dies dem Österreicher, der so lange über die Verachtung seines Vaterlandes klagen mußte, zu Herzen ging. Doch schwieg ich, und erwog, daß jetzt wol für immer die Zeit vorüber sei, an eine Wiedervereinigung Schlesiens mit Österreich zu denken. Das große Österreich, welches auf seinem eigenen Gebiete noch Reiche durch Kultur zu erobern hat, kann Schlesien entbehren, ohne welches Preußen keine Großmacht wäre. Doch mit inniger Freude sah ich erfüllt, was ich dem freien Österreich vorhergesagt. Sympathien für Österreich — selbst in Preußen!

Noch eine Erfahrung machte ich in Breslau, die ich erzählen muß. Ich sah neben den preußischen Ministern auch den Fürsten Metternich auf offenem Markte am Pranger! Man glaube nicht, daß ich bei diesem Anblick Schadenfreude empfunden, nein, ich gedachte tief erschüttert des verhängnißvollen Wechsels der Dinge. Ich hatte nach Kräften dazu beigetragen, den unglücklichen Minister in der öffentlichen Meinung zu stürzen, aber einen so furchtbaren Sturz hatte ich ihm nicht gewünscht, obwol ich ihn haßte. In Breslau hatte sich das Gerücht verbreitet, der Fürst sei daselbst angekommen und im erzbischöflichen Palast versteckt, und sogleich forderte das Volk drohend die Entfernung des Verhaßten. Vor wenig Wochen noch wäre der mächtige Minister überall von den Behörden mit öffentlicher Ehre, vom

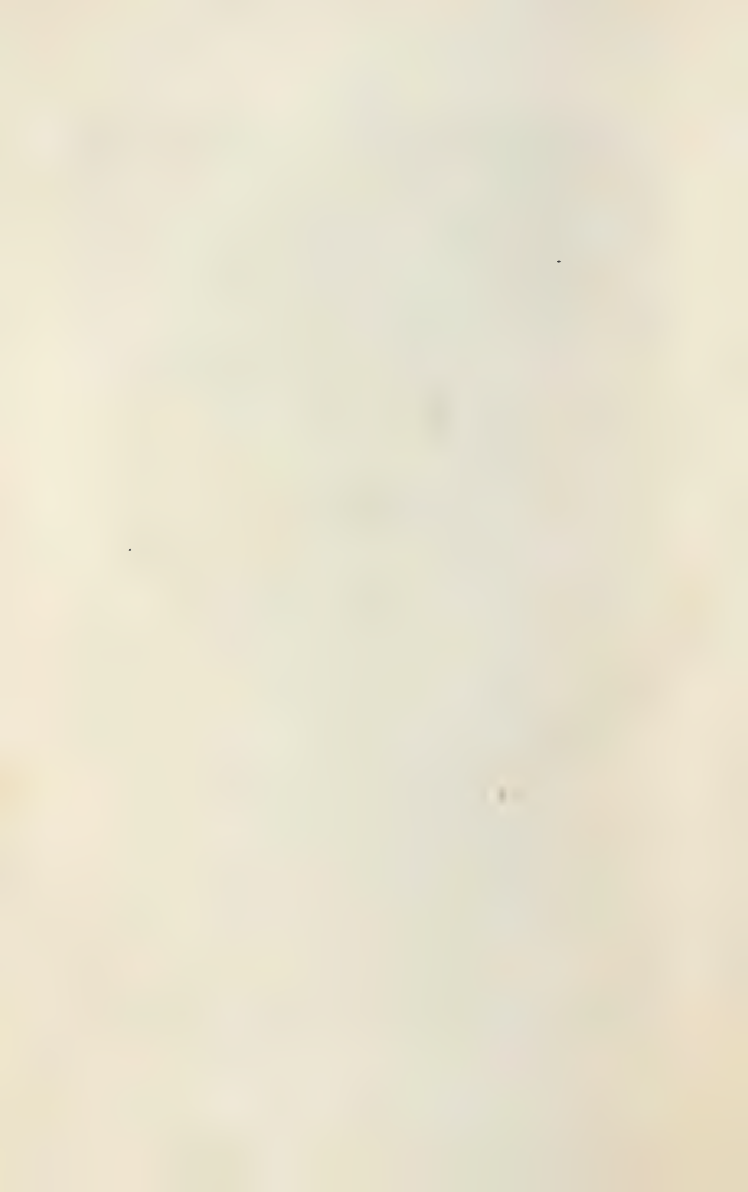
Volke mit scheuer Ehrfurcht begleitet worden; und jetzt war er nirgends in Deutschland, nicht einmal in seinem eigenen Hause am Rhein des Lebens sicher! Wenn ich dabei an mich dachte, so mußte ich noch tiefer ergriffen sein. Metternich, der mich aus Österreich verbannt, auf traurig schmählicher Flucht — ich auf der freuden- und ehrenvollen Heimkehr!

Manche Leser werden diese Zusammenstellung anmaßend finden. Da ich aber dieses Buch mit dem Vorsatz schreibe, mich darin zu geben, wie ich bin, auf die Gefahr hin, Freunde zu verlieren und Feinde zu gewinnen, so erzähle ich noch eine Anmaßung von mir. Während ich im Jahre 1843 in Untersuchung war, tadelte ich einmal in einer Gesellschaft zu Wien die Metternich'sche Politik mit rücksichtsloser Schärfe. Ein Bewunderer des Staatskanzlers griff mich deshalb äußerst unhöflich an und meinte, es wäre doch ein gewaltiger Unterschied zwischen einem jungen Literaten, der einige politische Broschüren geschrieben, und einem ergrauten welthistorisch berühmten Staatsmann. Ich war so anmaßend zu antworten, daß ich es sehr übel nehmen würde, wenn man zwischen mir und Metternich keinen Unterschied fände; ein Unterschied aber, den mein Herr Gegner wahrscheinlich nicht gelten ließe, bestände darin, daß Metternich bald fertig sein, ich aber erst anfangen würde. — Das war im Jahre 1843, und wer es 1849 noch zu anmaßend

findet, den erinnere ich, daß es in der That keine sehr große Selbstschätzung ist, sich mit einem regierenden Diplomaten zu vergleichen. Metternich selber, wenn er die Aufrichtigkeit eines alten Collegen (des schwedischen Reichskanzlers Oxenstierna) nachahmen wollte, müßte eingestehen, daß ein sehr geringer Grad von Weisheit dazu gehört, die Welt — wie sie nun einmal ist — zu regieren.

Wien.

I.



Leider muß ich gestehen, daß meine Begeisterung an der Grenze Österreichs nicht zunahm, vielmehr etwas abgekühlt wurde, und zwar aus innern und äußern Gründen.

Hier an der Grenze sah es noch ganz altösterreichisch aus, und es that mir weh, daß ich den Unterschied zwischen Preußen und Österreich zum Nachtheil des letzteren erkennen mußte. Von Hamburg bis hierher waren wir wahrhaft im Fluge gekommen; aber an der Grenze Österreichs, nachdem wir die preußischen Wagen verlassen hatten, mußten wir stundenlang warten, denn die Verbindungsstrecke der Bahn war von Seite Österreichs noch immer nicht fertig; man mußte mit Sack und Pack auf Omnibussen zum österreichischen Bahnhof hinübergeführt werden, und wir hatten gerade das Unglück, daß keine Pferde zu Hause waren und ungeachtet des fürchterlichsten wasserpollakischen Fluchens des Postmeisters erst bei einbrechender Dunkelheit nach Haus kamen, und zwar in einem so müden Zustande, daß

sie wenig Lust zeigten, unserer Reiseungeduld zu genügen. In elenden Wagen, auf einer noch elenderen Straße wurden wir, nicht ohne Lebensgefahr, zum Bahnhof gebracht, um in den höchst unbequemen Waggons der Nordbahn neuen Stoff zur Unzufriedenheit zu finden. Mir schnitt das Schimpfen der Fremden ins Herz. Ach, ich hatte geträumt, die Märzsonne habe mit einemmal das ganze Österreich verjüngt! Doch war es tröstlich zu hören, daß selbst die bittersten Tadler sagten: »Nun wird es wol bald in allen Stücken anders werden in Österreich.«

In einer hochwichtigen, für Reisende verhängnißvollen Beziehung war es auch hier an der äußersten Grenze schon anders geworden. Es wurden zwar die Pässe abverlangt, als ich aber — nicht ohne Zaghaftigkeit sagte: »Ich habe keinen,« ließ man mich passiren! Mein paßloses Herz jubelte! — Eigentlich hatte ich einen Paß, aber da er schon vor Jahren erloschen war, so konnte ich mich ohne eigentliche Lüge für paßlos ausgeben. Ich that es aber, weil ich denn doch noch Augenblicke hatte, wo ich der österreichischen Freiheit noch nicht recht trauen konnte. Eben jetzt, wo ich über die Grenze ging und die ersten österreichischen Polizei-Uniformen sah, fühlte ich eine ziemlich unbehagliche Beklommenheit. Die Warnungen meiner Freunde und schauerliche Träume fielen mir ein. Ich hatte nämlich während meiner Verbannung sehr oft geträumt, daß

ich frisch und wohlgemuth mitten in Wien gewesen, mir in einem geliebten Bierhause gütlich gethan, dann aber plötzlich von der erstickenden Furcht überfallen worden, erkannt und arretirt zu werden. Der schreckliche Gedanke: wie kommst du nun wieder über die Grenze? trieb mir in solchen Träumen immer den Angstschweiß auf die Stirn. Ein ähnliches Gefühl hatte ich jetzt. Ich dachte mit einigem Frösteln: wie wenn du nun nach Wien kommst — und es ist wieder alles beim Alten! Deshalb fand ich es gerathen, inkognito zu reisen, was auch meiner souveränen Stellung ganz angemessen war.

Die Nacht brachte ich ziemlich schlaflos zu. Oft blickte ich in die unheimliche gestaltlose Dunkelheit hinaus — wie in meine Zukunft.

In Gänserndorf zwang mich die altpolizeiliche Neugierde noch einmal zu meiner diplomatischen Lüge; am Bahnhof in Wien aber war weder Polizei noch Militär zu sehen, sondern die Nationalgarde hielt Wache. Ich betrachtete diese im Bürgerkleide bewaffneten Männer mit Ehrfurcht. Eine echte Bürgerwehr sollte den bürgerlichen Charakter auch im äußern nie ganz ablegen. Das Prunken mit Uniformen führt zu leicht zum bloßen Soldatenspielen.

Es war zwischen 4 und 5 Uhr früh, als ich den Bahnhof verließ. Mit andächtig dankbarer Freude durchschritt ich die noch menschenleere Jägerzeile. Ich hatte schon darauf verzichtet, Wien, den unvergeßlichen Scha=

platz meiner Kindheit, wieder zu sehen, und nun sah ich es in solcher Freude wieder, nun durfte ich mich — warum soll ich es nicht sagen? — mit freudigem Selbstgefühl in Wien sehen lassen! Dennoch gesellte sich zu meiner Freude ein Gefühl von Bangigkeit. Es war nicht die oben erwähnte Furcht, — diese hatte mich in dem feierlichen Momente gänzlich verlassen; — es war wol die Ahnung der tief traurigen Ereignisse, die ich hier erleben sollte.

Ich kehrte in der Kaiserkrone ein. Warum gerade da, das wußte ich nicht. Jetzt glaube ich, daß mich der geheime Zauber einer in der Nähe für mich athmenden Seele dahin gezogen.

Ich kleidete und sammelte mich für den ersten Gang durch das freie Wien! Um 7 Uhr trat ich ihn an. Die Straße wogte nun schon von Menschen. Sie kamen mir schöner, edler, geistiger vor als die alten Wiener. Ich bemerkte viele Männer mit weißen Armbinden. Dies erinnerte mich an das herrliche Friedenszeichen der Wiener Revolution, wovon ich in der Ferne mit tiefer Rührung gelesen. Gottes Segen waltete über dieser Revolution, sein Geist hauchte die Kämpfer derselben an und rief ihnen zu: »der Friede sei mit Euch!« —

An der Brücke sah ich auf eine für mein Gemüth fast zu grelle Weise, wie gewaltig es im lieben Wien anders geworden war. Die Weiber, die sonst süße Feigen und Datteln verkauften und selbst in diesem unschul-

digen Geschäft von der Polizei gestört wurden, schrien jetzt mit boshaftesten Sarkasmen bittere Karrikaturen auf Metternich und Czapka aus! Am Schilderhaus waren großmäulige Plakate angeklebt, darunter eine Ankündigung des »Freimüthigen«, die mich — ehrlich gesagt — sehr stutzig machte. Ich dachte mir in meinem freimüthigen Sinn: das ist nicht freimüthig, sondern freiwüthig. Doch dachte ich gewiß und wahrhaftig nicht an ein Verbot solcher Zeitungen. Ich war damals und bin jetzt der Meinung, man müsse die freie Presse gewähren lassen, wie man z. B. den Frühling gewähren läßt. Über den Frühling freut sich jedermann, aber der liebe Frühling bringt auch nicht lauter schöne und liebliche Blumen, sondern auch Giftpflanzen, nicht blos Schmetterlinge, Lerchen und Nachtigallen, sondern auch Raupen, giftiges Gewürm und schädliches Ungeziefer. Wer wird aber deshalb den lieben Frühling unter Censur setzen!? Es hat schon der liebe Gott dafür gesorgt, daß in der physischen und geistigen Welt, das Schöne und Gute das Edle und Böse überwältigt. —

Ich kann nicht unerwähnt lassen, wer der erste Bekannte war, der mich erkannte und anredete. Es war ein ehemaliger Mitschüler, der Garnisons-Auditor Wolferam, derselbe, dem die schwere Pflicht geworden, bei dem Windischgrätz'schen Schreckensgericht — das Recht zu vertreten. Damals fiel mir das Besondere dieser ersten Begegnung nicht auf; jetzt aber erscheint sie mir fast

ominös. — Den Windischgrätz habe ich freilich schon überlebt! — —

Mein erster Gang in der Stadt war zur Aula. Ich ging nicht in der Absicht hin, wie später so viele, um dort durch einen Probeauftritt die Anerkennung als Freiheitskämpfer zu erwerben; ich ging mit Gefühlen hin, mit denen man einen geheiligten Ort besucht. Und die Aula zu Wien bleibt auf ewig ein heiliger Ort für Österreich. Wenn die Leidenschaften der Gegenwart vertobt sein werden, wird die Geschichte dies anerkennen, und selbst diejenigen werden einstimmen müssen, welche jetzt das ehrwürdige Gebäude geschleift oder doch profanirt sehen wollen. — Ich wurde nicht erkannt und gab mich nicht zu erkennen. Still selig ging ich durch die untern Hallen, die von Waffengetöse und vom Zorn der freien Rede ertönten. Ich dachte der Zeiten, wo ich als gehetzter Student und Privatlehrer hier aus- und eingegangen. Ich bedauerte innig, nicht im Jahre 1848 Student gewesen zu sein.

Auf meinem weiteren Gange durch die Stadt hatte ich eine Freude, die mich für alle Censurleiden überschwänglich reich belohnte. Ich sah in den Buchläden meine noch vor acht Tagen streng verbotenen Bücher triumphirend in den Auslagkästen prangen. Triumphirend? — Nein, das nicht; ihre Zeit war vorüber. Diese lieben Büchlein waren als brandstifterisch verfolgt worden. Nun ja, sie haben vielleicht etwas beigetragen

zu dem heiligen Feuer, welches den Leichnam der alten Zeit verzehrte; — aber sie waren dabei selber verglüht. Sie haben geleuchtet, solang es dunkel war; im hellen Lichte verschwinden sie. Heil ihnen, sie haben ein schönes Dasein vollbracht; sie sind dem Sonnenaufgang vorausgegangen wie die ersten schwachen Lichtstreifen der Morgenröthe. —

Den heiligen Tag beschloß ich mit einer Fahrt nach Klosterneuburg zu meiner Mutter. Der guten Frau erschien ich wie ein Prophet. Um sie zu trösten hatte ich ihr in meinen Briefen unermüdlich vorhergesagt, daß in Österreich noch alles gut werden und ich dann mit Ehren heimkehren würde. Mein eigener Glaube an diese Weissagung war nie stark gewesen und zuletzt völlig verschwunden. — Es ist wol schon mancher auf solche Weise zum Propheten geworden. —

Die nächsten Tage benützte ich, um mich in Wien zu orientiren. Ich fand die Stimmung im allgemeinen so vortrefflich, daß ich mich der frohen Hoffnung hingab, die Geburt Neu-Österreichs werde — ohne Schmerzen vor sich gehen. War auch das politische Urtheil nicht durchaus und in allen Richtungen klar und fest, machten sich auch schon überspannte Wünsche laut, ja offenbarte es sich auch bereits, daß die Begeisterung der Freiheit für manchen Kopf zum sinnverwirrenden Rausch wird, so gab sich doch im allgemeinen so viel gutes Wissen und Wollen und besonders eine so erfreuliche

Vertrautheit mit den neuen Staatsformen kund, daß ich mich herzlich freute und mit patriotischem Stolz das fremde und einheimische Urtheil, als wären die Österreicher noch nicht reif für staatsbürgerliche Rechte, widerlegt sah. —

Erst am 27. März entriß mich ein Zufall meinem streng bewahrten bescheidenen Inkognito. Ich saß mit meinem Freunde Göß aus Nußdorf *), eifrig politisirend in einem Kaffeehause, da traten einige Studenten mit der Frage an mich heran, ob ich nicht »der Schuselka« wäre. Der Bejahung folgte sofort die Einladung zu einem Commerz für den Abend. Ein Studentencommerz in Wien! Als ich im Jahre 1842 in Jena zum erstenmal einem solchen Burschenfeste beiwohnte, da trauerte ich von Herzen um meine auch in dieser Hinsicht verlorene Studentenzeit. Die deutschen Burschen waren mir hochpoetische wahrhaft ehrwürdige Gestalten, und wenn ich daneben an die entweder knäbisch schülerhaft oder geckenhaft stutzerisch aussehenden österreichischen Studenten dachte, so erfüllte mich

---

*) Der politische Bäcker in Nußdorf, dieser leidenschaftlich freisinnige Biedermann, dessen Freundschaft ich zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zähle, ist in den verflossenen Pfingsten begraben worden. Als ich das leztemal mit ihm sprach, sagte er: »Mir ist jetzt alles zuwider; selbst das Leben.«

Zorn und Scham. Ich betrachtete es als die höchste Ehre meines Lebens, als ich im Jahre 1845 Ehrenmitglied der Jenenser Burschenschaft wurde. Und nun befand ich mich plötzlich in dem sonst so philisterhaften Gasthaus zum Igel mitten unter österreichischen Burschen, die durch Gewandtheit in jeglicher Burschensitte, durch fröhlichen und freien Burschensinn sich neben den bemoostesten Häuptern des Burg- und Fürstenkellers zu Jena ebenbürtig behauptet hätten. Wo waren doch diese genialen Burschengestalten so plötzlich hergekommen? Hätte man denn vor vierzehn Tagen auch nur eine einzige derselben im lieben Wien aufgefunden? Welch eine wunderbare Metamorphose! O wenn doch Altösterreich selber so leicht und schnell jungdeutsch geworden wäre! —

Deputationen aus Olmütz und Prag wohnten dem Feste bei; aber noch störte kein Nationalitätshader. Selbst mich begrüßten die Slaven freundlich, obwol ich »Ist Österreich deutsch?« geschrieben hatte, und schon glaubte ich meine Vorhersagung, daß die Freiheit die Nationen verbrüdern werde, erfüllt zu sehen! Nicht unerwähnt darf bleiben, daß ich von einigen älteren Studenten aufgefordert wurde, Worte der Mäßigung zu sprechen, um auf einige Tollköpfe zu wirken. Ich that es im Namen der Freiheit, die keinen ärgeren Feind hat als ihren Mißbrauch. Ich verkehrte von dem Tage an viel mit Studenten, und fand ihre Gesinnung

höchst ehrenhaft, ihr Urtheil in der Regel merkwürdig besonnen. Ich bewunderte diese herrliche Jugend von Tag zu Tag mehr, und ich bin noch heute überzeugt, daß die frische begeisterte Kraft derselben zu den schönsten und heilsamsten Zwecken hätte benutzt werden können.

Was meine eigene Stellung im neuen Österreich betrifft, so war sie ziemlich genau dieselbe wie vor Jahren im alten, d. h. ich trieb mich einsam in Wien herum, den Kopf voll literarischer Pläne, aus denen nichts wurde. Zwar fehlte es mir nicht an freundlicher Aufmunterung, mich da oder dort vorzustellen, um mein Glück zu machen, allein ich erkannte jetzt noch mehr als früher kein größeres Glück als die Unabhängigkeit eines Schriftstellers. Ich war mit keinem andern Wunsch und Plan nach Wien gekommen, als zu schreiben. Und zu schreiben, dachte ich mir, gibt es genug in Österreich. Zwar bemerkte ich, daß die Preßfreiheit eine sehr große Schreibseligkeit erzeugt hatte, und daß es für einen etwas schüchternen Scribenten nicht leicht sein würde, sich in diesem lauten Chor von Volkspolitikern und Staatsweisen vernehmbar zu machen; indeß tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß die Zeit der allgemeinen Freiheits-Dithyramben wol bald vorübergehen müßte, und daß dann für etliche einigermaßen geschulte Publizisten vollauf zu thun sein würde, um nur das nachzutragen, was die ersten Freiheitsherolde in der Begeisterung zu sagen vergessen hatten.

Den lieben Bauernfeld, der mich so dringend nach Wien gerufen, fand ich krank. Er hatte mit mir eine Zeitung gründen wollen. Mit ihm hätte ich mich gern verbunden; Anträge aber, die mir von andern Seiten zukamen, lehnte ich ab. Ich wollte mich zwar recht gern brauchen lassen; aber ich fürchtete sehr das Mißbraucht- und noch mehr das Verbrauchtwerden. Während meiner langen Abwesenheit waren mir Persönlichkeiten und Zustände in Österreich fremd geworden; ich hatte daher alle Ursache vorsichtig zu sein.

Überdies bemerkten meine Freunde sowol als ich selber mit Staunen, daß ich mich auch im neuen freien Österreich in die Reihen der Opposition stellte. Es war dies in der That auffallend und konnte mir als Inkonsequenz vorgeworfen werden. Es war nämlich alles und noch weit mehr als alles das erfüllt, was ich in meinen Schriften für Österreich gewünscht und verlangt hatte. Es wäre also natürlich und folgerichtig gewesen, daß ich mich dieser herrlichen Errungenschaften erfreut und in dieser Freude noch nebstbei für mich speziell persönlich etwas zu erringen gesucht hätte. Fürwahr, kein Mensch hätte mir das übel nehmen können. Nur meine innere Natur war dagegen.

In Hamburg und auf dem Wege nach Wien schwelgte ich allerdings in völliger Zufriedenheit, sah alle meine patriotischen Wünsche erfüllt; aber kaum hatte ich das Wiener Pflaster unter den Füßen, so erwachte unwi-

verstehlich die alte lieb gewordene oppositionelle Kampf-
lust in mir.

Aber auch das darf mir kein Gerechter übel nehmen.
Es gibt nun einmal Menschen, die zur Opposition
geboren sind, so daß sie nicht von ihr lassen können.
Ich bin ein solcher Mensch. Meine Lebensverhältnisse
waren seit frühester Kindheit derart, daß sie mich im
gewöhnlichen Lauf der Dinge gewiß zum unterthänig-
sten Diener der Diener gemacht hätten, wenn nicht ein
mir angebornes Oppositionselement dagegen gewesen
wäre. Niemand kann für seine Natur. Auch in solchen
Beziehungen muß das »Süße heilige Natur u. s. w.«
gelten. Auch im Leben der Natur spielt die Opposition
eine gewaltige Rolle, ja sie ist ja gerade das belebende
Element. — Man macht sich übrigens weder durchaus
ein Kompliment, noch überhaupt eine Gratulation,
wenn man sich einen gebornen Oppositionsmann nennt.
Denn es ist erstlich in der That sehr häufig viel leichter
und bequemer zu tadeln als besser zu machen, und
dann macht der Beruf eines Oppositionsmannes sehr
wenig Freude und führt bekanntlich fast niemals zu
irgend einem dauernden äußern Glück.

Wie es nun dessenungeachtet erwiesenermaßen geborne
Linke gibt, so ist es auch gewiß, daß diese, d. h. wenn
es wirklich geborne, d. h. echte und rechte Linke sind,
in politischen Dingen nach beiden Seiten hin ganz
wunderbare Vorgefühle und Ahnungen haben. Sie

wittern die Revolution sowol als die Reaktion. Es ist ihnen dies oft selbst sehr unangenehm, denn es gibt auch gemüthliche Kerle unter den Linken, die sich gar gern des Lebens freuen möchten. Aber mitten in der Freude überrascht sie die trübe Ahnung. Wenn die auserwählten Rechten und die seligen Mittelpunktisten nirgends eine Spur von Reaktion sehen, wenn diese auch wirklich noch gar nicht zu sehen ist, so riechen die Linken sie. Ich war als optimistischer Schwärmer nach Wien gekommen; aber kaum war ich da, so witterte ich die Reaktion. Sie war noch nicht zu sehen, sie war damals vielleicht erst in einer einzigen Seele zum klaren Gedanken und Wunsch geworden; aber ich mit vielen andern links Gebornen roch sie. Deshalb ging ich zur Opposition.

Der erste Gegenstand der Bekämpfung war das Preßgesetz. Nicht daß ich es für einen ersten absichtlich gethanen Schritt der Reaktion gehalten hätte; nein, ich war entrüstet darüber, weil aus jedem Paragraphen die Furcht und das Mißtrauen herausstierten. Eine Regierung aber, die sich vor dem freien Worte fürchtet und den Intelligenzen mißtraut, ist selbst der ruhigsten Zeit nicht gewachsen, um wie viel weniger erst einer revolutionär aufgeregten.

Persönlich interessirte mich das neue Preßgesetz geradezu gar nicht. Ich hatte mich um die früheren Censurgesetze nicht gekümmert, sondern im Vertrauen auf den bessern Geist des Volkes vom Herzen zum Herzen

geschrieben; um so weniger dachte ich daher daran, mich vor diesem Preßgesetz zu geniren. Ich war deshalb auch nicht im entferntesten willens, gegen dasselbe irgendwie zu agitiren. Aber der Zufall riß mich dazu hin.

Ich war bei meinem biedern Freund, Herrn Karl Gerold, Verleger meiner idyllischen Erstlingswerke, zu Tische gewesen und wollte nach Klosterneuburg fahren. Auf dem Wege vom Dominikanerplatz zum Stellwagen wurde ich in der Bäckerstraße von einigen Studenten erkannt und sofort in die Aula hinaufgetragen, wo eben über das Preßgesetz debattirt wurde. Der Saal war gedrängt voll, und buchstäblich über die Köpfe weg wurde ich auf die Rednerbühne gebracht, wo sich Fischhof, Kuranda, Füster, Giskra u. a. befanden. Hinter uns auf dem obern Katheder stand Professor Hye. Ich erfuhr, daß er das Preßgesetz vertheidigt, aber von Giskra schlagend widerlegt worden sei. Auch Kuranda hatte kräftig gegen das Preßgesetz gesprochen.

Man proklamirte meinen Namen und ehrte ihn durch ein donnerndes Hurrah. Hundert Stimmen schrieen: »Reden! Reden!«

Auf eine gründlich wissenschaftliche Kritik des Gesetzes war ich nun freilich nicht vorbereitet, doch gebe ich denen, welche meine damalige Rede getadelt haben, gern zu, daß ich dessenungeachtet sachgemäßer und ruhiger hätte sprechen können. Aber der hoch wogende Strom der Aufregung hatte mich ergriffen; der Anblick des von

bewaffneten Studenten erfüllten Saales, in den man zu meinen Zeiten nur höchst demüthig geschlichen war, um auf der Armensünderbank des Examens zu sitzen, dieser revolutionäre Anblick revolutionirte mich selber. So mochte ich denn wirklich, wie man mir vorgeworfen, sehr aufregend gesprochen haben. Ich schließe dies auch aus dem Umstande, daß Einer der hinter mir auf der Tribüne Stehenden mir fortwährend zuflüsterte, ich möchte die jungen Leute nicht so sehr aufregen. Bei meiner Stimmung machte dies natürlich die entgegengesetzte Wirkung. Ich rief dem Warner zornig zu, daß ich meine Rede zu verantworten bereit wäre. Der nächste Kreis der Zuhörer vernahm dieses Zwiegespräch, schrie mir Bravo zu und stieß Drohungen gegen den Einschüchterer aus. Dadurch kam in die Verhandlung eine Leidenschaftlichkeit, die sie bis dahin nicht gehabt hatte. Ich würde dies bedauern, wenn etwas schlimmeres daraus erfolgt wäre als eben der Tod des ohnehin todt gebornen Preßgesetzes. Ich erinnere mich nur an die zwei Stellen meiner Rede, die den meisten Effekt machten. Ich führe sie an, um warnend zu zeigen, wie leicht man damals Effekt machen konnte. Der unglücklich gewählte Tag der Promulgation des Gesetzes verführte mich zu dem trivialen Witz, man habe uns mit diesem Preßgesetz in den April schicken wollen. Das Auditorium jubelte! — Da ich ferner in den Händen der Umstehenden jene plumpen und schlechten Gewehre sah, die

man damals aus dem Zeughause bekommen hatte *), so rief ich den Studenten zu: »Wenn Ihr die Freiheit nur mit den verrosteten und unbrauchbaren Waffen, die man Euch gegeben hat, vertheidigen sollt, dann ist sie verloren. Mit den Waffen des Geistes müssen wir sie vertheidigen, und diese will man durch dieses Preßgesetz verderben.« Da nun Jeder sich über sein schlechtes Gewehr ärgerte, so machte diese Anspielung eine ungeheure Wirkung. — Nichts ist leichter, als eine aufgeregte Menge durch solche Schlagwörter und Witze zu fanatisiren, und diese Leichtigkeit ist für die Volksredner allzu verführerisch. Ich habe dies bei verschiedenen Anlässen in verschiedenen Gegenden Deutschlands aus eigener und fremder Erfahrung einsehen gelernt. Unsere berühmtesten Volks- und selbst Parlamentsredner haben weit weniger durch überzeugende Erörterung des Gegenstandes als durch pikante und sarkastische Ein- und Ausfälle ihr Glück gemacht. Wo aber dies der Fall ist, da beweist es einen noch geringen Grad von praktisch-politischer Bildung des

*) Ich hatte hierbei auch meine eigene Erfahrung. Ich war gleich nach meiner Ankunft in die vierte Kompagnie des Kärnthnerviertels eingetreten und war mit einem Gewehr ohne Schloß ausgerüstet worden. Mein Hauptmann war Herr Baron Franz Sommaruga. Im September, und zwar am 13. trat ich in die zweite Juristenkompagnie der akademischen Legion, kam aber leider nicht mehr dazu, das Ehrenkleid derselben zu tragen.

Volkes. Deshalb machen wir uns gern über die ausführlichen praktischen Redner der Engländer und noch mehr der Nordamerikaner lustig, beweisen aber dadurch nur, daß wir noch weit hinter diesen Völkern stehen.

Nach einem stürmischen Durcheinanderschreien endete die Verhandlung damit, daß eine Deputation ernannt wurde, um von Pillersdorf die Zurücknahme des Gesetzes zu verlangen. Durch Acclamation wurden Fischhof, Kuranda, Giskra und ich gewählt *). Wir eilten in die Hofkanzlei und erfuhren, der Minister sei eben zum Speisen gegangen. Wir gönnten ihm die Ruhe dabei nicht, sondern ließen ihn auffordern, uns in seiner Wohnung zu sprechen. Der gute Mann kam aber sogleich selbst, hörte jeden von uns einzeln an und antwortete jedem. Die sofortige Zurücknahme des Gesetzes verweigerte er, weil sie nicht von ihm allein geschehen könnte. Er verlangte, die Aula möge ihre Einwendungen gegen das Gesetz schriftlich einreichen. Dies verkündigten wir auf der Universität und wurden hierauf von der triumphirenden Jugend auf den Schultern in der Aula herum und auf die Straße hinabgetragen. — Dies war mein erstes öffentliches Auftreten in Wien. Ich kann nicht sagen, daß ich damit zufrieden gewesen.

*) Wenn noch jemand dabei war, so möge er meine Vergeßlichkeit nicht übel deuten.

Sonntags den 2. April wehte von der Kaiserburg und vom Stephansthurme die schwarz-roth-goldene Fahne! Ich sah es mit tiefer Rührung und eilte, mich ebenfalls mit den heiligen Farben zu schmücken. Dennoch konnte ich einer bangen Wehmuth nicht Herr werden. Die Ahnung der unheilvollen Zukunft ging mir durch die Seele. Ich sah es voraus, daß das Aufpflanzen der deutschen Fahne die Slaven erbittern würde. Und doch hat Oesterreich gewiß und wahrhaft das Recht und die Pflicht, Deutschlands Banner zu tragen. Jahrhunderte lang trug es dasselbe, und die österreichischen Slaven, zumal die Czechen haben unter diesem Panier unbeschadet ihrer Nationalität als gleichberechtigte Reichsgenossen Deutschlands ihre herrlichsten Thaten vollbracht. Soll aber Österreich an der Spitze Deutschlands stehen, so mußte es allerdings zuerst freigemacht werden, es mußte aber eben so nothwendig groß und mächtig bleiben. Daß diese Wahrheit so sehr verkannt und am meisten eben von den Deutschen verkannt wurde, daß diese in den Wahn geriethen, sie müßten, um die deutschen Farben zu ehren, die österreichischen beschimpfen, das war eine der traurigsten und verderblichsten Wirkungen des alten Systems. Man war über die Flecken, welche Österreichs Banner durch das alte System erhalten, so empört, daß man daran verzweifelte, dieses Panier wieder rein machen zu können. Und doch war dies eben die Aufgabe Neuösterreichs. Überdies sind ja die öster-

reichischen Farben nicht die der regierenden Dynastie, sondern sie sind nicht nur rein politische Farben, sondern obendrein in der That die alten Reichsfarben Deutschlands. Haben ja sogar die österreichischen Militärfahnen von alters her in ihrem dreieckigen Rande neben dem Schwarzgelb auch das Roth! Wozu diente also jener unselige Farbenstreit, über den man roth werden muß vor Scham und Zorn? Er diente nur dazu, um die deutsche Sache in Österreich zu verderben und die kaum errungene Freiheit zu gefährden. — Die Ahnung dessen stimmte mich damals mitten in der Freude wehmüthig; dennoch aber preise ich jenen Tag als einen merkwürdigen in der Geschichte Österreichs. Es war ein prophetischer Tag! Erschien und verschwand auch die deutsche Fahne in Österreich wie ein Meteor, so war es doch eben ein Himmelszeichen. Ich sage voll zuversichtlicher Hoffnung noch heute, was ich im Reichstage zu Kremsier gesagt: Zu den altehrwürdigen Farben Österreichs wird das Roth hinzukommen; nicht das Roth der Scham, in politischer Blindheit und Untüchtigkeit ein großes hochberufenes Reich zertrümmert zu haben, nicht das blutige Roth des Bürgerkrieges, sondern das freudestrahlende Morgenroth einer schönen und großen Zukunft. —

Ich ging an jenem Tage über den Kahlenberg nach Klosterneuburg. Außer Grinzing gesellte sich ein Bauer zu mir und frug mich, was denn die neue Fahne in Wien

bedeute, und ob wir denn aufhören sollten, Österreicher zu sein. Ich erwähne dieser Stimme aus dem Volke ohne Commentar. —

Tags darauf wurde mir eine Überraschung, von der ich erzählen muß, weil in den Zeitungen darüber viel unrichtiges und verdächtigendes gefabelt worden ist. Herr Zahlbruckner, Sekretär des Erzherzogs Johann, brachte mir die Nachricht, daß der Prinz mich zu sprechen wünschte. Ich freute mich darüber, denn ich theilte die allgemeine Zuneigung für diesen Erzherzog, seines volksthümlichen Lebens, seiner bürgerlichen Ehe wegen. Für seinen berühmten Trinkspruch: »Kein Preußen, kein Österreich!« hatte ich geschwärmt und damals mit zudringlichem Patriotismus die Äußerung des Erzherzogs für das »Wort Österreichs« genommen und darauf Hoffnungen gebaut, die jetzt sämmtlich in Erfüllung gehen sollten. Ich ging sogleich zu dem Prinzen. Daß er nicht in der Hofburg, sondern als Privatmann in einem Privathause wohnte, nahm mich noch mehr für ihn ein. Die Worte, mit denen er mich empfing, waren rührend. Er sagte: »Ich freue mich, daß Sie da sind. Sie haben auch viel ausgestanden. Wir haben alle viel ausgestanden. Gott sei Dank, daß es vorüber ist.« Dann unterhielten wir uns von der Zukunft Deutschlands. Der Erzherzog forschte nach meinen Ansichten und theilte mir die seinigen offen mit. Dabei sprach er folgende im Munde eines habsburgischen Prinzen gewiß

historisch merkwürdigen Worte: »Es scheint schon in den Sternen bestimmt zu sein, daß die Menschheit einmal in der Republik ihr Heil finden wird; jetzt aber, glaub' ich, ist es noch zu früh, und besonders bei uns.« Ich pflichtete dem offenherzig bei und hob hervor, daß die politische Entwickelung in der Wissenschaft sowol als im Volksleben unverkennbar zur Republik hinarbeite. Ich wies darauf hin, daß echt konstitutionelle Staaten eigentlich Republiken mit Centralisation der ausübenden Gewalt sind. In Betreff der deutschen Centralgewalt stimmten wir überein, daß eine eigentlich monarchische Spitze, ein Kaiser, den Verhältnissen zuwider wäre. Der Erzherzog meinte, es sollte immer ein nachgeborner Prinz eines deutschen Regentenhauses auf eine bestimmte Reihe von Jahren unentgeldlich das Reich verwalten. Er stellte mich seiner Frau und seinem Sohne vor, letzterem mit dem Bemerken, ich sei der Verfasser des Artikels in der Wiener Zeitung: »Das Vaterland ist in Gefahr!« Ich schloß daraus, daß ich diesem Aufsatz die Ehre dieser Unterredung verdankte, was mir um so interessanter erschien, als ich darin in Betreff Italiens eine Ansicht ausgesprochen, die vielfach mißverstanden und in derselben Wiener Zeitung sogar böswillig verdächtigt und denuncirt worden war. Es war die Ansicht, Österreich sollte in Italien die Waffenehre retten und einen die Interessen der Monarchie

währenden Frieden erkämpfen, aber keinen Unterjochungskrieg führen. Daraus folgerte man nun, ich wollte Italien ohne weiters preisgegeben wissen. Allein meine Ansicht ging damals und geht jetzt noch nur dahin, daß ich unser Italien so wenig als Galizien für wesentliche Bestandtheile Österreichs ansehe, sondern überzeugt bin, daß die Monarchie diese beiden Provinzen ohne wesentliche Beeinträchtigung unserer großstaatlichen Stellung entbehren könnte, vorausgesetzt immer, daß die Herstellung eines freien Polen und die Einigung Italiens möglich ist. So lang dagegen die Gefahr besteht, daß nach der Trennung von Österreich Galizien russisch, die Lombardie aber sardinisch oder gar französisch würden, muß sie Österreich im eigenen und im Interesse Deutschlands behaupten. Mit dem Erzherzog Johann besprach ich diese Verhältnisse nicht. Ich verließ ihn nach einem kurzen gleichgiltigen Gespräch mit seiner Frau, und ich habe seitdem nie wieder mit ihm gesprochen. Alles was über Ursachen und Folgen meines erwähnten einzigen Besuches bei dem Prinzen gemuthmaßt wurde, war eben nichts als leere, zum Theil sogar boshafte Muthmaßung.

Des andern Tages erhielt ich durch Dr. Löhner eine Einladung des Hofrathes Salzgeber. Er forderte mich im Namen des Ministeriums auf, für die Wiener Zeitung aufklärende Artikel, besonders über die Nationalitätsverhältnisse zu schreiben. Ich lehnte es ab, da

ich in völlig unabhängiger Stellung mehr nützen zu können hoffte, als in irgend einer Verbindung mit der Regierung.

Mittlerweile war in Frankfurt die schöne vielversprechende politische Improvisation, das Vorparlament zusammengetreten, und in Wien regte sich der Gedanke, es zu beschicken. Es befand sich nämlich nur ein einziger eigentlicher Österreicher in Frankfurt, nämlich Dr. Adolf Wiesner. Graf Bissingen, der ebenfalls als Österreicher auftrat und als solcher auch in den Fünfziger-Ausschuß gewählt wurde, galt in Wien, ungeachtet er von Geburt ein Tiroler ist, wegen langjährigen Domicils in Würtemberg nicht für einen echten Österreicher *). Das Ministerium hatte gegen eine Beschickung des Vorparlaments nicht nur nichts einzuwenden, sondern Ficquelmont erklärte sogar, daß man seinem eigenen sehnlichen Wunsche zuvorgekommen. Man beschloß nach Korporationen zu wählen. Es wären also die Österreicher die einzigen wirklich gewählten Mitglieder des Vorparlamentes gewesen, zu welchem sonst, wie bekannt, jedermann gekommen war, der eben Lust und Geld dazu hatte. Es wählten: die Studentenschaft, der akademi-

*) Doch verdankte er seinem Auftreten im Vorparlament und Fünfzigerausschuß seinen jetzigen Posten als Gouverneur von Tirol.

sche Senat, die Bürgerschaft, die Stände, der Literatenverein und das polytechnische Institut.

Die Studenten, die sich ihr besonderes Wahlrecht erst durch einen hitzigen Kampf mit den Professoren erstreiten mußten, wählten nach der Stimmenzahl: mich, Kuranda, Schneider, Giskra. Interessant bei meiner Wahl war es, daß ein Redner sie durch die Bemerkung hintertreiben wollte, ich sei ein Deutschkatholik. Aber ein katholischer Theologe trat für mich auf.

Die Fakultäten wählten: Endlicher, Mühlfeld und Schilling. Die Bürgerschaft: Hornbostel, Carl Gerold und Bach, an dessen Stelle Sommaruga jun. trat. Die Stände: Alex. Grafen Auersperg (Anastasius Grün) und Baron Andriani. Die Literaten: Anastasius Grün, Bauernfeld, Kuranda und mich. Das polytechnische Institut: die Professoren Höchsmann und Schulz v. Straßnitzki.

Wir Auserkornen begnügten uns nicht mit dem interessanten Beruf, die ersten Österreicher zu sein, die mit deutschen Brüdern über das Geschick des gemeinsamen Vaterlandes berathen sollten; wir beschlossen, unsrer Sendung eine ganz besondere Feierlichkeit und Bedeutung zu geben. Wir wollten nämlich die in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien verwahrten deutschen Reichsinsignien mit uns nehmen und sie dem Vorparlament übergeben. Der Gedanke war gewiß

originell und dem revolutionären Geist der Zeit entsprechend. Von wem er zuerst ausgegangen, ist mir unbekannt; aber so viel weiß ich, daß unter den gewählten Deputirten zweierlei Ansichten über die Sache herrschten. Der größere Theil ging auf den Gedanken mit lebhaftem Eifer ein, um dadurch eine Demonstration zu Gunsten des deutschen Kaiserrechtes Österreichs zu machen. Diese Herren hielten es für unmöglich, daß man in Frankfurt die von den Österreichern so naiv überbrachte Krone jemandem andern aufsetzen würde als dem Kaiser von Österreich. Die Minderzahl der Deputirten und darunter meine Wenigkeit faßte den eigentlich revolutionären Charakter des Gedankens auf. Wir fanden es wahrhaft köstlich, daß jene Kleinodien, die sonst profanen Volksaugen wie unantastbare Heiligthümer nur auf zehn Schritt Entfernung gezeigt wurden, nun von einer improvisirten Volksdeputation gleichsam entführt und einem revolutionären Volksparlament überantwortet werden sollten. Beide Parteien schwiegen diplomatischerweise über diese verschiedenen Beweggründe ihres Verlangens, und so geschah es, daß die ganze Deputation einstimmig dafür war und daß eben die konservativen und im loyalsten Ruf stehenden Mitglieder die an und für sich durch und durch revolutionäre Sache beim Ministerium und bei Hof am eifrigsten betrieben. Hier fand nun unser genialer Gedanke freilich nichts weniger als eine begeisterte Aufnahme. Man war zwar

durch den gewaltigen Hammer der Zeit noch so mürbe geklopft, daß man das kecke Verlangen nicht ohne weiters ungnädig zurückwies, aber man schauderte vor dem Gedanken, Krone, Scepter, Reichsapfel und Kaisermantel einer Deputation anzuvertrauen, unter der sich ein jüdischer und ein deutschkatholischer Literat befanden und die nur zwei hoffähige Adelige zählte, die sich obendrein ihres Adels dadurch unwürdig gemacht, daß sie freisinnige Gedichte und Broschüren geschrieben. Man machte uns daher hunderterlei Schwierigkeiten und suchte die Sache auf die lange Bank zu schieben, während wir nothwendig so schnell als möglich abreisen mußten. Allein wir waren einmal darauf versessen, in Frankfurt einen Kaiserzug zu paradiren. Nachdem die einzelnen Mitglieder beim Minister des Äußeren beim Obersthofmeister und beim Erzherzog Johann nichts ausgerichtet, machte sich die Deputation in corpore auf den Weg, um die kaiserlichen Insignien zu erobern. Am 4. April Nachmittags bestürmten wir den Grafen Ficquelmont. Auf Kuranda und mich machte es einen erschütternden Eindruck, als wir in die Räume der Staatskanzlei, in die Gemächer traten, wo noch vor drei Wochen Metternich geherrscht. Ein mit der Geschichte dieser Lokalitäten vertrauter College steigerte den Eindruck durch interessante Erinnerungen. Graf Ficquelmont empfing uns mit sichtlichem Unbehagen. Er versicherte uns, daß er persönlich gern unserm Wunsche genügen würde, indeß

habe die Sache ihre großen Schwierigkeiten. Erstlich seien die Kleinodien denn doch Familieneigenthum des Hofes. Wir erlaubten uns dagegen, das deutsche Volk als Eigenthümer geltend zu machen. Der Graf lächelte diplomatisch und ging auf die diplomatische Seite des Gegenstandes ein; wobei er ausführte, die Sache könnte draußen als eine Prätension Österreichs angesehen und dadurch das allerhöchste Kaiserhaus möglicherweise kompromittirt werden. Hierin hatte der Minister gewiß ganz recht, allein die österreichischen Kaisermacher waren ebenso hartnäckig wie später die preußischen. Sie hielten es einmal für ganz unmöglich, daß jemand anderer Kaiser von Deutschland werden sollte, als der gute Kaiser Ferdinand. Zuletzt kam der offenbar gelangweilte Minister mit einer Schwierigkeit, die mich gegen ihn in Harnisch brachte. Er sagte, eine ganz besondere Fatalität bei der Sache bestünde darin, daß sich in Frankfurt keine kompetente gesetzliche Behörde befände, die den Schatz der deutschen Reichsinsignien in Verwahrung nehmen könnte. Dagegen sprach ich in ziemlich gereiztem Ton: »Es sei allerdings keine gesetzliche Autorität im alten Sinn des Wortes in Frankfurt. Der Bundestag wäre eine solche positiv gesetzliche Autorität, allein dieser Bundestag habe eben auf dem Wege des positiven Gesetzes Deutschland in Schimpf und Schaden gebracht. Nun sei aber das Vorparlament in Frankfurt versammelt, als Vertretung des souveränen deutschen Volkes

und somit als höchste gesetzliche Autorität. Dem Vorparlament werde man die Reichsinsignien, das Eigenthum des deutschen Volkes übergeben.« — Der Graf hörte mich mit einem ganz eigenthümlichen Gesichtsausdruck ruhig an, dann frug er mit einem seltsamen Gemisch von Neugier und Artigkeit: »Wie ist Ihr Name?« Ich nannte mich; der Graf nickte mit dem Kopfe und ließ sich nun in eine weitläufige Beschwichtigung meines demokratischen Eifers ein. Er sei weit entfernt, das Vorparlament geringschätzig ansehen zu wollen, aber es werde nach einigen Tagen auseinander gehen u. s. w. Zuletzt kamen wir überein, daß die Reichskleinodien doch im Bundestagspalast verwahrt werden sollten. Schon sahen wir uns im Besitz des neuen Nibelungenhortes und besprachen eifrig, unter welchem Ceremoniell wir als des künftigen deutschen Reiches kaiserliche Garderobemeister in Frankfurt einziehen würden; da kam uns Tags darauf die Mittheilung, daß wir den Schatz nicht sogleich mitbekämen, daß er aber bereits eingepackt sei und uns mit würdiger Bedeckung sogleich hinausgeschickt werden sollte, sobald wir über das Ob und Wie der Übergabe genügende Auskunft einsenden würden. Wir ärgerten uns damals, freuten uns aber gleich nach unsrer Ankunft in Frankfurt darüber und leisteten dem klugen Grafen Ficquelmont im stillen reumüthig Abbitte. In Frankfurt herrschte damals eine so republikanische Stimmung, daß wir uns mit unserer mittelalterlichen

Kaiseruniform gewiß lächerlich gemacht hätten. Und wie entsetzliches Unglück hätte geschehen können! Wenn die Frankfurter und Hanauer Turner sich der Reichsinsignien bemächtigt, einen rothen Republikaner, etwa der Ironie wegen den Mainzer Metternich, damit geschmückt und ihn im Essighaus zu Frankfurt zum Bierkaiser der Republik Deutschlands ausgerufen hätten, kein Mensch wäre damals im Stande gewesen, es zu verhindern! Und wie verhängnißvoll hätte es andrerseits wirken können, wenn die Kaisermacher der Paulskirche das Heiligthum der Reichsinsignien in der Nähe gewußt, oder es gar in Besitz gebracht, es im Weidenbusch zur Adoration ausgestellt und davor romantisch-historische Betstunden gehalten hätten. Wer weiß, ob dann nicht der große Gagern einmal mit Krone und Kaisermantel auf der Tribune erschienen wäre, um die Kaiserpartei durch ein handgreifliches Ecce homo! zu begeistern. Und wenn die Kaiserdeputation die wirkliche Krone und den Original-Kaisermantel nach Berlin gebracht hätte, wer weiß, ob dann die romantische Verführung für Friedrich Wilhelm nicht doch zu stark gewesen wäre! Dann hätten wir vielleicht schon eine zweite Auflage des deutschen Reiches, freilich keine vermehrte, sondern nur einen Auszug. —

Mittwoch den 5. April Nachmittags traten wir unsern Zug nach Frankfurt an. Der Tag bleibt ein ewig denkwürdiger in der Geschichte Österreichs. Zum

erstenmal zogen Österreicher, die nicht die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei patentirt, sondern die öffentliche Stimme des Volkes berufen, die keine andere Instruktion hatten, als die Stimme ihres Herzens, die niemanden verantwortlich waren, als Gott, ihrem Gewissen und dem Volke, sie zogen hinaus zum ersten deutschen Volkstage, der in der politischen Nacht unsrer Geschichte Tag schaffen, der den diplomatischen Knoten, welcher Deutschlands Lebenskraft fesselte, entwirren oder zerreissen, der das dynastisch zerrissene Vaterland volksherrlich einigen sollte. Wir alle waren von der hohen Bedeutung des Momentes tief ergriffen; Thränen der Begeisterung glänzten in aller Augen; wir fühlten es mit Demuth und Stolz, daß wir einen weltgeschichtlichen Gang antraten. Und obwol wir heute mit bitterstem Schmerz gestehen müssen, daß wir das Ziel nicht erreicht, es zum Theil durch eigene Schuld verfehlt haben, so bleibt doch die Wirkung des bloßen Versuches unvertilgbar in der Geschichte Österreichs und Deutschlands.

Wir zogen vom Stephansdome aus. An geheiligter Stätte wollten wir das heilige Werk beginnen. Unter der Riesenpforte der Kirche wurde eine herrliche schwarzrothgoldene Fahne gesegnet, während die auf dem Platze versammelte Menge und die in Reihen aufgestellte akademische Legion in mächtigen Tönen: »Was ist des Deutschen Vaterland?« sang. Einige Redner — (ich

kenne ihre Namen nicht; der Geschichtschreiber möge sie nennen) — sprachen kräftige Worte; dann zogen wir paarweise durch die Schaaren der herrlichen Jugend, die uns zujubelte und vor der deutschen Fahne die Waffen senkte. Wir alle waren mit breiten deutschen Bändern geschmückt, hatten das Schwert an der Seite, aber zugleich die weiße Friedensbinde am Arme. Rührend war es, wie sich Männer und Frauen an uns herandrängten, uns die Hand reichten und zuriefen, wir möchten in Gottes Namen hinausziehen und alles gut machen für unser liebes Österreich. Welch eine herrliche Vollmacht und Instruktion. Sie entsprach vollkommen unserer Stimmung. Wir glichen damals in einer Beziehung vollkommen den Diplomaten, die zu einem Congreß reisen; wir hatten nämlich durchaus keine klare Ansicht dessen, was in Frankfurt geschehen sollte. Aber wenn sich die Diplomaten gewöhnlich mit dem diplomatischen Erfahrungssatz trösten, daß sich diejenigen Dinge am besten machen, die man gar nicht macht, so trugen wir die fromm gläubige Zuversicht in uns, wir würden unter götlicher Inspiration alles gut machen, weil sich ja eben das Sprichwort thatsächlich bewährt hatte, daß Gott die Deutschen nicht verlasse —!

In der Jägerzeile erwartete uns die eben erst im Entstehen begriffene Nationalgarde-Reiterei und begleitete uns zum Bahnhof. Die Bahndirektion hatte uns freie Fahrt und besondere Wägen geboten. Vorn an der

Locomotive flatterte ein deutsches Fähnlein. Als freiwillige Ehrenwache hatten sich uns einige Studenten angeschlossen, prächtige Gestalten, darunter namentlich ein Siebenbürger Sachse von martialisch burschenschaftlichem Äußern. Bezeichnend für die damalige gemüthliche Zeit ist es, daß auch Herr v. Schmerling mit uns reiste. Er war von der Regierung zu dem Collegium der sogenannten Vertrauensmänner gesandt, welche am Leichenbette des Bundestags sitzen und dem hinsterbenden Rattenkönig einiges Leben einblasen sollten.

Unter dem Hurrah-Ruf der versammelten Volksmenge brausten unsre Wagen fort, deren eilende Räder recht eigentlich das gewaltig rollende und fürchterlich zermalmende Rad unsrer Zeit darstellen.

Frankfurt.

I.



Lustig und muthig führte uns das Wolken schnaubende und Funken sprühende Dampfroß durch die Nacht hin. Wir schliefen wenig und träumten wachend den schönen Traum von der Einheit und Größe Deutschlands.

Für mich gewann diese Reise ein erhöhtes Interesse dadurch, daß ich neben Anastasius Grün saß, den ich hier zum erstenmal sah. Ich hatte den edlen Sänger verehrt, er war mir ein leuchtendes Muster gewesen; jetzt seit ich ihn persönlich kenne, liebe ich ihn. Ich kann hier eine Frage nicht unterdrücken. Warum denkt die Regierung Neuösterreichs nicht an Anastasius Grün? Er hat Kenntnisse, die gar manchem fehlen, der in neuester Zeit aus obscurer Tiefe auf hohen Posten berufen worden, und bei dem Namen Anastasius Grün würde ganz Österreich jubeln. Überdies ist er ein Graf Auersperg, und es scheint ja doch die Zeit wiedergekommen zu sein, wo die hohen und höchsten Stellen vorzugsweise den Hochgebornen vorbehalten werden. Ist Graf Alexander Auersperg etwa deshalb für das neue

System unmöglich, weil er gegen das alte geschrieben? Es scheint fast, daß es so ist. Die offizielle Wiener Zeitung hat ja bekanntlich einen grimmigen Artikel gegen die vormärzliche Opposition, namentlich gegen die literarische geschleudert, und in der That ist keiner jener Oppositionsmänner irgendwie berücksichtigt worden, während sich die verhaßtesten Helfershelfer des alten Systems nach wie vor in Amt und Würden befinden. Wenn ich dies hervorhebe, so denke ich wahrlich nicht an mich selber, denn ich bin ein zu arger politischer und kirchlicher Sünder und Ketzer und habe noch nicht im geringsten Lust, den Satz des Evangeliums an mir in Erfüllung gehen zu lassen, daß über einen Sünder der Buße thut, mehr Freude herrscht im Thronhimmel, als über neun und neunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen. Aber ich nenne neben Auersperg noch einen Mann, dem Neuösterreich dankbar sein sollte. Es ist der Verfasser von »Österreichs Zukunft.« Ganz Österreich ehrt ihn, er ist ein kenntnißreicher, geschäftskundiger, konservativer Mann von makellosem Charakter und obendrein Baron! Österreich hat in der That keinen Überfluß an solchen Männern von Talent und Namen; aber es läßt die besten in Dunkelheit und Unthätigkeit verkümmern und vertraut seine Neugestaltung in den wichtigsten Zweigen obscuren Dilettanten an. Warum geschieht dies? Etwa deshalb, weil sich im Ministerium Männer befinden, die selber gegen das

alte System agitirt haben und jetzt — das Beispiel Ludwig Napoleons nachahmen?! — Der freundliche Leser verzeiht mir wol gern diese Unterbrechung der kaum begonnenen Reisebeschreibung. Die Bemerkung gehört gewiß zur Sache, denn die beiden Männer, über deren Zurücksetzung ich klage, reisten damals als Vertrauensmänner ihrer Standesgenossen einem öffentlichen Berufe entgehen und beide wurden später durch die Wahl des österreichischen Volkes Vertreter Österreichs im Volkshause Deutschlands, ja Baron Andriani war sogar der Vertreter des Reichsverwesers in Paris und London; und beide Männer werden jetzt in Österreich ignorirt! —

Ohne Aufenthalt flogen wir durch die schlummernde Markgrafschaft Mähren. In Schlesien ging uns die Sonne auf, die aber noch nicht preußisch war. In Görlitz übernachteten wir im strengsten Inkognito. In Dresden machte unser Erscheinen einiges Aufsehen. Bewaffnete Männer in Civilkleidern waren in der feinen Salonstadt damals noch eine fast lächerliche Seltenheit. Man grübelte viel über die Absichten dieser österreichischen Freischaar, ließ uns aber ungestört auf der Terrasse frühstücken. In Leipzig war unsre Ankunft durch das weit tönende Sprachrohr der Zeitungsfama angekündigt. Auf dem Bahnhof war viel Volk, zumal literarisches versammelt. Als wir abfuhren hob Buchhändler Georg Wigand die Bedeutung dieser österreichischen Volksdeputation hervor. Kuranda pries erwiedernd die

edle Gastfreundschaft, mit der Leipzig so vielen Männern der österreichischen Opposition ein Asyl gewährt hatte. Nachts waren wir in Weimar, stolperten auf einem elenden Wege vom Bahnhof in die Stadt und ließen im Unmuth darüber auf dem Residenzpflaster unsre Säbel klirren zum nicht geringen Schrecken mancher deutschathenienſischen Schlafhaube. Kaum saßen wir im »Erbprinz« beim Nachtmahl, so ertönte vor den Fenstern ein brausendes Freiheitslied. Man beehrte uns mit einem Ständchen. Ein Jenenser Bursch hielt eine donnernde Rede, die ich vom Fenster des Gasthauses beantwortete. Dann zogen wir mit dem lustigen Schwarm in eine Volkskneipe, wo bei schäumendem Lichtenhainer Bier begeisterte Reden gehalten wurden. Wie wol that es uns, daß die lieben deutschen Ausländer den gewaltigen Freiheitsmuth der Österreicher so ehrfurchtsvoll bewunderten! — Fort ging es dann nach Eisenach, wo die Raststunde benützt wurde, um auf der Wartburg dem Geiste des Vaters der deutschen Revolution zu huldigen *). Dann bestiegen wir Thurn-Taxis'sche Reichseilwagen, die durch die Schnelligkeit, mit der sie uns beförderten, den Spottnamen der Reichspostschnecke widerlegten.

*) Man darf wol Luther den Vater der Revolution überhaupt nennen. Selbst die Franzosen erkennen dies. Louis Blanc fängt seine Geschichte der französischen Revolution mit der deutschen Reformation an.

Sonntags den 9. April in der Morgendämmerung kamen wir vor Frankfurt an. Nun wurde Halt gemacht und eine wichtige Berathung gepflogen. Ich muß davon erzählen, obwol vielleicht mancher Leser darüber lächeln wird, ja obwol ich jetzt selber darüber schmunzle. Wir beriethen, ob wir wie gemeine Reisende oder in einem feierlichen Einzuge nach Frankfurt kommen sollten! Die Mehrzahl wünschte das letztere, und es wurde beschlossen, daß die Deputation in dem Gasthause, vor welchem wir hielten, absteigen, zwei Mitglieder aber in die Stadt eilen, und mit Senat und Bürgerschaft der freien Stadt Frankfurt über den feierlichen Einzug der Österreicher verhandeln sollten. Wir hatten zwar die kaiserlichen Insignien nicht mit uns, waren aber geneigt, uns selber für Insignes des deutschen Reiches zu halten. Es war dies keine kaiserliche Prätension und noch weniger persönliche Eitelkeit, es war nur das Streben, so feierlich als möglich darzuthun, daß die chinesische Mauer, welche Österreich von Deutschland getrennt hatte, niedergerissen, daß Österreich wieder mit Herz und Seele deutsch sei. Dieses Streben nimmt uns gewiß kein guter Deutscher übel. Tragikomisch aber, ja vielleicht ein wenig deutsch-charakteristisch ist die Ursache, warum unser feierlicher Einzug in Frankfurt unterblieb. In dem Gasthaus schlief noch alles. Wir pochten und frugen, ob wir Zimmer und Betten zum Ausruhen haben könnten. Es wurde schläfrig verneint. Da gaben wir

unsern feierlichen Einzug auf. So fuhren wir denn, wie andere Eilwagen-Reisende in Frankfurt ein; die einzige Auszeichnung war die, daß auf dem ersten Wagen unser deutsches Fähnlein flatterte.

Im Hofe der Post hatten wir wieder eine diplomatisch wichtige Berathung. In welchem Gasthofe sollten wir einkehren? In der Nähe der Post ist bekanntlich nur der römische Kaiser und der russische Hof. Welch eine gefährliche Nachbarschaft! Und zwischen diesen beiden sollten wir Österreicher wählen. Für den römischen Kaiser — etwa mit Hinweglassung des römischen — hatten wir historische Sympathien, aber eben deshalb rieth uns diplomatisches Zartgefühl, nicht im römischen Kaiser einzukehren. Für den russischen Hof hatten wir aus begreiflichen Gründen keine Sympathien und durften als gute Österreicher keine haben, aber eben deshalb erschien uns — zumal im April 1848 das Schild dieses Gasthofes als ganz indifferent. Und so kehrten wir denn im russischen Hof ein! Jetzt wo ich dies niederschreibe, schaudere ich über die tragische Vorbedeutung jenes Schrittes. Die erste österreichische Volksdeputation in Deutschland verschmähte den römischen Kaiser und kehrte im russischen Hof ein. Und was that Österreich in dem Jahre darauf? Es vernachläßigte seine deutsche Kaiserstellung und nahm seine Zuflucht zum russischen Hof.

Also wir freien Österreicher kehrten im russischen Hof ein, legten uns schlafen und verschliefen den Sonnenaufgang.

Als wir aber erwachten und uns den Schlaf aus den Augen gerieben hatten, steckten wir auf dem Balkon des russischen Hofes die deutsche Fahne aus! Vielleicht liegt auch darin eine Vorbedeutung! —

Schon unterwegs hatten wir vernommen, daß das Vorparlament sich bereits aufgelöst, aber den Fünfziger-Ausschuß eingesetzt und beschlossen, daß derselbe sich durch einige österreichische Männer ergänzen sollte. Demzufolge waren in der zweiten Sitzung des permanenten Fünfziger-Ausschusses sechs Österreicher, nämlich: Schwarzer, Andriani, Bach, Schuler, Palacky und ich gewählt worden. Andriani und ich waren daher sofort zur Theilnahme an den Geschäften des Ausschusses berechtigt. Wir glaubten es aber sowol der Sache als unsern Committenten schuldig zu sein, daß die ganze Deputation als solche im Ausschuß aufträte und die brüderliche Sympathie Österreichs ausspräche. Bei der Berathung hierüber wurde der Antrag gestellt, daß wir uns von Herrn v. Schmerling einführen lassen sollten. Ich erhob mich dagegen, weil es dem Charakter einer Volksdeputation widersprochen hätte, einen Regierungsdeputirten zum Führer und Sprecher zu haben. Wir hätten dadurch im Ausschusse sowol als im Volke gerechten Verdacht gegen unsere Unabhängigkeit erregt und

so die Bedeutung unsers Auftretens vermindert. Deshalb bekämpfte ich den Antrag mit Heftigkeit, obwol ich gegen die Persönlichkeit Schmerlings damals nichts einzuwenden hatte, ihn vielmehr als ein kräftiges Mitglied der alten ständischen Opposition hochschätzte. Meine Ansicht drang durch und es wurde beschlossen, daß bei unserm Eintritt in den Fünfziger-Ausschuß Kuranda das Wort führen sollte. Während zwei Mitglieder unter Vermittelung **Dr.** Wiesners sich mit dem Präsidium des Ausschusses ins Einvernehmen setzten, hatten wir Anderen Zeit, die gute Stadt Frankfurt zu besehen, die so viele gekrönte Souveräne angejubelt hatte, und nun zum erstenmal die Majestät des souveränen Volkes beherbergen sollte.

Frankfurt hat sehr viele Schönheiten und Vorzüge, aber ihre Wirksamkeit wird sehr vermindert, ja fast aufgehoben durch die Langweiligkeit, die wie eine drückende Atmosphäre über dieser freien Reichsstadt lagert. Ob dies immer so gewesen, oder ob sich diese Langweiligkeit erst offiziell entwickelt, seit der Bundestag in Frankfurt residirte, ist ungewiß. Ohne Zweifel kann das Dasein einer Behörde, die fortwährend den Abscheu und Fluch einer ganzen Nation herbeizieht, den öffentlichen Charakter einer Stadt verderben, oder ihn wenigstens den Besuchern verdorben erscheinen lassen. Mir ging es so in der bemitleidenswerthen Stadt Frankfurt. Ich konnte nicht froh werden. Immer und überall roch

ich den diplomatischen Leichengeruch, mit welchem von hier aus die Lebensluft Deutschlands verpestet worden ist. Eine schauderhafte Neugierde zog mich in die Eschenheimer Gasse vor den Palast des Bundestags. Schon das Äußere dieses Gebäudes verräth die fluchwürdige Geschichte desselben. Dieser düstere Palast mit seinen Zwingergittern, seinen erblindeten Fenstern, seinem röthlichen Gemäuer war recht geeignet, das Inquisitionstribunal der politischen Ketzerriecher zu sein. Ja freilich, roth mußten die Mauern sein, hinter denen die Vampyre hausten, die der deutschen Jugend das Herzblut aussaugten! — Jetzt sah ich über dem Portal dieser Zwingburg Deutschlands die deutsche Fahne! Ich hätte sie herabreißen mögen. Die deutschen Farben sind mir entheiligt, seit ich sie auf dem Palast des Bundestags gesehen.

Um 4 Uhr Nachmittags empfingen wir den Besuch einer Deputation des Fünfziger-Ausschusses, die den Auftrag hatte, uns zu einer für unsern Empfang eigens angesagten außerordentlichen Sitzung abzuholen. Vor dem russischen Hof hatte sich viel Volk versammelt, um die Österreicher zu sehen. Eine Abtheilung der nichtuniformirten Bürgerwehr eröffnete unsern Zug, der von dem Volke mit herzlichem Jubel begrüßt wurde. Besonderes Aufsehen erregten unsere Studenten. Man wollte gar nicht glauben, daß es österreichische Studenten wären, man hielt sie für Jenenser.

Feierlichen Ganges zogen wir nach dem berühmten Römer, wo eine Ehrenwache der Bürgermiliz paradirte. Wir traten mit unserer Fahne und bewaffnet in die Sitzung und Kuranda sprach darauf bezügliche treffliche Worte. Vicepräsident Abegg grüßte uns im Namen Deutschlands mit rührender Herzlichkeit. Brüderliche Umarmungen umfingen uns, die gesammte Deputation wurde eingeladen, Sitz zu nehmen; Andriani und mich forderte der Präsident auf, sofort unser Stimmrecht auszuüben. Der Ausschuß benützte die Sitzung zur Erledigung einiger Einläufe. Eine Commission wurde beauftragt, eine Erklärung an den Bundestag zu verfassen, der sich erlaubt hatte, in Betreff der Wahlen für die Nationalversammlung von den Beschlüssen des Vorparlamentes abweichende Verfügungen zu treffen. Zugleich beschäftigte sich der Ausschuß mit der Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, die noch fehlenden vier österreichischen Stimmen aus der Deputation zu nehmen, da diese durch direkte Volkswahl berufen sei. Es wurde die Berichterstattung darüber einer Commission aufgetragen, die sich später mit uns dahin einigte, daß wir provisorisch, bis zum etwaigen Eintreffen der vier vom Ausschuß eingeladenen Österreicher die Herren Hornbostel, Kuranda, Mühlfeld und Endlicher zu Mitgliedern des Ausschusses wählten. Andriani, den dringende Angelegenheiten nach Österreich zurückriefen, schlug den Dr. Schilling als seinen Stellvertreter vor. Der Aus-

schuß genehmigte dies alles und räumte allen übrigen Mitgliedern der Deputation Sitz und berathende Stimme ein. Nach einigen Tagen hatten wir die Freude, auch aus Oberösterreich einen Deputirten zu empfangen, Herrn Hermann Kudlich, den die Bauern seines Wohnbezirkes Wels gewählt und mit förmlicher Vollmacht versehen hatten.

Da mir die improvisirte außerordentliche Empfangssitzung nicht genügend schien, um den Beitritt Österreichs zum Einigungswerke Deutschlands nachdrücklich hervorzuheben, so trug ich darauf an, daß in einem größeren Lokale eine eigene Sitzung anberaumt werden möge, damit die österreichischen Deputirten Namens ihrer Committenten die Gesinnungen und Absichten des österreichischen Volkes öffentlich aussprechen könnten. Der Antrag wurde einstimmig genehmigt und dem Präsidium überlassen, Zeit und Ort zu bestimmen und öffentlich kund zu machen. —

Ich hatte bei diesem ersten Auftreten wieder die für einen zur Schwärmerei Geneigten betrübende Erfahrung gemacht, daß bei allen Personen und Sachen, wenn man sie in der Nähe sieht, der poetische Schimmer verfliegt und die Höhe und Größe bedeutend einschrumpft. Es bezieht sich diese Bemerkung hier nicht auf die Äußerlichkeiten, obwol auch diese in menschlichen Dingen leider von sehr großer Wirkung sind. Fürstliche Gewalthaber wissen und benützen dies sehr gut, und schlaue Empor-

kömmlinge ahmen sie darin eifrig nach. Ein Herrscher im Hermelinmantel findet bei der europäischen Menschheit noch immer weit mehr Respekt und Gehorsam als einer im schwarzen Frack. Hoffentlich wird es nicht immer so bleiben; daß es aber noch immer so ist, kann niemand leugnen. Diejenigen, welche sogar den Frack beseitigen und die Blouse zur einzigen General-Uniform der Menschheit machen wollen, haben sich allerorten überzeugen können, daß die Blousen nicht gehorchen, wenn eine Blouse befiehlt. Auch in politischen, ja hier sogar mehr als in andern Dingen gilt das Sprichwort: Kleider machen Leute. Die Fürsten verdanken den Uniformen, die sie tragen und tragen lassen, den bei weitem größten Theil ihres Ansehens, und das geheimnißvolle Ceremoniell der Höfe mit seinem Prunk und Pomp wirkt in politischer Beziehung auf die Menge so, wie die Gaukeleien des Papst- und Bonzenthums in religiöser. Aus Revolutionen hervorgehende Regenten und Behörden verschmähen, wenn sie consequent und ehrlich sind, solche Gaukeleien, lernen aber bald einsehen, daß es eben nicht geht, daß dann jeder, der die Revolution blos mit erlebt hat, die Machthaber als Kameraden bei der Nase zupfen will. Revolutionshelden, die dies einsehen, wie z. B. Napoleon es eingesehen, und die sich das nothwendige Ansehen verschaffen wollen, müssen dann in eben dem Maße dem Prinzip der Revolution untreu werden. Es ist traurig, daß es so ist, aber es

ist so. Wenn es eine Erbsünde gibt, so ist es der Servilismus, die wollüstige Begierde, sich vor andern wegzuwerfen, die — nicht etwa wirklich und innerlich höher sind, sondern die blos höher sitzen. —

Der Fünfziger-Ausschuß verschmähte ebenfalls allen und jeden äußern Nimbus. Eine Versammlung, die durch die Zustimmung des Volkes und durch die Furcht der Fürsten faktisch die oberste Autorität Deutschlands war, hielt ihre Sitzungen in dem kleinen, ärmlichen und schmutzigen Commissionszimmer des Frankfurter Senates. Auf einer Bretterstufe stand ein gewöhnlicher Kanzleitisch, an welchem die Präsidenten und Schriftführer saßen; links und rechts davon standen in genialem Durcheinander die Stühle der Mitglieder, die sich in Kleidung und Haltung der allerbequemsten Ungenirtheit befleißigten. Für das Publikum war ein ganz kleiner Raum vorhanden. Das hochverehrte Publikum fand sich so zahlreich als möglich ein, und gab seine souveräne Theilnahme an der Regierung Deutschlands durch fleißiges Applaudiren und Zischen kund, was den Präsidenten Soiron sehr oft aus seinem Pflegma brachte und ihn nöthigte, auf eine höchst antirevolutionäre Art Ruhe zu gebieten.

Allein wie gesagt, diese Äußerlichkeiten waren es nicht, was die schwärmerische Vorstellung zertrümmerte, die ich mir von einer solchen Revolutionsbehörde gemacht hatte. Mir imponirte auch der eigentliche innere Charakter

der Versammlung nicht. Der außerordentlichen Zeit gegenüber erschien sie mir allzu ordnungsmäßig. Sie befand sich eben erst im Anfang ihres Wirkens, und war doch schon gänzlich ohne Schwung und Begeisterung. Sie amtirte wie ein althergebrachtes wohlbestalltes Bureau. Selbst in den wenigen Fällen, wo sie sich zu einer kühneren Thätigkeit aufraffte, that sie es so, daß es zweifelhaft blieb, ob die Mitglieder selber keinen Glauben an ihre Macht hätten, oder ob sie dieselbe maßlos überschätzten, über alle Berge hinüber zu sein wähnten und sich in jenem Allmachtstaumel befänden, der immer und überall das Verderben der Gewalthaber ist. Ich konnte mich, je länger ich in der Versammlung saß, desto weniger des Gedankens entschlagen, daß noch nicht die rechte Zeit und noch nicht die rechten Leute für Deutschland gekommen seien. Als wirkliches Mitglied der Versammlung darf ich dies wol sagen, und meine verehrten gewesenen Collegen, worunter mehrere von mir hochgeschätzte Männer, stimmen gewiß, wenn auch vielleicht aus verschiedenen Gründen mit mir überein.

Wer aufrichtig ist, und wäre es die größte der bei der Bewegung dieses Jahres betheiligten Persönlichkeiten, muß eingestehen, daß alle großen und größten Persönlichkeiten zusammen genommen, der Größe der Aufgabe nicht gewachsen waren. Der Deutsche und Österreicher kann sich über diese Wahrnehmung dadurch trösten, daß sie nicht allein für Deutschland, sondern

für ganz Europa gilt, daß es allgemein der Charakter der neuesten Bewegungen ist, nicht von einzelnen herrschenden Persönlichkeiten geleitet zu werden.

Erkennt und gesteht man dies in persönlicher Rücksicht, so liegt darin zugleich die Rechtfertigung der Persönlichkeiten und die Widerlegung des strengen Urtheils, welches von radikaler Seite über das Vorparlament und den Fünfziger-Ausschuß gesprochen wird. Man wirft den beiden Versammlungen vor, daß sie die Zeit nicht begriffen und nicht den Muth gehabt, die Revolution ans Ziel zu führen. Aber man übersieht dabei, daß die Revolution thatsächlich gar nicht vorhanden war. Wir hatten keine wirkliche durchgreifende Revolution in Deutschland, sondern nur Revolutionsdrohungen. Nur aus Furcht vor einer Revolution, nicht durch eine solche gezwungen, hatten die Regierungen nachgegeben. Die überwiegende Mehrheit des Volkes hoffte, ohne Revolution durch die Reform ans Ziel zu gelangen. Die natürliche Wirkung dieser Volksgesinnung war es, daß Vorparlament, Fünfziger-Ausschuß und Nationalversammlung in ihrer überwiegenden Majorität aus nichtrevolutionären Charakteren bestanden. Die Leichtigkeit, mit der man Concessionen errungen, die weit über die vormärzlichen Wünsche hinausgingen, erzeugte in der Mehrheit des deutschen Volkes eine solche Gutmüthigkeit und gläubige Zuversicht, daß man revolutionäre Gewaltschritte für gänzlich überflüssig hielt, ja

sie verdammte, weil man dadurch gegen die willfährigen Fürsten undankbar gewesen wäre. Daher waren die meisten Männer der vormärzlichen Opposition jetzt entschieden konservativ und schwärmerisch loyal. Kein Wunder, denn sie sahen ja weit mehr erfüllt, als sie je zu hoffen gewagt, sie waren zum Theil aus der Verbannung und aus dem Kerker in den Staatsdienst und in die Volksvertretung gekommen und gaben sich daher der gemüthlichsten Freude hin. Zwei wahrhaft rührende Beispiele waren **Dr.** Eisenmann und Professor Sylvester Jordan. Diese edlen Märtirer der vormärzlichen Opposition hatten Jahre lang im Kerker geschmachtet, und nun war Eisenmann ein gepriesener Volksvertreter und durfte in Baiern Volksversammlungen halten; Jordan war Bundestagsgesandter und wurde bei seiner Ankunft in Frankfurt mit wahrhaft königlichen Ehren empfangen! Beide schwammen nun im Entzücken, edelmüthig vergaßen sie ihre Leiden und vergalten sie ihren Fürsten durch liebevolle Anhänglichkeit. »Ich sehe keine Reaktion!« rief Eisenmann im Ausschuß der Linken zu, und Jordan unterzeichnete das Lepel'sche Promemoria. Der in allen deutschen Gauen gepriesene vormärzliche Oppositionsheld Mathy übte jetzt eigenhändig Polizeidienst, und Bassermann wüthete gegen die Opposition wie weiland Freiherr von Blittersdorf. So war die Stimmung der Mehrheit. Aber auch die revolutionäre Partei stand unter dem Einfluß der Zeitstimmung. Sie

wußte nicht, wie weit sie sich auf die Revolution verlassen könnte, weil eben keine Revolution gemacht worden war, und es fehlte ihr zugleich an den durchgreifend kühnen Charakteren, um die Revolution zu machen. Als endlich andere Männer die Revolution versuchten, mißlang sie allerorten. Diese Thatsachen berechtigen zu dem Urtheil, daß das Vorparlament und der Fünfziger-Ausschuß die Zeit recht gut begriffen haben. Sie konnten ihrem aus dem Volkswillen hervorgegangenen innern Charakter und den äußern Umständen nach nichts thun, als das Zustandekommen einer gesetzlichen Nationalversammlung betreiben, damit diese durch eine organische Reform die Neugestaltung Deutschlands vollende. Daß dies nicht gelungen, hat einen ganz eigenen Grund. Die Fürsten hatten nämlich so lange nachgegeben und sich scheinbar passiv verhalten, als sie die Revolution fürchteten; nachdem sie aber thatsächlich in Erfahrung gebracht hatten, daß sie von der Revolution nicht viel zu fürchten hätten, schritten sie zur Reaktion.

Der Fünfziger-Ausschuß erkannte als seine Hauptaufgabe, in der Zeit zwischen dem Vorparlament und der Nationalversammlung für die Anliegen des Volkes einen Mittelpunkt zu bilden und aus allen Kräften dahin zu wirken, daß die Einberufung und Constituirung der Nationalversammlung weder von oben noch von unten verzögert oder verhindert werden möchte. Diesen Beruf hat der Ausschuß erfüllt. Er ist der Anarchie wie der

Reaktion mit Entschlossenheit entgegengetreten und hat sich weder durch die Intriguen der Diplomaten täuschen, noch durch die Drohungen der Republikaner schrecken lassen. Mit Strenge hat er darüber gewacht, daß die Nationalversammlung den Beschlüssen des Vorparlamentes gemäß zu Stande gekommen. Der Bundestag hatte es gewagt, diesen Beschlüssen entgegen zu verfügen, die Parlamentswahlen sollten in den einzelnen Staaten verfassungsmäßig vorgenommen werden. Demgemäß hatte Preußen die Wahlen durch die alten ständischen Korporationen vornehmen lassen wollen. Der Ausschuß protestirte energisch, und das stolze Preußen, welches jetzt gegen die Centralgewalt revoltirt, gehorchte damals dem Fünfziger-Ausschuß. Es bleibt daher jedenfalls eine eben so interessante als ehrenvolle Erinnerung, Mitglied dieser originellen Versammlung gewesen zu sein. —

Am Tage nach unserm ersten Auftreten empfingen wir viele freundliche, ja sogar diplomatische Besuche, und alle Zeitungen waren voll vom Lobe der Österreicher. Komisch war dabei ein Mißverständniß, welches nicht wenig dazu beitrug, uns als Helden erscheinen zu lassen. Das deutsche Fähnlein nämlich, welches wir an den Lokomotiven und auf dem Eilwagen aufgepflanzt hatten, war vom Rauch geschwärzt und vom Winde zerrissen; da erzählten nun die Zeitungen, wir hätten eine Fahne mitgebracht, die im Märzkampf zu Wien

vom Pulver geschwärzt und von Kugeln durchlöchert worden!

Verschiedene Vereine der Stadt Frankfurt beehrten uns mit gastlichen Einladungen, namentlich waren unsere Studenten recht eigentlich der Gegenstand der öffentlichen Zärtlichkeit. Das »Montagskränzchen,« ein ursprünglich für die kirchliche Reform gegründeter Clubb, lud uns zu einer festlichen Versammlung und beschenkte uns sämmtlich mit dem Ehrendiplom. Sogar von Heidelberg kam eine Einladung an uns, und die nicht nothwendig im Ausschuß Verpflichteten zogen mit den Studenten unter Leitung Prof. Zöpfl's hinüber, wurden auf jeder Bahnstation von Volk und Bürgerwehr gegrüßt, in feierlichem Zuge auf die Aula geführt und dann festlich bewirthet.

Der interessanteste Ort Frankfurts war damals das Speisezimmer im englischen Hof. Dort kamen täglich Mittags und noch zahlreicher Abends die Notabilitäten des Bundestags, der Vertrauensmänner und der Fünfziger zusammen. Im friedlichen Geschäfte der Sättigung vereinigten sich die drei Collegien, die damals die Einheit Deutschlands repräsentiren sollten. Also eine Dreieinigkeit! Aber diese drei waren keineswegs eins; nicht einmal beim Schmausen. Zwar wurde äußerlich das herzlichste Einverständniß zur Schau gestellt, aber es war eben nichts weiter als eine diplomatische Herzlichkeit. Die Bundestägler hielten sich immer etwas aristokratisch

abgesondert und offiziell bornirt. Die Fünfziger dagegen befleißigten sich größtentheils demagogischer Ungenirtheit. Die eigentlichen Diplomaten waren hier die Vertrauensmänner, welche fortwährend zwischen Bundestag und Fünfzigern, d. h. zwischen Fürsten und Volk hin- und herscherwenzelten. Doch hielten sie sich ihrer amtlichen Würde gemäß auch äußerlich und selbst bei Tische mehr zu den Bundestagsgesandten, bei denen sie ja auch die Rolle des spiritus familiaris spielen sollten. Es waren unter diesen Vertrauensmännern bekanntlich die berühmtesten Persönlichkeiten der deutschen Staatswissenschaft und Männer von erprobtem vormärzlichen Freimuth; aber seitdem sie besoldete Vertrauensmänner geworden, hatten sie größtentheils das öffentliche Vertrauen verloren. Man sah es ihnen an, daß sie dies fühlten, daß ihnen ihre Stellung durchaus nicht behaglich war. Sie sollten dem Bundestag Vertrauen verschaffen, während sie selber zu ihm kein Vertrauen haben konnten. Es ist denkwürdig, welche Mühe man sich gab, die Leiche des Bundestags zu schminken. Einst hatte ihn Metternich von den freisinnigen Elementen »purifizirt,« und seitdem war er zum mephitischen Augiasstall Deutschlands geworden, und nun glaubte man, einige geachtetere Männer würden die Herkulesarbeit vollbringen können, den diplomatischen Stall durch den Strom der öffentlichen Meinung auszumisten. Vergebliche Mühe! Der Fluch der Geschichte ist unwiderruflich, und zu beklagen

ist jeder ehrliche Name, der in die Verdammung des Bundestags mit hineingerissen worden ist.

Am 11. April nach Mittag fand die von mir beantragte außerordentliche Sitzung für die österreichische Deputation in der reformirten Kirche statt, die in allen Räumen überfüllt war. Nachdem ein blutiger Soldaten-Exceß, der in Kassel vorgefallen war, eine heftige Debatte angeregt, die mit der Absendung einer Commission nach Kassel endigte, kündigte Präsident Soiron den eigentlichen Gegenstand der Sitzung an, nämlich die Begrüßung der Österreicher und die Mittheilungen derselben. Er hob die Bedeutung der Wiener Revolution hervor und sprach den Wienern und besonders der Jugend von Wien den Dank des Vaterlandes aus. Die ganze Versammlung brachte ein begeistertes Hoch.

Hierauf sprachen Endlicher, Andriani, Kuranda, ich, Schilling, Schneider, Wiesner, Schulz. Der Hauptinhalt aller Reden war die feierliche Versicherung, daß die Österreicher fortan Hand in Hand mit Deutschland gehen würden! Andriani und Kuranda gedachten schon jetzt mit ernster Voraussicht der Slaven in Österreich und sprachen die Nothwendigkeit aus, daß die künftige konstituirende Nationalversammlung den Slaven die Unverletzlichkeit ihrer Nationalität garantire.

Verhängnißvoll merkwürdig ist es, daß Robert Blum es war, der den Österreichern im Namen des deutschen Volkes den Gegengruß und die Versicherung

brüderlicher Liebe und Theilnahme aussprach. Die Worte des unsterblichen Volksmannes sollen diese Schrift schmücken.

Robert Blum sprach:

»Es ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, unseren Brüdern aus Österreich wenigstens einige Worte zu erwiedern. Nicht erwiedern will ich ihnen alle die Versicherungen der lieben Hingebung und Theilnahme, die sie ausgesprochen haben. Wir sind berufen, gemeinschaftlich zu arbeiten, und so wollen wir durch die That, durch die Gemeinschaftlichkeit selbst beweisen, daß wir die Gefühle, die sie uns in so sinniger Weise an den Tag gelegt haben, theilen und erwiedern. Nur die Wermuthstropfen, von denen der eine Abgeordnete Österreichs (Schilling) gesprochen hat, möchte ich aus ihrem Herzen vertilgen. Derselbe bedauert, daß sie einestheils zu spät gekommen, und anderntheils fürchtet er, man möchte in Deutschland mit Besorgniß auf den Anschluß Österreichs hinsehen. Wir stehen noch in den ersten Tagen unseres Thuns, und was wir zurückgelegt haben, es ist nur die Morgenröthe des Tages der Freiheit, der beginnen soll und uns zum ernsten Werke ruft. Haben sie auch den ersten Gang nicht mit uns gemacht, so werden sie mit um so rüstigerer Kraft erscheinen und um so thätiger mitarbeiten an dem Werke der Einigung. Daß wir aber die Besorgniß hegen sollten, Österreich sei noch ferner ein Blei-

gewicht an dem Fortgang der Dinge, diesen Wermuthstropfen möchte ich aus ihrem Herzen reißen, denn er ist nicht begründet. Wir haben zwar gesehen, daß das österreichische Volk, nach der Äußerung seines edlen Genossen Anastasius Grün still und bescheiden dastand und um die Freiheit bat, etwas frei zu sein; allein wir haben auch in dieser bescheidenen Bitte gesehen, daß das österreichische Volk anfing, für die Freiheit zu fühlen und solche in gleicher Weise zu verlangen, wie sie in dem übrigen Deutschland verlangt werden konnte. Wir haben gesehen, daß das österreichische Volk ungeachtet aller Maßregeln der Sperrung und der Hemmnisse einen großen Theil derjenigen Schriften verlangt und gelesen hat, die dazu dienten, den Sinn des Volkes für Freiheit und Fortschritt zu stärken und zu nähren, und wir haben daraus die Überzeugung geschöpft, daß ein Volk, das nach einer solchen geistigen Nahrung Bedürfniß fühlt, auch die Kraft gewinnen wird, frei zu werden und frei zu bleiben. Wir haben gesehen, daß jährlich aus Österreich eine Zahl von Schriftstellern auswanderte, die den dortigen Geistesdruck nicht ertragen konnten und das sogenannte Ausland suchten, um dem Bedürfniß ihrer Seele und ihres Geistes zu genügen. In diesen Auswanderern haben wir nichts anderes begrüßen können, als die Lerchen eines Völkerfrühlings, der zwar durch augenblickliche Winterstürme, durch

verspäteten Frost und Schneegestöber für Augenblicke von der Erde verschwinden konnte, dessenungeachtet aber mit seinem allmächtigen Walten auch unter der täuschenden Decke fortarbeitet und zu Tage fördert, was nach dem ewigen Gang der Natur zu Tage kommen muß. Zuletzt haben wir gesehen, daß das österreichische Volk, welches kaum mitzählte in der Geschichte Deutschlands und seinen freiern Bewegungen, plötzlich gestählt wie ein Riese für seine Freiheit kämpfen und bluten konnte. Wir haben uns damals mit Liebe und Ehrfurcht zu diesem Volke hinübergebeugt und uns selbst gesagt, das Volk, das für seine Freiheit kämpfen und bluten kann, ist auch der Freiheit werth. Deshalb reichen wir den Österreichern die Bruderhand dar und verheißen ihnen, daß wir treu zusammenstehen und gemeinsam arbeiten wollen, auf daß fertig werde, was wir bauen wollen, das freie einige Vaterland!« —

Die nicht in den Ausschuß gewählten Mitglieder der Deputation reisten in die Heimat zurück, wir sechs Gewählten nahmen an den Geschäften des Ausschusses sowol als seiner Commissionen pflichtgetreuen Antheil. Ich war in die Commission für auswärtige Politik und für die Wahlangelegenheiten gewählt worden. Zu unserem Bedauern trat Endlicher aus, und Schwarzer sandte als seinen Stellvertreter Herrn Hübner. Bach entschuldigte sein Nichtkommen mit seinen wichtigen Arbeiten im Gemeinderath von Wien. Palacky lehnte die

Wahl ab und rechtfertigte dies in einem ausführlichen Schreiben, in welchem er anführte, daß er als Czeche die Interessen seines Volkes in Frankfurt nicht vertreten sehe, daß er ferner das deutsche Verfassungswerk für den Bestand der österreichischen Monarchie gefährlich finde, daß er endlich zweifle, man werde auf dem eingeschlagenen Wege zum Ziele gelangen. Das Schreiben des böhmischen Geschichtschreibers wurde damals viel besprochen und zum Theil mit Recht hart getadelt; leider hat das Verhängniß es gewollt, daß die Unglücksprophezeiung des Slaven an Deutschland in Erfüllung gegangen ist.

Bald nahmen wichtige österreichische Fragen unsre volle Thätigkeit in Anspruch.

Der Antrag Andriani's, den österreichischen Slaven die Entwickelung und Consolidirung ihrer Nationalität zu garantiren, wurde in mehreren Sitzungen gründlich berathen. Kuranda und Giskra unterstützten den Antrag mit Wärme. Ich war im Wesen damit einverstanden, nur fand ich es unpassend und unthunlich eine »Garantie« zu versprechen. Ich schlug vor, der Ausschuß möge erklären, daß die nichtdeutschen Stämme nicht als Unterthanen, sondern als freie gleichberechtigte Bundesgenossen der Deutschen behandelt werden sollen. Die Entwickelung ihrer Nationalität in Gesittung, Sprache, und Literatur müsse der eigenen Kraft überlassen, dürfe nicht gehindert, könne aber unmöglich garantirt werden.

Man habe ja gesehen, daß Millionen von Slaven auf deutschem Gebiete sowol als außerhalb desselben, nicht gewaltsam, sondern lediglich durch die geistige Macht der deutschen Bildung germanisirt worden, wie wollte man nun garantiren, daß dies nicht in der Folge auch noch mit andern Millionen geschehen würde! Wiesner beantragte die Erklärung: die Slaven sollen an allen Rechten und Errungenschaften der Deutschen Theil nehmen. Graf Auersperg machte dies mit besonderer Beziehung auf die Slaven in Steiermark, Kärnten und Krain geltend. Graf Bissingen bezog dasselbe auch auf die Italiener in Südtirol. Aus der ganzen Verhandlung ergab sich das aufrichtige Streben der Versammlung, allen nichtdeutschen Bundesgenossen gerecht zu sein, und es wurde zum Beschluß erhoben, es als eine der ersten Aufgaben der Nationalversammlung zu erklären, die Unverletzlichkeit aller Nationalitäten auf deutschem Boden gesetzlich auszusprechen. Aber die Slaven verkannten und verhöhnten dieses brüderlich aufrichtige Entgegenkommen. In Prag stieg das feindselige Treiben der Czechen gegen Deutschland immer höher. Die Wahlen nach Frankfurt wurden verweigert oder mit Gewalt verhindert. Die Regierung aber hatte nicht den moralischen Muth, diesen czechischen Separatismus zurückzuweisen. Der Fünfziger-Ausschuß nahm diesen leidigen Gegenstand noch einmal in Berathung und sandte die Herren Kanzler Wächter aus Tübingen und Kuranda als Com-

missäre nach Prag, um sich mit der czechischen Partei wo möglich friedlich zu verständigen und zugleich die eingeschüchterten und terrorisirten Deutschen zu ermuthigen. Auch dieser Schritt blieb fruchtlos. Die deutschen Commissäre wurden in Prag verhöhnt und bedroht, eine Versammlung des deutschen Vereins mit Gewalt zersprengt, und die Czechenführer schrien nach Deutschland das frevelnde Wort hinaus: »Wir wollen lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit!«

Damals erschien in Prag auch das berühmt gewordene Lied: »Schuselka nam pisse.« Es führt den Titel: »Ein neues Lied vom deutschen Parlament.« Verfasser ist Herr Karl Hawliczek, nachmaliger Reichstagsdeputirter und jetziger Redakteur der Narodnj Nowiny. Ich selber komme darin nur als erstes Wort vor. Da ich nämlich seit meiner Schrift: »Ist Österreich deutsch?« für die Czechen der Gegenstand fortwährender Angriffe war, so gedachte man auch jetzt meiner Wenigkeit und der Dichter (?) jenes Gassenhauers faßte die Sache so auf, als ob ich die Czechen nach Frankfurt eingeladen hätte. Daher beginnt das Lied: »Schuselka schreibt uns aus dem deutschen Reich, daß wir hinauskommen und den Deutschen helfen sollten, weil sie »Bauchweh« haben. Dieses gemeine Gleichniß wird in der letzten Strophe bis zum obscönsten Extrem ausgeführt. Übrigens enthält das Lied nichts als den gemeinsten Hohn und die frechsten Drohungen gegen Deutschland. Traurig

berühmt wurde es, da es in den unglücklichen Pfingsten gesungen wurde, als die fanatisirte Menge von der Messe am Roßmarkt zum Generalkommando, der Wohnung Windischgrätz's zog. Überhaupt wurde dies Lied ungeachtet seines schmutzigen Inhalts bei allen feierlichen Gelegenheiten gesungen. Da es auf eine alte Volksmelodie gedichtet ist, so wurde es ein Volkslied und hat meinen Namen in Böhmen in allen Volkskreisen berühmt gemacht, wofür ich mich bei Herrn Hawliczek hiermit bestens bedanke.

Der Fünfziger-Ausschuß trieb die deutsche Gutmüthigkeit so weit, daß er noch eine Proklamation an die Slaven verfassen ließ, worin sie der Verfasser Kuranda ebenso herzlich als staatsmännisch auffordert, um ihres eigenen Vortheils wegen die dargebotene deutsche Bruderhand nicht von sich zu weisen. Alles blieb fruchtlos.

Böhmen aber wird dennoch bei Deutschland verbleiben. Nicht der Schuselka schreibt dies den Czechen, sondern das deutsche Volk; und seit tausend Jahren ist es im Weltbuch der Geschichte geschrieben.

Auch das fatale Geldausfuhrverbot veranlaßte eine interessante Debatte. Von vielen Seiten waren Klagen darüber und die Aufforderung an den Ausschuß gekommen, die Aufhebung dieses Verbotes zu veranlassen. Eine Commission berieth darüber und Herr Duckwitz aus Bremen, der nachherige Reichs-Handels- und Marineminister erstattete Bericht. Es fielen von einigen Red

nern scharfe Äußerungen über die österreichische Maßregel, die für ein Zeichen des baldigen Bankerottes erklärt wurde. Dagegen erhoben sich Endlicher, Mühlfeld, Kuranda, Wiesner und Bissingen mit patriotischem Eifer. Sie schilderten den Reichthum Österreichs auf eine Weise, die leider durch die nachfolgende und jetzige Finanzlage der Monarchie nicht gerechtfertigt wurde. Der Beschluß fiel dahin aus, eine Vorstellung wegen baldigster Aufhebung des Verbotes an das österreichische Ministerium zu senden. Das war im April 1848, und das Ausfuhrverbot besteht jetzt noch. Aber das Geld ist doch aus Österreich verschwunden! —

Durch ein Frankfurter Handelshaus war eine gedruckte Proklamation der Lombarden an das deutsche Volk eingelaufen. Sie wurde an die Commission für auswärtige Politik gewiesen. Der Vorstand derselben beantragte eine Beantwortung dieses Aktenstückes, in welchem die Deutschen in den Himmel erhoben, die Österreicher aber als Barbaren und wilde Thiere geschildert wurden. Die Antwort bekam eine Fassung, durch die Österreichs Ehre verletzt wurde. Ich protestirte in der Commission dagegen und verlangte, daß, wenn schon eine Antwort beliebt werden sollte, darin mit Nachdruck hervorgehoben werden müßte, daß Österreich und Deutschland eins seien. Es wurde darüber noch eine Comitésitzung anberaumt, welcher ich wegen Unpäßlichkeit nicht beiwohnen konnte. In der öffentlichen Sitzung vom

19. April wurde nun die Absendung der unveränderten Antwort beantragt. Da erhob ich mich in zorniger Rede dagegen, erklärte jede Beantwortung der lombardischen Adresse für unzulässig, indem es den Vertretern Deutschlands schlecht anstünde, mit den Italienern zu liebäugeln, während eine deutsche Macht mit ihnen im Krieg begriffen und während italienische Freischaaren bereits das deutsche Gebiet verletzt. Das Publikum Frankfurts bestrafte meinen österreichischen Patriotismus mit Zischen, der Berichterstatter aber nahm seine Antwort zurück. Ein anderes Mitglied machte sie zu seinem Antrag. Nachdem aber Wiesner, Hübner und Bissingen meinen Antrag auf Tagesordnung kräftig unterstützt, wird derselbe vom Ausschuß zum Beschluß erhoben. In den italienischen Blättern brach nun ein Sturm gegen mich los, und man war so freundlich, mir ein Blatt der Concordia aus Mailand unfrankirt zuzusenden. Ich wurde darin heftig geschmäht und gar »un tyran bien stupide« gescholten. Ich ließ dagegen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine »deutsche Antwort auf italienische Schmähungen« drucken. Was sagen hierzu diejenigen meiner lieben österreichischen Landsleute, die mich meiner Äußerungen über Italien wegen als einen Feind Österreichs denuncirten und noch denunciren?

Bei Gelegenheit dieser italienischen Frage theilte Wiesner einen Hilfruf der Tiroler gegen den italieni-

schen Angriff mit. Wiesner gründete darauf in einer folgenden Sitzung den Antrag, der Ausschuß solle den Bundestag auffordern, wegen augenblicklicher Räumung des verletzten Gebietes von Tirol eine kategorische Erklärung an das Turiner Kabinet zu erlassen und diese Erklärung sofort durch die nöthigen militärischen Maßregeln nachdrücklich zu unterstützen. Der letzte Theil dieses gewiß sehr gut gemeinten Antrages schien mir höchst bedenklich. Ging nämlich der Bundestag darauf ein und beschloß zum Schutze Tirols militärische Maßregeln, so hätte unter den damaligen Verhältnissen nur Baiern mit der Durchführung derselben beauftragt werden können, da Würtemberg und Baden durch die republikanische Erhebung für sich selbst in Anspruch genommen waren. Baierische Truppen hätte ich aber um keinen Preis gern in Tirol gesehen. Ich sprach dies der deutschen Einigkeit wegen nicht offen aus, bekämpfte aber den Antrag nach Kräften, indem ich hervorhob, man könnte vorderhand die Vertheidigung Tirols mit Beruhigung der bewährten Tapferkeit der Tiroler Schützen überlassen. Zu ihrer Freude aber und zugleich zur Warnung Sardiniens möge man eine Proklamation an die Tiroler erlassen. Heckscher und Bissingen traten mir bei und es blieb blos bei der Proklamation, welche Wiesner verfaßte.

Inzwischen rückte der Mai immer näher, und aus Österreich kam noch immer keine Kunde von irgend einer

Wahlhandlung. Ich schwebte in der äußersten Besorgniß, daß die Wahlen daselbst gar nicht zu Stande kommen würden. Ich stellte mir die Sache für Österreich, wo Regierung und Volk zum erstenmal einen solchen Akt vornehmen sollten, schwieriger vor als sie war; und ich zitterte bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß Österreich in der Nationalversammlung unvollkommen oder gar nicht vertreten sein sollte. Daher stellte ich im Ausschuß den Antrag, das österreichische Ministerium dringend aufzufordern, die Wahlen sofort auszuschreiben und kräftig zu betreiben. Bald hatten wir die Freude zu hören, daß dies geschehen und die Gewählten angewiesen worden, sogleich nach Frankfurt zu reisen. Der Ausschuß sowol als das Publikum vernahm die echt nationale Verfügung Österreichs mit lautem Beifall, und bald hatten wir Österreicher die Genugthuung, den Antrag gestellt zu hören, die preußische Regierung, welche das Wahlgeschäft verzögerte und durch gleichzeitige Ausschreibung eines Landtags verwirrte, zu ermahnen und auf das gute Beispiel Österreichs hinzuweisen!

Zweimal beschäftigte sich der Ausschuß mit österreichischen Fragen, die über das gegenwärtige Gebiet Deutschlands hinausreichten. Endlicher hatte den Antrag gestellt, Istrien in den deutschen Bund aufzunehmen. Er entwickelte in einem beredten Vortrag die Nothwendigkeit dieser Maßregel und die großen maritimen Vor-

theile derselben. Der Ausschuß beschloß, den Bundestag aufzufordern, über diese Angelegenheit mit der österreichischen Regierung zu verhandeln. Es ist wahrscheinlich nichts in dieser Sache geschehen, und der Fehler, daß Österreich nicht mit dem ganzen illirischen Küstenlande in den Bund getreten, wird gewiß noch lange unverbessert bleiben.

An mich hatten sich die Siebenbürger Sachsen gewendet, um durch den Ausschuß und das deutsche Parlament gegen die treubrüchigen Angriffe der Madjaren Hilfe zu erlangen, um die sie in Wien vergebens gefleht hatten. Ich lenkte in öffentlicher Sitzung die Aufmerksamkeit auf jene ferne, interessante und wichtige deutsche Colonie, die seit 700 Jahren ungeachtet der weiten Entfernung vom Mutterlande und ungeachtet der fast ununterbrochenen Angriffe der sie umgebenden neidischen Völkerschaften deutsche Sprache und Gesittung treu und kräftig bewahrt hat. Ich stellte den Antrag, der Ausschuß möchte durch Beschluß die Nationalversammlung auffordern, sich der deutschen Brüder in Siebenbürgen durch Verwendung bei dem ungarischen Reichstage anzunehmen. Der Antrag wurde einstimmig genehmigt, und die Sache kam über wiederholte Bitten der unglücklichen Siebenbürger auch in der Nationalversammlung zur Sprache — leider ohne allen Erfolg. Es herrschte und herrscht in Deutschland mehr Sympathie für die Madjaren als für die Deutschen, obwol die empörend-

sten Thatsachen zum Gegentheil aufforderten. Denn während die Madjaren eine Gesandtschaft an das deutsche Parlament sandten und von brüderlicher Liebe zum deutschen Volke deklamirten, höhnten und knechteten sie die Deutschen in Ungarn und dekretirten die Vernichtung des deutschen Elementes. Leider machten sich die meisten Deutschen in Ungarn dieser Mißhandlung vollkommen würdig durch die servile Wegwerfung, in der sie den Madjaren für die Fußtritte, die sie von ihnen bekamen, die Stiefel küßten. Eine Ausnahme hievon machten fast nur die Sachsen. Sie behaupteten sich mit Stolz und unermüdlicher Standhaftigkeit als Deutsche und zogen eben dadurch den fanatischen Haß der Madjaren auf sich, die offenen Treubruch verübten, indem sie das verfassungsmäßige Nationalrecht der Sachsen mit Füßen traten. Jedem Deutschen muß das Herz bluten, wenn er an das traurige Schicksal dieser Brüder denkt. Als ich im Jahre 1844 die mir aus Kronstadt zugekommene Dankadresse beantwortete, sagte ich, es werde die Zeit kommen, wo die deutsche Bruderhand den Siebenbürger Sachsen leichter erreichen, wo der Sachsengrund näher an Deutschland liegen würde. Ungeachtet jetzt nicht die Deutschen sondern die Russen den Siebenbürger Deutschen helfen mußten, hoffe ich doch zu Gott, daß meine Vorhersagung in Erfüllung gehen wird.

Zu gleicher Zeit beehrten mich die Bewohner von Bergedorf und Vierlanden, wo ich im Sommer 1846 gelebt hatte, mit einem Auftrag. Diese zehntausend Deutschen befinden sich in der eigenthümlichen, nur im lieben Deutschland möglichen Lage, zugleich und ungetheilt zu Hamburg und Lübeck zu gehören. Sie fürchteten daher mit Grund, bei der Vertretung im Parlament leer auszugehen und wollten daher das Recht erlangen, einen eigenen Deputirten zu wählen. Ich verwendete mich warm für sie und selbst Heckscher aus Hamburg und Behn aus Lübeck unterstützten mich, dennoch wies der Ausschuß mit geringer Majorität den Antrag ab, um nicht mehrere solche Ausnahmen hervorzurufen.

Auch der Arbeiterverein von Offenbach und Hanau schenkte mir das Zutrauen, mich zu seinem Fürsprecher in einer sehr schwierigen Angelegenheit zu wählen. Die Arbeiter beklagten sich nämlich, daß sie von den Wahlen ausgeschlossen und ohne Vertretung seien. Sie machten daher den Vorschlag, ihrerseits auf je 10,000 Köpfe einen Vertreter ins Parlament zu senden. Ich theilte den kühnen, tief gehenden Plan in öffentlicher Sitzung mit. Er wurde ad acta gelegt. —

Von den bedeutenderen nicht eigentlich österreichischen Fragen waren es vorzüglich folgende, an denen meine österreichischen Collegen und ich einflußreichen Antheil nahmen.

Zuerst und besonders die Verhandlung über eine noch vor Eröffnung der Nationalversammlung einzusetzende Centralgewalt.

Die Nothwendigkeit eines Mittelpunktes und besonders einer kräftigen militärischen Oberleitung sowie einer gemeinsamen diplomatischen Vertretung für ganz Deutschland war von dem Ausschuß nicht übersehen worden. Er hatte eine Commission ernannt, die sich mit dem Bundestag und mit den Vertrauensmännern über diese wichtigen Anliegen des Vaterlandes verständigen sollte. Bevor dies aber geschehen, hatte der Bundestag mit den Vertrauensmännern bereits den geheimen Beschluß gefaßt, die oberste Gewalt über ganz Deutschland provisorisch an drei Männer zu übertragen. Man dachte an einen österreichischen, einen preußischen und einen baierischen Prinzen. Von Österreich schien die Zustimmung in vorhinein gegeben; nach Preußen und Baiern gingen eigene Vertrauensmänner ab. Bevor aber der Bundestag an die Ausführung seines Beschlusses ging, fiel es ihm doch ein, daß sein Gedanke, schon wegen seiner Geburtsstätte im bundestäglichen Gehirnkasten sich keiner guten Aufnahme beim Volke erfreuen würde. Die Herren Diplomaten waren so gütig anzuerkennen, daß der Plan populär werden könnte, wenn er vom Fünfziger-Ausschuß ausginge. Sie trauten sich nun mit Hilfe ihrer Vertrauten das Meisterstück zu, es dahin zu bringen, daß der Ausschuß in dieser von ihnen

bereits abgemachten Sache die Initiative ergreifen, d. h. einen Antrag stellen möchte, der im Bundestag bereits beschlossen worden. Die Männer unserer Commission waren nun wirklich so schwach, darauf einzugehen, und in der Sitzung vom 18. April stellte Kanzler Wächter im Namen der Commission den Antrag: »der Ausschuß möge die Bundesversammlung auffordern die Ausübung der ihr gemäß der Bundesverfassung zukommenden Exekutivgewalt alsbald an drei geeignete Personen zu übertragen, welche bis zur Errichtung einer definitiven Bundes-Exekutivgewalt die oberste Leitung der allgemeinen deutschen Angelegenheiten, insbesondere die des Heerwesens sowol zur Sicherung der Integrität Deutschlands nach Außen, als auch nöthigenfalls gegen Anarchie im Innern zu übernehmen und unmittelbare diplomatische Verbindungen im Namen des deutschen Bundes mit auswärtigen Staaten eintreten zu lassen hätte.«

Man hatte sich im Vertrauen viele Mühe gegeben, dem Antrag die Majorität zu gewinnen, sogar mich persönlich hielt man der Mühe werth, besonders und sogar verführerisch zu bearbeiten.

Gegen den eigentlichen Gedanken des Antrags ließ sich in der That nicht viel einwenden, denn jedermann mußte einsehen, daß für die oberste Leitung der gemeinsamen deutschen Angelegenheiten bald etwas geschehen müsse. Allein ebenso gewiß mußte es jedem Volksmann

bedenklich und gefährlich erscheinen, auf die im Antrag enthaltene Weise noch vor dem Zusammentritt der Nationalversammlung und von Seite des Bundestags eine Centralgewalt gründen zu lassen. Offenbar sollte dadurch der Nationalversammlung vorgegriffen werden; ja das volksthümliche Zustandekommen derselben mußte gefährdet erscheinen, wenn die dem Bundestag entfallenen Zügel den drei größten deutschen Staaten in die Hand gegeben wurden. Mich empörte überdies die diplomatisch hinterlistige Art, wie der Antrag in den Ausschuß geschmuggelt worden. Ich sprach dies in der Debatte derb aus und verlangte, der Ausschuß möge den ganzen Antrag sowol als alle Modifikationen desselben von sich weisen. Obwol nun selbst der Präsident für die Sache gewonnen war, und obwol die konservative und doktrinäre Partei sich alle Mühe gab, den Antrag ins schönste patriotische Licht zu stellen, so wurde er dennoch nach zwei langen und heftigen Verhandlungen gänzlich abgewiesen. Dagegen forderte der Ausschuß den Bundestag auf, sofort zu der in der Bundesverfassung vorgesehenen Wahl eines Bundes-Oberfeldherrn zu schreiten, dann dem Ausschuß schleunigst Mittheilung zu machen, was bereits zur Abwehr der von außen drohenden Gefahren, zur Concentrirung und Bereithaltung aller nothwendigen Vertheidigungsmittel geschehen sei. Zugleich beauftragte der Ausschuß eine Commission, sich sofort mit dem Bundestag darüber zu benehmen, wie

die Herstellung eines geeigneten Mittelpunktes für gemeinsame und einheitliche diplomatische Verhandlungen mit dem Auslande fördersamst zu bewirken sei.

Wir jubelten zu früh, das gefährliche Triumvirat beseitigt zu haben, denn schon am 27. April kam es in modificirter Art wieder zum Vorschein. Diesmal war Präsident Soiron selber der Berichterstatter und Antragsteller. Er gestand aufrichtig, daß auf den W u n s ch d e s B u n d e s p r ä s i d i u m s ein von diesem ernannter Bundestagsgesandter, desgleichen ein Vertrauensmann und ein Mitglied unsrer Commission (Biedermann) zusammengetreten und ihn, den Präsidenten Soiron, beigezogen hätten! Diese vier Männer waren — nach dem Wunsch des Bundespräsidiums! — auf folgenden Antrag übereingekommen: »Die Bundesversammlung soll durch drei Mitglieder verstärkt werden, welchen die Wahl des Bundesoberfeldherrn, der diplomatische Verkehr zwischen Deutschland und den auswärtigen Mächten, so wie die exekutive Gewalt in e i l e n d e n Fällen unter eigener Verantwortlichkeit, in allen andern Fällen aber nach Berathung in der Bundesversammlung übertragen wird. Die drei Personen werden v o n d e r B u n d e s v e r s a m m l u n g nach R ü c k s p r a c h e mit den Männern des Vertrauens und mit dem permanenten Ausschusse d e n R e g i e r u n g e n v o r g e s c h l a g e n. Dieselben sind für ihre Handlungen der deutschen Nation verantwortlich und ihre Wirk-

samkeit währt so lange, als sich nicht die constituirende Nationalversammlung gegen deren Fortdauer erklärt.« — Gegen diesen Antrag kämpften wir abermals in zwei langen Sitzungen. Ich verglich ihn mit dem Interim der Reformationszeit und wendete auf ihn das damalige Volksurtheil an: »Das Interim, das Interim, der Teufel steckt hinter ihm!« Ich glaubte in der That hinter diesem diplomatischen Vorschlag den Teufel der Reaktion lauern zu sehen. Ich tadelte die völlig vage Bestimmung über den Wirkungskreis und die leere Phrase, über die Verantwortlichkeit der Triumvirn. Ich hob hervor, daß gerade die Bestimmung, daß die Nationalversammlung die Macht haben sollte, das Triumvirat aufzuheben, für dasselbe der Beweggrund werden könnte, das Zustandekommen der Nationalversammlung zu verzögern. Aber diesmal hatten das Präsidium und die Rechte sich besser vorbereitet und den günstigen Zeitpunkt gewählt, wo uns mehrere Stimmen fehlten. So wurde der Antrag mit 23 gegen 16 Stimmen angenommen. Zum Glück kam er nie zur Ausführung. —

Zu mehrfachen Debatten gab die Sache der Polen Veranlassung. Das Vorparlament hatte bekanntlich in einer edlen Aufwallung die Theilung Polens für eine Schmach erklärt, die verbannten Polen eingeladen nach Haus zu kommen und ihnen die Unterstützung des deutschen Volkes zugesagt. Nun kamen sie in großen Schaaren und zum Theil bewaffnet. Da erschracken die Regie-

rungen und wurden von Preußen, Österreich und Rußland geschreckt. Nun hielt man die Polen allenthalben an, wollte ihnen die Waffen abnehmen, sie nur einzeln ziehen lassen. Sie nahmen in wiederholten Beschwerden zu dem Ausschuß ihre Zuflucht, der ja die Beschlüsse des Vorparlamentes durchsetzen sollte. Aber in unserer Versammlung herrschte schon nicht mehr die Begeisterung des Vorparlamentes. Alles, wozu wir es mühsam brachten, bestand in öftern Verwendungen bei dem Bundestag, die natürlich stets fruchtlos blieben. In der Sitzung am 4. Mai reichte Dr. Niegolewsky, welchem Polen für seine damaligen rastlosen Bemühungen den Titel: advocatus patriae geben sollte, abermals eine Beschwerde und Bitte ein. In der Debatte darüber stellte ich den Antrag: »Der Fünfziger-Ausschuß möge den Bundestag im Namen der deutschen Ehre auffordern, den Polen das Wort zu halten, welches das deutsche Vorparlament ihnen feierlich gegeben hat.« Wider Erwarten ging dieser Antrag mit 18 gegen 15 Stimmen durch. So hatte doch wenigstens der Ausschuß seine eigene Ehre gerettet; der Bundestag aber kümmerte sich natürlich um die deutsche Ehre nicht, und unser Beschluß blieb ohne Erfolg. Die Polen dankten mir durch eine Deputation.

Die interessanteste Verhandlung des Ausschusses betraf das in dem Separatprotokoll der 47. Sitzung der Bundesversammlung enthaltene sogenannte Pro-

memoria des großherzoglich hessischen Gesandten v. Lepel.

In der Sitzung vom 10. Mai erhob sich Vicepräsident Abegg, sichtbar zornig bewegt, theilte mit, daß ihm von einem Manne, dem er volles Vertrauen schenke, ein geheimes Protokoll des Bundestags zugekommen, und frägt, ob er dasselbe vorlesen dürfte, da es wichtige Aufschlüsse enthielte und auch auf die Frage des Triumvirats ein ganz eigenes Licht fallen ließe. Er wird zum Vorlesen ermächtigt und theilt ein Aktenstück mit, welches mit einemmal den Beweis liefert, daß die im Finstern schleichende Diplomatie ihr Spiel noch keineswegs verloren gegeben, sondern eifrig bemüht war, die allzu arglos vertrauenden Volksmänner mit ihrem verderblichen Netze zu umstricken. Nachdem der von den Vertrauensmännern ausgearbeitete Entwurf einer Reichsverfassung veröffentlicht war, trug der genannte hessische Gesandte in geheimer Sitzung des Bundestags ein Promemoria vor, welches dahin zielte, die Regierungen und in ihrem Namen den Bundestag aufzufordern, schleunigst zu berathen und zu beschließen, welche Stellung die Kabinette zu dem Verfassungsentwurf und zu der nah bevorstehenden Nationalversammlung einnehmen sollten. Ich hoffe, daß die Leser es mir danken werden, wenn ich ihnen die interessanten Stellen dieses jesuitisch diplomatischen Promemorias hier mittheile. Es heißt darin wörtlich:

»Selbst wenn, wie augenfällig, die Regierungen in ihrer Gesammtheit nicht im Stande sein sollten, mit einem ihnen genehmen Verfassungsentwurf hervorzutreten, würden ihre Rechte und Interessen noch sich wahren lassen, sofern sie die geeigneten Organe der Nationalversammlung gegenüber zu stellen vermöchten. — Allein hier wirft sich gleich das Bedenken auf, wird die constituirende Versammlung solche Organe, also eigentliche Regierungs-Commissäre, wenn sie außerhalb ihr stehen, zulassen? Und könnte nicht durch den Versuch der Formirung einer solchen Ministerbank sofort ein Principienkampf herbeigeführt werden, dessen Ausgang für die Regierungen leicht gefährlich werden könnte? Handeln die Regierungen deshalb nicht vorsichtiger, wenn sie zu bewirken suchten, daß die Männer ihres Vertrauens in die Nationalversammlung gewählt würden, oder wenn sie diese Männer in den Reihen der gewählten Abgeordneten selbst suchten, um — ohne ihnen einen offiziellen Charakter beizulegen — mit ihnen sich zu verständigen. — Es ist nicht wol denkbar, daß die Regierungen beabsichtigen, die Nationalversammlung ganz frei gewähren zu lassen und ruhig abzuwarten, welche Verfassung von derselben werde zu Stande gebracht werden, in der Hoffnung etwa, daß die Versammlung das beendigte Werk nicht als bindendes Gesetz

sogleich dekretiren und promulgiren, sondern zunächst den Regierungen als Verfassungsentwurf zur Annahme und resp. weiterer Verhandlung vorlegen werde. Dies wird voraussichtlich nicht geschehen, sondern, wie schon bemerkt, es ist zu erwarten, daß die Versammlung, selbst wenn sie in der großen Mehrzahl aus Angehörigen der sogenannten constitutionellen Monarchie besteht, das ihr nun einmal eingeräumte und fortwährend zu gefährlichen Consequenzen ausgebeutet werdende Prädikat »constituirende« wird realisiren und folgeweise in eine förmliche Verhandlung und vertragsweise Vereinbarung mit den Regierungen sich nicht wird einlassen wollen. Gerade um an dieser Klippe nicht zu scheitern, ist es wünschenswerth, daß die Verfassung dem Schooße der Nationalversammlung der Form und dem Inhalt nach so entsteige, daß die Regierungen der Einzelstaaten sie annehmen können, ohne hierdurch den Bedingungen ihrer Existenz zu entsagen und in dem Bundesstaat auf- oder eigentlich unterzugehen. — Das ist aber eher zu hoffen, wenn es den Regierungen gelingt, Organe zu finden, welche nicht von Außen nach Innen, sondern umgekehrt zu wirken den Willen und die Kraft haben. Gegen den Vorschlag, die Organe der Regierungen in der Versammlung selbst zu suchen, wird zwar eingewendet werden, daß davon zu besorgen sei, es werde sofort das Vertrauen der öffentlichen Meinung, welche jene Männer gewählt hat, wieder ge-

schwächt und diesen dadurch der nöthige Einfluß, um den Zweck erreichen zu können, entzogen werden. Allein diesem Einwande läßt sich durch die Bemerkung begegnen, daß eben deshalb die fraglichen Organe keine offiziellen sein sollen. Außerdem ist nicht zu verkennen, daß es für die Regierungen äußerst schwierig sein würde, unter ihren Beamten eine genügende Anzahl von Männern zu finden, welche die erforderlichen physischen, geistigen und moralischen Eigenschaften besitzen, um mit Erfolg von einer Regierungsbank aus auf eine so zahlreiche Versammlung zu wirken. Und sind die Regierungen so glücklich solche Männer zu haben, so bedürfen sie ihrer zu Haus in den gegenwärtigen anarchischen Zuständen. — Die Bundesversammlung selbst, in ihrer Gesammtheit oder durch Deputationen, kann die Regierungen in der Versammlung nicht vertreten. Von andern nicht entfernt liegenden Gründen abgesehen, genügt die Erwägung, daß die Bundesversammlung als Repräsentantin der Regierungen der Nationalversammlung gewissermaßen gegenübersteht. Offenbar sind auch im Verhältniß der Regierungen zur Nationalversammlung verschiedene Gesichtspunkte festzuhalten: einmal haben nämlich die Regierungen ein solidarisches Interesse dem Volk in seiner Totalität gegenüber; sodann haben die Regierungen ein besonders Interesse gegen einander bezüglich der Verhältnisse zu der zu constituirenden ober-

sten Reichsgewalt, und endlich haben die einzelnen Staaten gewisse Partikular-Interessen den allgemeinen Interessen von ganz Deutschland gegenüber zu wahren. — Diese verschiedenen und zum Theil einander widerstrebenden Rücksichten einem höheren Gesichtspunkte unterzuordnen, oder in diesem zu vereinigen, wäre zwar eine würdige Aufgabe für die Bundesversammlung, allein sie wird sie unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu lösen vermögen. Es dürften aber die Regierungen auf die angedeuteten Momente aufmerksam zu machen sein, selbst auf die Gefahr hin, daß dies überflüssig sein könnte, weil sie von selbst schon solche in Betracht gezogen und möglicherweise geeignete Maßregeln ergriffen haben können. Wenn übrigens diese lange schon besprochene aber noch immer nicht in Ausführung gebrachte Schaffung einer Bundescentral- resp. Exekutivbehörde noch zu Stande gebracht werden sollte, ehe die Nationalversammlung zusammentritt — und die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel im Interesse aller Regierungen, der größten wie der kleinsten, dürfte wahrhaftig nicht verkannt werden, wenn nicht fortwährend beklagenswerthen Illusionen sich hingegeben würde — so möchte wol jene Behörde auch als die geeignetste erscheinen, um der Nationalversammlung gegenüber zu treten, Namens der Regierungen mit ihr zu verkehren und für diesen Verkehr die passendsten Organe zu suchen. —

Selbst aber wenn es nicht gelingen sollte, die fragliche Behörde ins Leben zu rufen, so würde doch unter allen Umständen es nöthig sein, daß die Regierungen eine Commission von drei bis fünf Mitgliedern unverzüglich bestellen und in Frankfurt zusammentreten ließen, um eine einheitliche Leitung in die Verhältnisse zur Nationalversammlung zu bringen. Jene Commission würde die formelle Vermittelung zwischen den Regierungen in ihrer Gesammtheit und der Nationalversammlung sich stets benehmen und je nach den Umständen die geeignetsten Maßregeln zur Wahrung der Regierungsinteressen vorsehen.« —

Dieses zur Corruption der Nationalversammlung auffordernde Promemoria wurde von der Bundesversammlung unter dem Vorsitze des Grafen Colloredo und in Anwesenheit des preußischen, baierischen, badischen und würtembergischen Gesandten einstimmig dahin genehmigt, daß es an die Regierungen zur »gutfindenden Kenntnißnahme« eingesendet wurde. Unter den unterzeichnenden Gesandten war auch — ich sage es mit Schmerz — Sylvester Jordan.

Der Ausschuß und das Publikum vernahm die Mittheilung mit lauter Entrüstung. Nur zwei Mitglieder fanden in dem Promemoria nichts Auffälliges, und sie hatten mit Rücksicht darauf, daß von einem Akt des Bundestags die Rede war, allerdings recht. Wir beschlossen, die Verhandlung auf die Sitzung vom

12. Mai zu verschieben, um inzwischen anzufragen, ob das Aktenstück echt sei. Das Bundespräsidium gestand die Echtheit ein. Nun ließen wir das ganze Promemoria drucken.

In der Sitzung vom 12. Mai wurde nach heftigen Verdammungen der jesuitischen Diplomatenpolitik beschlossen, gegen die in dem Promemoria ausgesprochenen Ansichten energisch zu protestiren, den Bundestag an die Volkssouveränität zu erinnern, und schließlich die Zustimmung des Ausschusses zur Gründung einer Centralgewalt förmlich und feierlich zurückzunehmen.

Ich hatte in zornigem Eifer den Antrag gestellt, zu verlangen, daß alle Gesandten, welche das Promemoria unterschrieben, sofort entlassen würden, damit weder der Ausschuß noch das Parlament noch einmal in die Lage kämen, mit solchen Männern irgendwie zu verkehren. Der Antrag wurde nicht hinreichend unterstützt, und zwar, wie mir die Mitglieder der Linken zuriefen, lediglich Jordans wegen. Das Volk aber urtheilte strenger. Jordan, der vor wenigen Wochen wie ein Triumphator in Frankfurt eingezogen war, erhielt jetzt eine Katzenmusik.

Einen mächtigen Eindruck machte es, als mitten in der Debatte über das Promemoria ein offizielles Schreiben Heinrichs v. Gagern einlangte, worin derselbe in seiner damaligen Eigenschaft als großherzoglich hessischer Ministerpräsident die Ansichten Lepel's streng

mißbilligte und förmlich desavouirte. In gleicher Weise sprach sich Hergenhahn, Mitglied des Ausschusses und zugleich nassauischer Minister aus. Lepel wurde sogleich von seinem Posten abgerufen. Auch die meisten der übrigen Gesandten traten bald darauf aus. An Colloredo's Stelle trat Schmerling — der letzte Präsident des Bundestags. —

Lebhaft schwärmte der Ausschuß auch für eine deutsche Flotte, für die Befestigung der deutschen Küsten, für Anerkennung der deutschen Flagge u. dgl. Eine eigene Commission beschäftigte sich mit diesen Gegenständen. Leider standen uns keine andern Mittel zu Gebote als — Proklamationen! Die Regierungen und das Volk im allgemeinen wurden aufgefordert, die alte Seeherrlichkeit Deutschlands wieder ins Leben zu rufen. Ich hob dabei hervor, daß von den Fürsten in dieser Sache nicht viel zu hoffen sei. Sie interessiren sich offenbar nicht für die Seemacht, weil die stehenden Heere zu sehr ihr Paradepferd und ihre ultima ratio sind. Sie scheinen auch zu fürchten, daß das deutsche Philisterthum verschwinden möchte, wenn die Deutschen wieder die frische freie Seeluft athmeten. Und solang die Deutschen Philister bleiben, sind sie leicht zu regieren. Man kann diese Philister mit einem Eselskinnbein bezwingen, selbst wenn man kein Simson, sondern selber ein — Esel ist. Die einstige Herrlichkeit Deutschlands zur See war nicht das Produkt der Fürstenpolitik, sondern größ=

tentheils gegen Wunsch und Willen der neidischen Fürsten hatte deutsche Bürgerkraft damals eine Seemacht gegründet, vor welcher Könige gezittert. Ich beantragte deshalb einen Aufruf an die Bewohner der deutschen Küstenstädte, daß sie eingedenk ihrer hanseatischen Erinnerungen und zum eigenen wie zum Nutzen und Ruhm des Vaterlandes sich wehrhaft machen möchten auf den Meeren, welche deutsch sind und heißen, während sie von den Feinden Deutschlands beherrscht werden.

Eine denkwürdige, wahrhaft tragisch romantische Episode in unsern Verhandlungen bildete der damalige republikanische Aufstand in Baden. Der Ausschuß sprach sich streng gegen diese Schilderhebung aus, obwol persönliche Freunde Heckers in demselben saßen. Schon am 12. April hatten wir eine Proklamation an die Deutschen in Frankreich und in der Schweiz erlassen, worin diese mit strengem Ernst von einem bewaffneten Eingriff in die Angelegenheiten des Vaterlandes abgemahnt wurden. Als der Aufstand dennoch blutig losgebrochen war, erließen wir am 28. April folgenden Aufruf an das badische Volk, der Zeugniß geben mag für die Gesinnung des Ausschusses in seiner überwiegenden Mehrheit.

Der Aufruf lautete:

„Das verbrecherische Unternehmen Einzelner, mit bewaffneter Hand Deutschland eine Staatsverfassung aufzudringen, ist aller Abmahnung ungeachtet zum blu-

tigen Ausbruch gekommen. Nochmals erhebt der Ausschuß des Vorparlaments seine Stimme, er erhebt sie Namens des deutschen Volkes, er erhebt sie für die Zukunft Deutschlands. Jene, die sich die Freunde des deutschen Volkes nennen, sind seine schlimmsten Feinde. Um ihren Willen geltend zu machen, setzen sie alles aufs Spiel, was Deutschland nach langem Kampfe und mit schweren Opfern errungen hat, seine Einheit, seine Freiheit. Der Reaktion öffnen sie Thür und Thor; den äußern Feinden stellen sie das deutsche Land bloß. — Auf denn, Ihr deutschen Brüder in den bedrohten Landen, die Ihr treu seid der Sache des Vaterlandes, unzugänglich der Verlockung zum Abfall, fest in Eurem Vertrauen, daß in den Tagen des Mai freigewählte Abgeordnete aller deutschen Bruderstämme einen Bau deutscher Einheit und deutscher Freiheit gründen werden, der fest steht für alle Zeiten — auf denn zu männlicher That! — Die badische Regierung hat zur Unterdrückung des Aufruhrs ein Gesetz verkündet, welches die Zustimmung aller wahren Vaterlandsfreunde findet. Unterstützt die Ausführung dieses Gesetzes. Deutsche Krieger eilen herbei zur Bekämpfung der Empörer. Erkennt in diesen Kriegern Eure Brüder. Als Eure Freunde nehmt sie auf und steht ihnen bei, so weit Ihr könnt. Wenn Ihr das thut, wenn Ihr den Aufrührern Eure Städte, Eure Dörfer verschließt,

wenn Ihr die Unterstützung verhindert, die Übelgesinnte ihnen bieten möchten, so wird bald der Aufruhr unterdrückt und in friedlicher Weise der freie Ausdruck des wahren Volkswillens möglich werden, von welchem allein die Aufrichtung der künftigen Verfassung von ganz Deutschland und von jedem Einzelstaat abhängen kann.«

Ich hatte gegen diesen Aufruf gestimmt, nicht der Sache, sondern der Form wegen, die ganz so gehalten war, daß sie unter veränderten Umständen von der reaktionären Partei gegen uns selber hätte angewendet werden können.

Der Ausschuß ging noch weiter und sandte die Herren Venedey und Spatz als Friedensprediger ins Lager der Aufständischen. Venedey erstattete uns in geheimer Sitzung über diese romantische Sendung einen so interessanten Bericht, daß sehr zu wünschen ist, er möge ihn durch die Presse veröffentlichen. Ohne die Ritterlichkeit Heckers hätten unsre Commissäre Gefangenschaft, wenn nicht Schlimmeres erfahren.

Als ein edler Charakter wurde Hecker selbst von seinen Feinden anerkannt; seine Freunde bedauerten das Vaterland und den Verlust dieses talentvollen, muthigen und rastlosen Kämpfers für Volksrecht und Freiheit; das Volk aber schwärmte für ihn wie für einen Messias. Niemand glaubte es, daß Hecker in der von einigen Denuncianten erdichteten Weise an dem Tode

Gagerns *) schuld wäre, wie sehr auch alle Stände in der Trauer um diesen deutschen Krieger übereinstimmten, der sich in hohem Grade der Popularität des Namens Gagern erfreut hatte.

Am 1. Mai wurde seine Leiche vom Darmstädter Hof zu Frankfurt aus in feierlichem Zuge an die Grenze des Weichbildes der Stadt gebracht. Der Ausschuß in corpore, die Bundestagsgesandten und Vertrauensmänner, die Autoritäten Frankfurts und viele aus Mainz gekommene österreichische und preußische Offiziere begleiteten die Leiche; die Stadt war mit Fahnen geschmückt, die ganze Wehrmannschaft Frankfurts machte Spalier. Nach beendeter Trauerfeier machte man dem Ausschuß ein fürstliches, oder besser ein republikanisches Vergnügen: mit klingendem Spiel defilirten die Truppen vor uns und grüßten uns mit donnerndem Hurrah. — Wenige Tage später hatte ich ein ganz entgegengesetztes militärisches Schauspiel. Ich war zufällig in dem in Belagerungszustand erklärten Mannheim, als eben der Commandant des 8. Bundesarmee-Corps, Karl von Baiern, über die Rheinbrücke herüber kam und mit Kanonendonner begrüßt wurde! Ich sah damals zum erstenmal

*) General Gagern fiel bekanntlich, als er eben nach einer fruchtlosen Friedensunterredung mit den Republikanern sein Pferd besteigen wollte. Einige Berichte wollten glauben machen, Hecker habe auf ihn schießen lassen.

den freien deutschen Rhein! Er trug mich freundlich in das goldene Mainz hinab, wo sich mein patriotisches Gefühl am Anblick österreichischer Soldatenkittel erlaben konnte. Aber diese Kittel waren in Mainz lieber gesehen als die preußischen Waffenröcke, obwol unter diesen Kitteln keine deutschen, sondern czechische Herzen schlugen. Damals galt noch jeder Österreicher für einen Kämpfer der Freiheit. Der Märzschein war für uns ein wahrer Heiligenschein geworden, ist aber leider ein Schein geblieben.

In Frankfurt feierten wir Österreicher um diese Zeit auf Einladung des Bundespräsidialgesandten Herrn von Schmerling ein kleines Constitutionsfest, dem die Notabilitäten der dreiunneinigen höchsten Collegien Deutschlands beiwohnten. Es war nämlich die österreichische Constitution vom 25. April erschienen, und wir waren loyal genug, sie mit Präsidial-Champagner leben zu lassen, zumal uns selbst die radikalen Mitglieder des Ausschusses zu dieser Verfassung, die sie in Österreich nicht für möglich gehalten, aufrichtig gratulirten. Und aufrichtig gesagt, auch ich war damals mit jener Verfassung im ganzen und bis auf wenige Punkte zufrieden, was mir jetzt selbst die Radikalen um so weniger übel nehmen werden, als wir uns jetzt nach so vielen revolutionären Freuden und Leiden mit einer viel absoluteren Verfassung begnügen müssen. Wäre jene Verfassung ins Leben getreten und auf parlamentarischem

Wege in einigen Punkten verbessert worden, sie hätte wahrlich dem ersten Bedürfniß Österreichs genügt und wäre geeignet gewesen, uns ins parlamentarische Leben einzuführen. Mir machten daher die Nachrichten vom 15. Mai, was die Sache betrifft, keine Freude. Ich hätte jene Sturmpetition nicht veranlaßt und nicht mitgemacht, und noch weniger hätte ich mich als Minister durch diesen Sturm bewegen lassen, noch ärgere Stürme heraufzubeschwören. Ich bin mir dessen vollkommen bewußt, ohne deshalb über weichere Persönlichkeiten ein Verdammungsurtheil sprechen zu wollen.

Unter andern Verhältnissen, als die österreichischen eben waren, hätte ein constituirender Reichstag zweckmäßig erscheinen können, und daß ein solcher nur aus Einer Kammer bestehe, ist ziemlich allgemeiner Gebrauch. Aber auch nur für die erste Constituirung einer parlamentarischen Staatsform bin ich für das Einkammersystem; für das regelmäßige Staatsleben in der constitutionellen Form dagegen neigt sich meine Überzeugung entschieden zum Zweikammersystem hin, nur darf die erste Kammer natürlich kein privilegirtes Kastenwesen bilden. Es ist in dieser Schrift nicht der Ort, die Vor- und Nachtheile beider Systeme gegen einander abzuwägen; mehr als eine weitläufige Abhandlung aber dürfte selbst der radikalsten Ansicht gegenüber das Beispiel der Nordamerikaner wirken. Sie haben nicht nur für ihre Bundesregierung, sondern auch für alle Ein-

zelstaaten durchgehends das Zweikammersystem beibehalten; ja einige Staaten, die versuchsweise davon abgingen, sind bald wieder darauf zurückgekommen.

Aber die besondern und überaus schwierigen Verhältnisse Österreichs mußten es überhaupt als höchst gefährlich erscheinen lassen, die Constituirung des Reiches von unten auf durch eine constituirende Versammlung bewerkstelligen lassen zu wollen. In Österreich war nämlich durch die Märzrevolution nicht tabula rasa gemacht, der Thron war weder erledigt, noch das Souveränitätsrecht des Kaisers suspendirt. Überall aber, wo dies der Fall ist und nun neben dem in anerkannter Ausübung seines Rechtes befindlichen Souverän eine souveräne constituirende Versammlung ihren Beschlüssen unbedingte Geltung verschaffen will, muß es im natürlichen Laufe der Dinge zu gefährlichen Conflikten kommen. Ferner mußte Jedermann, der das Beisammenbleiben der Monarchie wollte und sich keinen verblendenden Illusionen hingab, klar voraussehen, daß eine constituirende Versammlung, in der sich so verschiedene und eben von den mächtigsten Separationsgelüsten aufgeregte Nationalitäten gegenüber standen, unmöglich zu einer Einigung führen würde. Man jubelte in Wien über die Eine Kammer, aber sie stellte nur äußerlich und räumlich eine Einheit dar; im Innern bestand sie aus vier oder fünf feindlichen Heerlagern. Darum sage ich, wer ein einiges Österreich wollte, dem mußten die

viel gepriesenen Maierrungenschaften tiefe Besorgniß erwecken. In dieser Lage befand ich mich, und ich habe dies in Frankfurt unverholen ausgesprochen. Jedoch nützte bei der einmal vollbrachten Thatsache kein nachträgliches Klagen und Kritisiren. Man mußte die Dinge nehmen, wie sie waren, und eifrig bemüht sein, ungeachtet der unendlich gesteigerten Schwierigkeit doch ans Ziel zu gelangen. Die Hoffnung des Gelingens fand Grund in der Überzeugung, daß die Maibewegung bei der Mehrzahl ihrer Theilnehmer nicht aus einer gegen Österreich feindseligen Gesinnung, sondern aus Liebe zur Freiheit und aus Furcht vor der aristokratischen und büreaukratischen Reaktion entsprungen war. Darauf mußte man bauen; man durfte keinen andern Gedanken aufkommen lassen. Durch die Begeisterung für echt demokratische Freiheit mußte man die widerstreitenden nationalen Elemente zu vereinigen und so an das Ziel zu gelangen streben, nämlich ein einiges freies Österreich aufzurichten. Dies war meine Überzeugung und sie bestimmte mein ganzes nachheriges Wirken im österreichischen Reichstage. —

Einer Verhandlung des Ausschusses muß ich noch erwähnen, bei der wir Österreicher Herzklopfen hatten. Jakoby las nämlich aus der Wiener Zeitung jene ministerielle Erklärung vor, durch welche Österreich seiner besondern Verhältnisse wegen sich die besondere Zustimmung zu jedem von der Bundesversammlung gefaßten

Beschluß unbedingt vorbehielt. Wir hatten schon im Vertrauen mit Jakoby gesprochen und ihn dahin bestimmt, die Sache ohne besonderes Aufsehen zu behandeln. Deshalb stellte er blos den Antrag, der Ausschuß möchte eine Commission ernennen, um die Mittel zu berathen, wie obige, die deutsche Einheit gefährdende Erklärung zu beseitigen sei. Der Antrag wurde ohne Debatte gutgeheißen, und die Commission aus Hornbostel, Jakoby, Briegleb, Stedtmann und mir zusammengesetzt. Wir thaten das Klügste, was sich thun ließ, das heißt gar nichts. —

Die letzten Sitzungen des Ausschusses gewannen dadurch an Feierlichkeit, daß sie nicht mehr in jenem kleinen und dumpfen Commissionszimmer, sondern im Kaisersaal des Römers gehalten wurden, wo wir eine Gallerie von Kaisern, wie einst Napoleon zu Erfurt ein Parterre von Monarchen, zum Publikum hatten. Es waren zwar nur Bilder von Kaisern, aber selbst dadurch stellt sich das angeführte Gleichniß als treffend heraus. Es war sehr interessant die Kaisergestalten auf den demagogischen Congreß herabblicken zu sehen. Besonders charakteristisch war das Bildniß Carls V. Es stand so, daß es unsrer Versammlung den Rücken kehrte, aber mit einem ganz eigenthümlichen, Neugierde und Staunen ausdrückenden Blicke, gleichsam lauschend, den Kopf nach uns hinwandte. Dieser Kaiser hat Deutschland in einer ähnlichen Bewegung gesehen. Eine Zeit

lang unterdrückte er sein allerhöchstes Mißfallen und parlamentirte mit den Wortführern der Freiheit. Später ließ er die Bewegung durch spanische Söldner und Jesuiten bekämpfen. Aber die Hälfte Deutschlands wurde dennoch aus dem römischen Kirchenzwinger befreit, während Carl V. im Klosterzwinger starb. Durch die Kaiserpolitik führte jene Erhebung Deutschlands zur Entzweiung. Und jetzt treiben Männer des Volkes durch eine andere Kaiserpolitik zu einem gleich traurigen Resultat hin! — Ich betrachtete mir während der Sitzungen gern die trüben Gesichter der habsburgischen Kaiser und ärgerte mich, daß das freundliche Bild Josephs II. durch einen ominösen Zufall ganz in den Schatten gestellt ist. Ich erlaubte mir sogar einmal, diese Kaiser zu apostrophiren.

Um diese Zeit erhielt ich ein anonymes Schreiben aus Wien, dessen ich als eines interessanten Zeichens der Volksstimmung erwähnen muß. Ein schlichter Bürgersmann, der sehr richtige Gedanken höchst unrichtig niederzuschreiben verstand, machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich in Frankfurt die Zeit verschwendete, während es in Wien, wo Jesuiten und andere Pfaffen nach wie vor ihr Unwesen trieben, für mich so viel zu thun gäbe. In Hamburg hätte ich es verstanden, gegen die Dunkelmänner zu predigen, in Wien aber fehlte mir der Muth dazu. Was ich denn in Frankfurt wollte; dort würden wir alle miteinander »den Kohl nicht fett

machen.« Ich möchte doch unverzüglich nach Wien kommen, dann würde er sich mir nennen; widrigenfalls müßte er mich verachten. Ich konnte dem Manne nicht ganz unrecht geben, daß ich in Wien mehr hätte wirken können als im Fünfziger-Ausschuß zu Frankfurt.

Inzwischen kam aber der Tag der Parlamentseröffnung immer näher, und ich hätte mich jetzt auf keinen Fall entschließen können, Frankfurt zu verlassen, obwol ich noch nicht gewählt war und kaum hoffte, es zu werden. In einem mir eigenthümlichen Gemisch von Bescheidenheit und Stolz und ungeachtet vieler Aufforderungen hatte ich es unterlassen, als Candidat aufzutreten. Ich dachte und sagte; wenn man sich meiner nicht erinnert, so werde ich es zu ertragen wissen und als Journalist an dem Parlament theilnehmen. Man erinnerte sich meiner an mehreren Orten; mit Erfolg in Klosterneuburg, obwol ich von meinen Gegnern als Ketzer und Republikaner verdächtigt wurde. Die Nachricht, daß ich im Wohnorte meiner Mutter gewählt worden, machte mir die herzinnigste Freude. So war erfüllt, was ein Mann meines Schicksals nicht zu träumen, geschweige denn zu hoffen wagen gedurft. Ich war Parlamentsmitglied, österreichisches Mitglied eines deutschen Parlaments! Seit dieses möglich geworden, halte ich ungeachtet aller neueren traurigen Erlebnisse auch die Erfüllung der höchsten und letzten Volkswünsche für möglich. Ich erinnerte mich in meiner damali-

gen Freude auch jenes österreichischen Offiziers, dessen ich im ersten Bande der deutschen Fahrten erwähnte, der im Jahre 1847 zu Aign bei Salzburg ein deutsches Parlament vorausgesagt. Jetzt darf ich den wackern Mann nennen; es ist Hauptmann Cantori, der in neuester Zeit seine Stelle quittirt hat. —

Je näher die Eröffnung des Parlaments kam, desto geringer wurde natürlich das Ansehen des Ausschusses, so daß er sich recht herzlich nach seiner Auflösung sehnte. Als etwa 50 Abgeordnete anwesend waren, constituirten sie sich unter dem Alterspräsidenten Schott zu vorberathenden Versammlungen. Doch hielt der Ausschuß ununterbrochen seine Sitzungen und erklärte, sich erst in dem Augenblicke auflösen zu wollen, wo die Nationalversammlung wirklich constituirt sein würde.

Für die österreichischen Deputirten hatte Schmerling den Saal der Sokrates-Loge als Privatversammlungslokal zur Verfügung gestellt. Man wollte die Österreicher in einem Landsmannschafts-Clubb beisammen halten, aber der Plan mißlang, indem wir politisch reif genug waren, nach unserer Überzeugung in die Partei-Clubbs einzutreten.

Am 18. Mai Nachmittags 3 Uhr hielt der Fünfzigerausschuß seine letzte Sitzung. Eine große Anzahl von Parlamentsmitgliedern wohnte derselben bei. Nachdem einige unbedeutende Gegenstände erledigt waren, hielt Soiron eine entsprechende Rede und erklärte den Aus-

schuß für den Augenblick, in welchem sich die National-versammlung definitiv constituirt haben würde, als aufgelöst. Ein Mitglied der constituirenden Versammlung votirte dem Ausschuß im Namen Deutschlands ein Hoch. Freudentheil desgleichen für den Präsidenten Soiron. Dieser schloß mit dem Rufe: »Hoch lebe das Vaterland!« die Sitzung.

Unmittelbar darauf ernannten die Mitglieder der Nationalversammlung im Kaisersaal den Dr. Lang aus Werden zum Alterspräsidenten und den ehemaligen Minister von Lindenau aus Altenburg zum Stellvertreter. Die acht jüngsten Mitglieder der Versammlung wurden als Alterssekretäre ernannt; charakteristisch für Jung-Österreich befanden sich darunter drei Österreicher: Dr. Stremayr aus Grätz, Dr. Riehl aus Zwettl und Dr. Pattey aus Grätz.

Während dies geschah zog ein Gewitter über die Stadt hin, als wollte der Himmel selber den verhängnißvollen Moment der Eröffnung des ersten deutschen Parlamentes feiern. Jetzt, wo man den Ausgang dieses ersten deutschen Parlaments kennt, möchte man unbeschadet aller Vaterlandsliebe nachträglich den Wunsch äußern, daß damals ein Donnerwetter vernichtend drein geschlagen, und den doktrinären Zopf der Rechten und Centralisten sowol als der Linken verbrannt hätte. Doktrinär und unpraktisch waren sie alle diese Auserwählten des Volkes, grau war ihre Theorie, darum sitzen

jetzt wieder die Kabinetspolitiker im Rohre und schneiden die Pfeifen, nach welchen die Völker unter Geißelhieben tanzen müssen. Es ist mir unmöglich, jetzt unsre und des Volkes Begeisterung zu schildern, als wir vom Römer in die Paulskirche zogen. Jetzt muß man sich jener Begeisterung schämen, die nicht im Stande war zu verhindern, daß Deutschland unmittelbar nach seiner schönsten und hoffnungsreichsten Erhebung wieder zum Spott der Welt wurde. Göthe sagt freilich: »Die Begeisterung ist keine Häringswaare, die man einpöckelt für mehrere Jahre,« aber die Begeisterung des ersten deutschen Parlamentes überdauerte nicht einmal die erste Sitzung. Ich schildere daher des Zusammenhanges wegen unsern feierlichen Einzug mit den trockenen Worten des Protokolles der vorberathenden Sitzung.

»Nachdem das provisorische Präsidium ernannt war, setzten sich die deutschen Nationalvertreter in Bewegung, um in feierlichem Zuge mit entblößtem Haupte sich in die Paulskirche zu begeben. Der Austritt aus dem Römer erfolgte aus dem östlichen Portale Punkt 4 Uhr Nachmittags, und der Zug bewegte sich unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und dem Donner der Kanonen über den Römerberg, durch die neue Kräme, an der Börse vorbei nach dem westlichen Eingang der Paulskirche. Den Zug eröffneten Mitglieder des Frankfurter Festkomités unter Vortragung von zwei deutschen Fahnen. Ihnen folgten die beiden Alterspräsidenten mit

den Alterssekretären, denen sich die übrigen Abgeordneten zu vieren anschlossen. Von der Treppe des Römers bildete die Frankfurter Stadtwehr Spalier bis zur Kirche und empfing den Zug mit den üblichen militärischen Ehrenbezeigungen. Der laute Vivatruf des Volkes mischte sich mit dem der Stadtwehr, aus den Fenstern wurden Tücher geschwenkt, und große schwarzrothgoldene Fahnen wehten zur Feier des Tages aus den meisten Häusern der Stadt.« — So lautet die offizielle Kunde über jene Feierlichkeit, ich setze nur noch einiges dazu. Da ich mich erinnere, daß die Musikbanden damals: »Was ist des Deutschen Vaterland?« spielten, so schlage ich für die Zukunft eine kleine Textveränderung in diesem traurigen Liede vor. Fortan möge man anstatt: »O Gott vom Himmel, s i e h darein!« zweckmäßiger singen: »O Gott vom Himmel schlag darein!« Der alte Sänger des Liedes wurde in einer Sitzung für diese seine Dichtung mit einem Dankvotum beehrt und man forderte ihn auf, eine Schlußstrophe dazu zu dichten, da nun das einige Vaterland gefunden sei. Es war klug von Arndt, daß er ungeachtet seiner optimistischen Schwärmerei, durch die er im Parlament zuletzt fast komisch geworden war, die verlangte Strophe nicht gesungen hat! Von nun an wird das Lied erst recht bezeichnend werden. Höchstens kann noch eine Strophe von den Kaiserfabrikanten der Paulskirche dazu kommen, die mit dem deutschen Vaterland hausiren gegangen.

Noch muß ich einer ahnungsvollen Stimme aus dem Volke erwähnen, die mir gleich damals sehr tief ins Herz ging und mich jetzt in der Erinnerung schmerzlich erschüttert. Als wir nämlich vor dem Auszug aus dem Römer in der unteren Halle uns ordneten, bemerkte ein Abgeordneter, daß die Paulskirche diesmal nicht so festlich geschmückt sei wie beim Vorparlament. Da sprach ein Frankfurter Stadtwehrmann: »Wir haben nicht voreilig sein wollen, weil wir ja nicht wissen, was uns dieses Parlament Gutes bringen wird. Wenn erst alles gut vorüber ist, dann sollen Sie sehen, wie wir schmücken und jubiliren wollen!« — Ob der Mann sich an seine Worte erinnerte, als er sah, was aus diesem Parlament geworden?!

Gleich die erste Sitzung drängte die traurige Ahnung auf, daß aus dieser constituirenden Versammlung eine Reichsverfassung hervorgehen werde, jener mittelalterlichen ähnlich, von welcher einheimische und fremde Satiriker sagten, sie sei eine constituirte Anarchie, eine von den Göttern gesegnete Verwirrung. Gleich die erste Sitzung entbehrte aller Eintracht und Würde und mußte auf Jeden, der von der heiligen Wichtigkeit des Momentes durchdrungen war, den niederschlagendsten Eindruck machen. Unmittelbar nach dem feierlichen Einzuge in das Gotteshaus, wo sich die Vertreter aller Deutschen zum erstenmal beisammen fanden, um die Majestät des deutschen Volkes zu vertreten, erhoben sie ein

wirres, wildes Streiten und Toben über zwei Geschäftsordnungs-Entwürfe! Wenn der Genius der Geschichte das Bild dieser ersten Sitzung des ersten deutschen Parlamentes aufgezeichnet hätte, welche ewige Schande für das Volk, welches eine Nation von Denkern und Weisen genannt wird. Aber er hat diese Schmach nicht aufgezeichnet, denn vor Trauer entfiel ihm der Griffel. —

Zum Schluß dieser Sitzung rang sich Bischof Müller von Münster auf die Tribune durch und ermahnte die Versammlung an das Wort der Schrift: »Wenn der Herr das Haus nicht baut, so bauen die Werkleute umsonst!« — Man schrie: »Keine Predigt!« — Der Bischof trug mit ruhigem Ernste darauf an, das große Werk mit einer kirchlichen Feier zu beginnen. Hentges, Bierbrauer aus Heilbronn unterstützte den Antrag, verlangte aber einen gemeinschaftlichen Gottesdienst für alle Confessionen. Venedey und Raveaux traten gegen den Bischof auf. Ersterer wies auf die Verfügung des Fünfziger-Ausschusses, daß am Sonntag vor Eröffnung des Parlamentes in allen Kirchen Deutschlands um den göttlichen Segen für das Verfassungswerk gebetet werden sollte. Raveaux hielt jenem Bibelspruche das Sprichwort: »Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen;« entgegen. Dies wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, und der Bischof verzichtete auf seinen Antrag. Aber die Worte der Schrift

sowol als jene des Herrn Raveaux sind in Erfüllung gegangen; letztere freilich negativ. —

Die zweite Sitzung erlangte einige Feierlichkeit durch die Wahl Heinrichs v. Gagern zum provisorischen Präsidenten und durch die bedeutsamen Worte, welche er bei dieser Gelegenheit sprach. Sie verdienen für die Geschichte aufbewahrt zu werden, um so mehr, als der Redner selber sie zuletzt vergessen zu haben scheint. Die wichtigste Stelle der Rede lautete: »Ich gelobe hier feierlich vor dem ganzen deutschen Volke, daß seine Interessen mir über alles gehen, daß sie die Richtschnur meines Betragens sein werden, so lange ein Blutstropfen in meinen Adern rinnt. Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesammte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. Den Beruf und die Vollmacht, dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsre Hände gelegt, um nicht zu sagen, die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu Stande kommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt, und uns den Charakter einer constituirenden Versammlung vindicirt. Deutschland will Eins sein, ein

Reich, regiert vom Willen des Volkes unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen; diese Mitwirkung auch den Staaten-Regierungen zu erwirken, liegt mit in dem Beruf dieser Versammlung.« — Ich erlaube mir an den großen Gagern die kleine Frage: ob der preußische Kaiserplan den Interessen des ganzen deutschen Volkes, ob die preußisch-kleindeutsche Verfassung dem gesammten Reich entsprochen; und ob die Souveränität der Nation auch zu der schmählichen Gothaer Kapitulation die Vollmacht gegeben?

Gleich bei den ersten wichtigen Verhandlungen offenbarten sich die verderblichen Elemente, durch welche die erste deutsche Nationalversammlung so kläglich zu Grunde gegangen ist. Diese Elemente, kurz und ehrlich bezeichnet, waren: hier die das Bewußtsein des eigentlichen Berufes überwältigende Lust, lang zurückgehaltenen Groll ausströmen zu lassen — dort die servile Begierde, auf der Tribune eines Volkshauses um allerhöchste Huld und Gnade zu buhlen; hier das Anticipiren einer Gewalt, die man sich erst gesetzlich begründen sollte, ein oft geradezu lächerlicher Souveränitätsrausch — dort ein Verkennen und Wegwerfen aller Würde der Volksvertretung, ein gänzliches Versunkensein in Bedientengesinnung, auf beiden Seiten aber ein gänzliches Nichtbeachten der gegebenen Verhältnisse, ohne doch die Macht, ja selbst den Willen zu haben, ganz neue

Verhältnisse zu schaffen. Dieses Urtheil findet seine Rechtfertigung in den Verhandlungen über den Antrag Raveaux's betreffs der gleichzeitigen Berufung einer preußischen Nationalversammlung und über den Conflikt der Bürger mit der preußischen Garnison von Mainz. Preußen berief gleichzeitig mit der allgemein deutschen eine preußische Nationalversammlung; Österreich später desgleichen einen Reichstag; fast alle Staaten ahmten dies nach und beriefen constituirende Versammlungen. Der Grund dieses Verfahrens war nicht schwer zu erkennen: die Regierungen suchten und fanden in ihren Volksvertretungen ein erwünschtes Gegengewicht gegen die souverän sein wollende Nat ionalversammlung zu Frankfurt; sie sahen klug voraus, daß sich auf den Landtagen der althistori sche Partikular = Patriotismus geltend machen und nebenbei auch die Eitelkeit der Volksvertreter erwachen würde, die aus und von demselben Volk nach demselben Gesetz gewählt, sich ihren Landsleuten und Collegen zu Frankfurt gewiß nicht blindlings unterwerfen wollen würden. Die österreichische Regierung zahlte sogar, gewiß nicht ohne die hier angedeutete Absicht, den Mitgliedern des wiener Reichstags höhere Diäten als denen der Nationalversammlung zu Frankfurt. Was die Regierungen wünschten geschah, und eine der österreichischen ministeriellen ganz ähnliche Erklärung gegen die unbeschränkte Souveränität der Nationalversammlung ging in Preußen aus der freisinni=

gen Stadt Königsberg vom Volke aus! In Frankfurt nun donnerte man tagelang gegen dieses Verfahren, nannte es Hochverrath an der deutschen Einheit, forderte unbedingte Unterwerfung unter die Frankfurter Beschlüsse, vergeudete Zeit und Kraft, entfesselte die Leidenschaft, reizte Regierungen und Völker — und erzielte nichts! Jeder Ehrliche mußte sich auch eingestehen, daß man ohne freiwillige Einstimmung der Regierungen sowol als der einzelnen Volksvertretungen unmöglich zum Ziel kommen könnte, da ja dem Parlament jedes Zwangsmittel fehlte. Ähnlich erging es mit dem mainzer Vorfall. Hier schraubte man einen lokalen Vorfall, wie er in Festungen, ja überhaupt zwischen Civil und Militär von Zeit zu Zeit in allen Ländern der Welt vorkommt, zur höchsten politischen Wichtigkeit hinauf. Man vindicirte für die Nationalversammlung auch die höchste exekutive Gewalt, schreckte und reizte dadurch sämmtliche Regierungen, und was das schlimmste war, man beleidigte sowol den preußischen Namen überhaupt, als insbesondere die preußische Soldatenehre, wodurch zuerst der böse Same gestreut wurde, der jetzt so traurig üppig aufgegangen ist. Charakteristisch war bei dieser Verhandlung eine Stelle der Rede Schmerlings, der unmittelbar nach Zitz (damals Oberst der mainzer Bürgerwehr) die Tribune bestieg und das preußische Gouvernement von Mainz in Schutz nahm. Ich führe hier die Stelle an, weil sie für uns Öster=

reicher überhaupt, dann wegen der Persönlichkeit des Redners, und vorzüglich zur Bezeichnung der damaligen Stellung Österreichs zu Preußen interessant ist. Schmerling sagte: „Es ist von dem Redner vor mir (Zitz) wiederholt den Österreichern alles Lob gezollt worden, — als Österreicher muß ich mir die Bemerkung erlauben: die Mannszucht unsrer Heere ist, ich darf es mit Stolz sagen, allbekannt, sie bestätigt sich nicht blos in Mainz, sondern findet überall Anerkennung, wo österreichische Truppen sind. Allein dieses Lob ist nicht so unbefangen gegeben, als es gegeben werden will (?), es ist gegeben, um bei der österreichischen Besatzung von Mainz die Bande der Camaradschaft und Bruderschaft, die sie mit der preußischen Garnison verbinden, zu lockern. Man beabsichtigt, die beiden Abtheilungen eines und desselben Heeres zu trennen. Der österreichsche Soldat ist nur deutscher Soldat, er betrachtet sich als deutschen Krieger, er ist Waffengefährte des Preußen, des Baiern, des Hessen und eines jeden Deutschen, mit welchem er entweder gegen den Feind nach außen oder zur Bekämpfung der Anarchie nach innen geführt wird. (Donnerndes Bravo).“ — Bis hierher waren auch wir Österreicher mit der Rede Schmerlings sehr zufrieden, und der Leser wird es auch sein und mit mir seufzen: Tempora mutantur! Die folgende Äußerung des Redners aber verletzte unser österreichisches

Nationalgefühl, und obwol wir ihm nicht ganz unrecht geben konnten, so fanden wir es doch für einen österreichischen Volksvertreter unpassend und für den Bundes-Präsidialgesandten undiplomatisch, so die Blößen Österreichs aufzudecken, wie es Herr v. Schmerling mit folgenden Worten that: »Meine Herren! wenn das Betragen der österreichischen Garnison in Mainz so sehr gerühmt wird, so habe ich Folgendes zu bemerken: das österreichische Regiment in Mainz ist ein Regiment, welches häufig nicht einmal der deutschen Sprache kundige Männer in seinen Reihen zählt, dessen Werbbezirk in Böhmen liegt *). Es ist sehr begreiflich, daß der Böhme gegen die Verlockungen, die von mancher Seite gegen ihn gerichtet wurden, in geringerem Grade zugänglich ist, daß demnach die auf mancherlei Seite gefallenen Spottreden dem braven Österreicher nicht bekannt worden sind. Der österreichische Soldat ist nach der bisherigen Organisation, nach welcher er in bedauerlicher Weise aus den tiefern Schichten des Volkes hervorgeht, von weit niederer politischer Bildung als der preußische Soldat, für den ein Wehrsystem besteht, das auf alle Klassen der Bevölkerung sich verbreitet und die

---

*) Den Slaven gegenüber dürfte es dem jetzigen Herrn Justizminister schwer werden, seinen Ausspruch: „Der österreichische Soldat ist nur deutscher Soldat!" zu rechtfertigen.

Blüthe der männlichen Intelligenz in sich schließt. Aus dieser verschiedenen politischen Richtung geht auch begreiflich hervor, daß der preußische Soldat an den Bewegungen der Zeit weit mehr Antheil nimmt.

Als Episode kam bei dieser Verhandlung eine Erwähnung Schleswig-Holsteins und der preußischen Verdienste um diese Lande vor, die ich anführe, um dabei abermals über die fürchterliche Veränderlichkeit der Zeit seufzen zu können. Der unglückliche Lichnowsky hatte in dieser Frage eine seiner fulminantesten Reden, natürlich gegen Zitz und für die preußische Ehre gehalten und darin mit gutem Erfolg den Passus gemacht: »Und in diesem Augenblicke wird die preußische Armee von dieser Tribune herab mit den schmählichsten Verdächtigungen behandelt, in einem Augenblick wo noch nicht die Wunden vernarbt sind, die bei der Erstürmung des Danewirks der preußischen Armee geschlagen wurden; in einem Augenblick, in dem wir der preußischen Armee die Eroberung Schleswigs verdanken, in dem wir es der Kraft der preußischen Bajonette verdanken, daß schleswig'sche Deputirte hier sitzen!« Zugleich rief Lichnowsky aus: »Ist denn kein Deputirter für Schleswig hier, der nach mir die Tribune betrete, um dafür einzustehen, wie sich preußische Truppen in einem nichtpreußischen Lande zu benehmen wissen?« Da eilte Francke aus Schleswig auf die Rednerbühne, lobte die preußische Armee und schloß mit den

Worten: »Ich fordere jeden Schleswig-Holsteiner auf, mit mir es laut auszusprechen, daß sowol die preußische Disciplin als das preußische Blut, welches in Strömen geflossen ist, Schleswigs deutsche Zukunft für immer gesichert hat!« — Nach ihm rief auch noch Michelsen aus Holstein: »Die preußischen Truppen haben sich in Holstein einen Namen gemacht, der nie verhallen wird!«

Die Versammlung ging über die Mainzer Frage zur Tagesordnung über. Ich hatte dagegen gestimmt, weil nach meiner Überzeugung das Parlament, da es sich einmal des breitesten auf die Sache eingelassen hatte, mindestens den Antrag auf einen Garnisonswechsel hätte genehmigen sollen.

Mareck aus Steiermark machte den Beschluß des Fünfziger-Ausschusses in Betreff des Schutzes aller nichtdeutschen Nationalitäten auf deutschem Boden zu einem dringlichen Antrag, der nach kurzer durchaus empfehlender Debatte an den Verfassungsausschuß zur Berichterstattung gewiesen wurde. Achleitner aus Oberösterreich sprach dabei den treffenden Gedanken aus, daß in Österreich, wo auf Einen Deutschen zwei Slaven kommen, eigentlich das deutsche Element schutzbedürftig sei. In der Sitzung vom 31. Mai stellte Dahlmann als Berichterstatter in dieser Frage folgenden Antrag: »Die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung erklärt feierlich: daß sie im vollen Maße

das Recht anerkenne, welches die nichtdeutschen Volksstämme auf dem deutschen Bundesboden haben, den Weg ihrer volksthümlichen Entwickelung ungehindert zu gehen, und in Hinsicht auf das Kirchenwesen, den Unterricht, die Literatur und die innere Verwaltung und Rechtspflege sich der Gleichberechtigung ihrer Sprache, so weit deren Gebiete reichen, zu erfreuen, wie es sich denn auch von selbst versteht, daß jedes der Rechte, welche die im Bau begriffene Gesammtverfassung dem deutschen Volke gewährleisten wird, ihnen gleichmäßig zusteht. Das fortan einige und freie Deutschland ist groß und mächtig genug, um den in seinem Schooße erwachsenen andersredenden Stämmen eifersuchtslos in vollem Maße gewähren zu können, was Natur und Geschichte ihnen zuspricht; und niemals soll auf seinem Boden weder der Slave, noch der dänisch redende Nordschleswiger, noch der italienisch redende Bewohner Süddeutschlands, noch wer sonst, uns angehörig, in fremder Zunge spricht, zu klagen haben, daß ihm seine Stammesart verkümmert werde, oder die deutsche Bruderhand sich ihm entziehe, wo es gilt.« — Dieser Antrag wurde ohne Debatte fast einstimmig angenommen. Solches geschah an demselben Tage, an welchem zu Prag der Slavenkongreß eröffnet wurde, dessen Gesinnung gegen Deutschland eine so entschieden feindselige war!

In der Sitzung vom 29. Mai wurde über Antrag des Vicepräsidenten Soiron die Einsetzung eines Ausschusses für völkerrechtliche und internationale Fragen beschlossen, für welchen bereits wichtige Aufgaben in Betreff Luxemburgs und Limburgs, Südtirols, Posens, der Siebenbürger Sachsen und Ungarns vorlagen. In diesen Ausschuß wurde neben Jaup, v. Raumer, Schubert, Zachariä, Gervinus, Stenzel, Arndt, Höffen u. a. auch ich gewählt.

Die ungarische Frage war mächtig angeregt durch die Gesandtschaft, welche Erzherzog Stephan und das ungarische Ministerium in der Person der Herren Dionis Pazmandy jun. und Ladislaus Szalay an die deutsche Nationalversammlung geschickt. In der Sitzung vom 25. Mai erschienen die beiden Madjaren in der Diplomatenloge, und der Präsident las ihre Vollmacht vor, die ein bedeutsames Aktenstück zur neuesten Geschichte Österreichs bildet. Sie lautete:

„Ich Stephan Franz Victor, k. k. Prinz und Erzherzog von Österreich, Palatin und königlicher Statthalter von Ungarn, und das gesammte ungarische Ministerium haben die Herren D. P. und L. S beauftragt, sich in Betreff dessen, daß die Verhältnisse Deutschlands zu Österreich, mit welch letzterem Ungarn im Sinne der pragmatischen Sanktion enge verbunden ist, durch das im Laufe des Monats Mai 1848 zu Frankfurt am Main zu eröffnende deutsche Parlament auf einer neuen und constitutionellen Basis geregelt werden sollen, mit dem ungarischen Minister in Wien, Fürsten

Esterhazy, und durch ihn auch mit dem österreichischen Ministerium über alle obigen Verhältnisse, in wie ferne sie Ungarn berühren, zu besprechen; hierauf sich nach Frankfurt zu begeben und dort über die Erhaltung und Kräftigung der zwischen den ungarischen und deutschen Staaten obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse, deren Fortbestand wir innig wünschen, sowol in politischer als kommerzieller Beziehung im Interesse der gegenseitigen Selbständigkeit, Freiheit und des materiellen Wohlstandes beider Nationen zu wachen und was zur Erreichung des obigen Zweckes dienlich und förderlich ist, einzuleiten und zu fördern.

Ofen am 14. Mai 1848.

Stephan m/p.
Bathyany m/p.

Man sieht aus diesem Aktenstück, welches noch von einem österreichischen Prinzen unterfertigt ist, wie weit schon damals die Trennung Ungarns von Österreich im Geiste der Madjaren gediehen war. In Frankfurt wurde die madjarische Gesandtschaft zwar mit Akklamation begrüßt, aber man nahm übrigens so wenig Notiz von ihr, daß sie unverrichteter Sache wieder abreiste.

Während es, wie gerade auch diese madjarische Gesandtschaft bewies, im lieben Österreich sehr schlimm stand, feierten wir Vertreter Österreichs draußen fortwährend Triumphe. Die Nachricht vom 15. Mai

hatte unter dem Volk von Frankfurt begeisterten Jubel erregt. Damals hörte ich in einer Volkskneipe folgende charakteristische Äußerung. Mehrere Proletarier debattirten über die republikanische Erhebung in Baden. Da rief einer: »Von dort her kriegen wir die Republik nicht! wenn wir sie je kriegen, so kommt sie von Österreich!« Und sogleich ließ die ganze Versammlung die braven Österreicher hoch leben! Als die Flucht des Kaisers und die vortreffliche Haltung des Volkes von Wien bekannt wurde, da staunte man allgemein über diese unvermuthete politische Reife der Österreicher. Als nun endlich sogar das Barrikadenheldenthum ausposaunt wurde, da blickte das deutsche Volk nach Wien, wie der Franzose nach Paris.

Ich leugne nicht, daß die Nachrichten vom 26. Mai auch auf mich einen mächtig erhebenden Eindruck gemacht. Ich gehörte und gehöre, wie schon gesagt, zu denjenigen, die keinen Augenblick an der fortwährenden Thätigkeit reaktionärer, absolutistischer Bestrebungen zweifeln. Ich konnte und kann namentlich in Bezug auf Österreich unmöglich glauben, daß der reaktionäre, aller und jeder Freiheit widerstreitende Geist, der daselbst Jahrhunderte lang geherrscht, so mit einemmal für immer und gänzlich gebannt wäre. Ich zweifelte daher nicht, daß man damals in Wien einen reaktionären Staatsstreich beabsichtigt, und die Berichte, wie man sie bei dem damaligen Geiste der Presse in die Ferne

hinaus bekam, rechtfertigten dieses Urtheil vollständig. Um so herrlicher erschien die That des Volkes, welche aber jedenfalls auch an und für sich durch die bewunderungswürdige Mäßigung, durch den wahrlich großartigen Rechts- und Ordnungssinn der großen Masse ganz geeignet war, jeden Volksfreund zu rühren und zu begeistern. Die Nachricht von dieser Hochherzigkeit des Proletariats von Wien machte auch in der Nationalversammlung einen tiefen Eindruck. Selbst die conservativen Mitglieder mußten dieses Volk bewundern, mußten eingestehen, daß hier die revolutionäre Partei conservativer war als die Regierung. Herrlich widerlegte das Volk von Wien den Vorwurf communistischer Raubsucht durch den ewig denkwürdigen Wahlspruch: »Heilig ist das Eigenthum!« und es rechtfertigte diesen Wahlspruch weit consequenter und gewissenhafter als mancher gepriesene Monarch den seinigen. Ebenso beschämte dieses edle Volk viele bepurpurte Machthaber der Vergangenheit und Zukunft durch die Großmuth, mit welcher es seinen Sieg benützte — oder eigentlich nicht benützte! Ich beklagte es von Herzen, daß ich auch bei dieser Erhebung Wiens nicht zugegen gewesen, die, wie gesagt, aus der Ferne wahrhaft großartig aussah. Mich litt es nicht länger in Frankfurt. Ich hielt es für sündhaft, in sicherer Ferne langweiligen Berathungen beizuwohnen und Diäten zu verzehren, während zu Hause vielleicht alles auf dem Spiel stand. Denn wie die Nach-

richten lauteten, durfte man die Gefahr noch nicht für beseitigt ansehen. Am 31. Mai hatten wir die Nachricht von dem Barrikadentage erhalten, und am 2. Juni Mittags bestieg ich den Eilwagen und fuhr nach Wien.

Wien.

II.



Die königlich baierische Post und das Dampfschiff von Regensburg nach Linz fuhren für meine Ungeduld viel zu langsam. In Linz erhielt ich über die Zustände in Wien freilich Aufschlüsse, die mir zeigten, daß ich recht ruhig hätte in Frankfurt bleiben können.

So weit meine Wahrnehmung reichte, sprach man sich in Linz über die Mairevolution nicht günstig aus, sondern beklagte tief, daß der gute Kaiser zur Flucht gezwungen worden, und protestirte streng gegen die Studentenherrschaft. Den Kaiser zur Rückkehr zu bewegen, war der allgemeine Wunsch.

Auf dem Dampfschiffe nach Wien traf ich mit mehreren Mitgliedern der Deputationen zusammen, die bereits nach Innsbruck pilgerten, um den grollenden Hof zu versöhnen. Ich sprach mit Hebbel, Saphir, Prechtler, Dr. Schmidt, Martirt, Lehrer Hoffmann und mit meinem Gegner bei der Wahl nach Frankfurt, Dr. Wildner-Maithstein. Ich hörte verschiedene Urtheile über die letzten Ereignisse, ohne dadurch in den Stand ge-

setzt zu werden, mir schon ein eigenes klares Urtheil zu bilden.

Der Eindruck, den das in der Maienwonne schwelgende Wien auf mich machte, war kein angenehmer. Ich fand Wien seit den wenigen Wochen meiner Abwesenheit merkwürdig verändert. Ich weiß kein treffenderes Gleichniß für den Zustand der Stadt als das oft gebrauchte einer Berauschung, die aber schon jenen Grad erreicht hat, bei welchem man auf einen schlimmen Katzenjammer gefaßt sein muß. Zwar konnte der äußere Schein leicht täuschen, und wer sich so täuschen ließ, der schwamm damals in Entzücken und war geneigt zu glauben, in Wien sei wirklich das Himmelreich auf die Erde herabgekommen. Und in solcher Täuschung befand sich damals in der That der überwiegend große Theil der Bevölkerung. Leute, die wenige Monate später die ganze Bewegung des Jahres 1848 verwünschten und den Metternich zurückrufen wollten, waren damals im Mai die exaltirtesten Freiheits- und Brüderlichkeitsschwärmer. Man traute seinen Augen und Ohren nicht, wenn man Leute, die man früher gekannt, damals sah und hörte. Waren die sanguinischen Wiener überhaupt geneigt, das ernste Wesen der Revolution leichthin zu nehmen, so verfielen sie um so mehr in diesen verderblichen Leichtsinn, weil ihnen die Revolution zu wiederholten Malen so spielend leicht gelungen war. Die Revolution war den Wienern und noch mehr den Wiene-

rinnen ein — Jux. Deshalb kamen damals viele Fremde nach Wien, um den revolutionären Jux mit anzusehen, wol auch, um sich selber einen derlei Jux zu machen. Das Leben in Wien war damals höchst fidel; alles schien sich in Freude und Liebe auflösen zu wollen; Brüderlichkeit schwebte auf allen Lippen und bewährte sich auch auf eine wahrhaft rührende Weise im praktischen Leben. Man darf sagen: Wien feierte damals die Saturnalien seiner Geschichte. Allein wie schön dies auch für den zeitweiligen Lebensgenuß sein mochte; dem ernsten Beobachter drängte sich mitten in diesem bunten Leben die Frage auf: »Was soll denn daraus werden?« Saturnalien dürfen nicht zu lang dauern, sonst werden leicht Orgien daraus. Es herrschte in Wien offenbar Anarchie; allerdings die liebenswürdigste, die jemals irgendwo geherrscht, aber doch Anarchie. Das grundgute Gemüth des wiener Volkes bewahrte die Bewegung vor Ausartungen, allein man weiß, daß in menschlichen Dingen überhaupt und zumal in politischen das Gemüth auf die Dauer nicht ausreicht. Überdies geberdeten sich die Wiener damals, als ob Wien allein auf der Welt wäre und für sich allein bestehen könnte. Ihr politischer Blick reichte kaum über die nächste Umgebung hinaus; um die Provinzen und den Groll derselben kümmerten sie sich nichts.

Recht bezeichnend für diese Zustände fand ich es, daß ein so uraltes, abgedroschenes, trunken scherzhaftes Lied

wie das Fuchslied, die Revolutionshymne der Wiener geworden war. Man war versucht, daraus zu schließen, daß die Wiener in der Hochschule der Freiheit auch noch Füchse waren. Und wie der Fuchs auf der Universität lieber den Fechtboden als die Collegien besucht, und wie ihm durch die fortwährende Übung das Fechten zur Passion wird und er sich endlich unwiderstehlich zu einer ernsthaften Paukerei hingezogen fühlt; so konnte man mit Bestimmtheit voraussehen, daß das beständige Waffentragen, die fortwährende kriegerische Aufregung der wiener Bevölkerung endlich zu blutigen Conflikten führen werde.

Ich sprach diese und ähnliche Ansichten und besonders die Frage, was denn aus diesem Zustande werden sollte, oft unverholen aus, erhielt aber Antworten, die mich belehrten, daß man jeden, dem die damalige Lage der Dinge Bedenklichkeiten verursachte, für einen hinter der Zeit zurückgebliebenen ansah. Dies erfuhr ich namentlich bei einigen Studenten, die ich jetzt kaum wieder erkannte, während ich vor vier Wochen ihr mäßiges und praktisches Urtheil bewundert hatte. Sie machten mir kein Hehl daraus, daß ihre Gedanken weit über die März- und Maierrungenschaften hinausgingen, daß es sich jetzt um etwas ganz anderes handelte als um die Herstellung eines freien Österreichs. Ein freies Österreich sei ohnehin nicht möglich. Doch fand ich die Mehrzahl der Studenten, mit denen ich verkehrte, noch

immer auf praktischem und patriotischem Boden; sie bedauerten aber unverholen, daß die patriotische Begeisterung, welche im März geherrscht, mehr und mehr von der Aula verschwinde, daß sich gar viele fremde Elemente unter die Studenten mengten, daß die Legion in Angelegenheiten hineingezogen würde, die sie eigentlich nichts angingen. Einige der besonnensten Jünglinge sprachen aufrichtig den Wunsch aus, die Regierung möge die Studentenschaft bald wieder aus dieser unnatürlichen Stellung befreien und sie auf ehrenvolle Weise zu ihrem eigentlichen Beruf zurückführen.

So war bei vielen einflußreichen Mitgliedern der Legion die Stimmung noch nach dem Barrikadentage; vor demselben war sie gewiß bei einer größeren Anzahl noch besser. Dies hätte das Ministerium zu erfahren trachten und demgemäß auf die Legion zu wirken trachten müssen. Ich bin überzeugt, daß es möglich gewesen wäre, auf gütlichem Wege die Legion freilich nicht aufzuheben, sie aber doch von dem unmittelbaren Eingreifen in die Regierung abzubringen, sie überhaupt von dem lediglich politischen Standpunkt nach und nach auf den wissenschaftlichen zurückzuführen. Dies hätte aber offen und ehrlich, durch die geeigneten Personen und auf eine so ehrenvolle Weise geschehen müssen, daß die Legion aus eigenem Entschlusse die Gewalt niedergelegt hätte, welche ihr die Umstände, das Vertrauen des Volkes und die Schwäche der Regierung in die Hand

gegeben, ja aufgenöthigt hatten. Daß dagegen das Ministerium die plötzliche und militärisch gewaltsame Aufhebung der akademischen Legion beschlossen, und die Art und Weise, wie dieser unglückliche Beschluß durchgeführt werden sollte, muß in aller und jeder Beziehung getadelt werden. Man steigerte, ja rechtfertigte dadurch das allgemeine Mißtrauen, man erbitterte die Legion und das Volk, dessen Abgott die Legion war, und offenbarte diesem Mißtrauen und diesem Groll gegenüber abermals und in besonders hohem Grade die Schwäche der Regierung. Die bösen Folgen davon konnten nicht ausbleiben.

Das Manifest des Kaisers vom 6. Juni zerstreute einigermaßen die Besorgnisse und stellte noch einmal die Möglichkeit einer friedlichen Entwirrung der chaotischen Verhältnisse her. Der gute Kaiser Ferdinand versöhnte sich der Sache nach auch mit der Mairevolution, wiederholte die Zusicherung eines constituirenden Reichstags und versprach in echt constitutionellem Geiste, mit der Majorität desselben Hand in Hand gehen zu wollen.

Alle Hoffnungen richteten sich nun auf den Reichstag. Es war rührend zu hören, mit welcher gläubigen Zuversicht das Volk alles Heil von dem Reichstage erwartete. An die Schwierigkeiten einer solchen Versammlung, an die Opposition der Nationalitäten u. s. w. dachte niemand. »Der Reichstag wird alles ausgleichen! wenn nur schon der Reichstag beisammen wäre!« dies war

der allgemeine Wunsch und Gedanke. Dem etwas tiefer Blickenden konnte es nicht entgehen, daß gerade diese wahrhaft übertriebenen Hoffnungen die Aufgabe des Reichstags ungemein erschweren würden, so daß sehr zu fürchten war, dieser ersehnte Reichstag werde eine Rolle spielen wie der Messias bei den Juden.

Dessenungeachtet trat auch ich als eifriger Prophet des verheißenen Reichstags auf, obwol mir vor ihm und für ihn bangte. Man hatte für sich selber und für die öffentliche Meinung damals keinen andern Haltpunkt in dem wirbelnden Gewoge der österreichischen Zustände.

Am Tage meiner Ankunft in Wien (6. Juni) wohnte ich einer Versammlung des Vereins der Deutschböhmen bei und hielt über Aufforderung eine Rede, in welcher ich meine Freude aussprach über das Erwachen des Nationalbewußtseins der Deutschen in Böhmen. Die frühere Bewußtlosigkeit dieser meiner Landsleute hatte mir viel Herzleid verursacht. Wenn ich hören mußte, wie die deutsche Presse in gedankenloser Nachahmung der gedankenlosen österreichischen Regierung Böhmen ausnahmslos zu den slavischen Ländern zählte, obwol, ganz abgesehen von der tausendjährigen politischen Verbindung mit Deutschland, die schönsten und bedeutendsten Kreise dieses Landes, gerade diejenigen, durch deren ländliche und industrielle Kultur Böhmen heutzutage berühmt ist, eine rein deutsche Bevölkerung von

nahe an zwei Millionen Menschen haben, wenn ich sehen mußte, wie sich geborne Deutsche, die keines slavischen Wortes mächtig sind, zu Anführern der Czechen abrichten ließen, so blutete mir das Herz. Ich selber that durch Wort und Schrift mein möglichstes, um das deutsche Element in Böhmen zu wecken, und freudig begrüßte ich jedes ähnliche Streben. Innig dankbar war ich dem guten Joseph Rank für seine Schilderungen aus dem Böhmerwalde, durch die für Deutschland in der That ein neues deutsches Land entdeckt wurde. Entzückt war ich nun darüber, daß im Sonnenlichte der Freiheit sich in Böhmen plötzlich neben der slavischen Linde auch die deutsche Eiche stolz und kräftig erhob. Den Männern des deutschen Vereins in Wien gebührt ein großer Theil des Verdienstes um die praktische Organisirung des deutschen Elementes in Böhmen.

Mit lebhaftester Neugierde ging ich Tags darauf in eine Sitzung des Sicherheitsausschusses. Das Entstehen und Wirken dieser Versammlung bleibt in der Geschichte Österreichs ewig denkwürdig. Die Zusammensetzung des Ausschusses bewies den vortrefflichsten politischen Takt. Eine revolutionäre Behörde hätte in der That nicht zweckmäßiger organisirt sein können. Der Ausschuß vertrat in der That die ganze Bevölkerung von Wien, war durch seine Mitglieder in fortdauernder organischer Verbindung und Wechselwirkung mit allen Klassen des Volkes und schöpfte daraus sein alle ordent-

lichen Behörden weit überragendes Ansehen, seine weit reichende Macht. Darin lag die Möglichkeit des heilsamsten, aber auch des gefährlichsten Wirkens des Ausschusses, und daß er nur die erstere Möglichkeit zur Wirklichkeit gemacht, daß er fast durchgehends nur wahrhaft heilsam gewirkt hat, liefert den Beweis, daß ungeachtet aller radikalen Elemente die Bevölkerung Wiens dennoch von einem so guten Geiste beseelt war, daß sie leicht und glücklich hätte geleitet werden können, wenn die volksthümlichen Leiter nicht gefehlt hätten.

Wenn man die hohe Bedeutung und das unsterbliche Verdienst des Sicherheitsausschusses anerkennt, so muß man rühmend des Präsidenten, **Dr.** Fischhoff's gedenken. Die Umsicht und Würde und der durchaus edle und patriotische Charakter, womit er die Wirksamkeit des Ausschusses lenkte, nöthigen selbst den Gegnern und Neidern dieses Mannes Bewunderung ab. Wahrlich, Wien, Österreich und ganz besonders die Dynastie sind dem **Dr.** Fischhoff zur tiefsten Dankbarkeit verpflichtet. Aber man läßt ihn in langwieriger Untersuchungshaft schmachten, so daß es den Schein gewinnt, man wolle den kühnen Redner des 13. März an Leib und Seele zu Grund richten. Fischhoff soll ein Hochverräther sein! Wahrlich, man sollte glauben, seine Thätigkeit als Präsident des Sicherheitsausschusses müßte das beste Zeugniß seiner Unschuld sein. Damals hatte er wochenlang in der That die höchste Gewalt in Händen,

und niemand kann ihm auch nur den Versuch einer gegen Österreich feindlichen Anwendung dieser Gewalt vorwerfen.

Ich setzte mich auf eine der hintersten Bänke, um incognito die Verhandlungen mit anhören zu können. Die schwierige Arbeiterfrage gab Veranlassung zu einigen Verfügungen, deren Zweckmäßigkeit und Raschheit ich bewundern mußte. Hierauf trat als Sprecher einer czechischen Studentendeputation ein junger Bursche auf und hielt eine Rede so voll slavischer Selbstüberhebung und Hoffart gegen die Deutschen, daß ein Deutscher, der eine ähnliche Rede im Nationalkomité zu Prag gehalten hätte, wahrscheinlich nicht mit geraden Gliedern davon gekommen wäre. Auch der Ausschuß und die Gallerie waren über die czechische Anmaßung, über diese Verletzung des Gastrechtes empört, aber Fischhoff beschwichtigte den Sturm und fertigte den übermüthigen Swornoster mit bewunderungswürdiger Feinheit ab.

Inzwischen war ich bemerkt, zum Präsidententisch genöthigt und der Versammlung vorgestellt worden. Sie beehrte mich mit einem Jubelgruß und ich hielt eine dem entsprechende Rede, worin ich mich auch bemühte, gewinnend auf die Czechen zu wirken. Aber der Groll, mit dem mich die czechischen Studenten betrachteten, zeigte mir, daß Worte hier nichts mehr fruchteten, und ließen mich ahnen, was bald darauf zum Unglück für

ganz Österreich und besonders für die Czechen in Prag in Erfüllung ging.

Mittags speiste ich mit einigen Leitern des Ausschusses in Hitzing, indem mich diese Herren durch das Zutrauen beehrten, über den Entwurf eines Wahlprogramms für den Reichstag mein Urtheil wissen zu wollen. Auch bei dieser vertraulichen Verhandlung, bei welcher überdies das Sprichwort: »in vino veritas« Geltung haben mußte, lernte ich bei allen Theilnehmern eine entschieden freisinnige aber durchaus ehrenhaft patriotische Gesinnung achten.

Abends wohnte ich dem großen Verbrüderungsfeste im Universum bei. Es war damals die Zeit solcher Feste, alles verbrüderte und verschwesterte sich; und wer hätte damals gedacht, daß daraus bald so feindliche Brüder hervorgehen würden! Der Anblick jenes Festes im Universum war großartig, für mich aber durchaus nicht erhebend. Mir kam überhaupt dieses ganze Treiben zu erzwungen und überreizt vor. Ich gestehe offenherzig, daß es mich geradezu unangenehm berührte, wenn ich die Umarmungen zwischen Studenten und Soldaten sah. Nicht als ob ich gegen eine Verbrüderung mit dem Militär im Wesen irgend etwas einzuwenden hätte; sondern ich konnte mich nur des Gedankens nicht erwehren, daß eine solche Verbrüderung, wenn sie eine wirkliche von Verstand und Herz aufgefaßte wäre, ganz anders aussehen und sich ganz anders äußern müßte;

daß aber für diese Verbrüderung die Zeit noch nicht reif sei. Ganz besonders wehmüthig ergriff es mich, wenn ich die Huldigungen sah, welche die Studenten den Arbeitern darbrachten. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, mit welch schwärmerischer Hingebung sich die Arbeiter an jeden geistig höher Stehenden anschließen, der für ihr geistiges und leibliches Elend ein Herz hat; aber ich weiß auch, wie schwer es unter der Gewaltherrschaft unserer unnatürlichen Verhältnisse ist, auch nur den gerechtesten und dringendsten Wunsch des Proletariats zu befriedigen. Hier sah ich nun, wie die Studenten versprachen und die Arbeiter gläubig hofften — was unmöglich erfüllt werden konnte. Die verderblichen Folgen für beide Theile sind nicht ausgeblieben.

Jenes Fest war mir dadurch interessant, weil ich dabei den damaligen Oberkommandanten der Nationalgarde, Pannasch, persönlich kennen lernte. Er mußte oft auf den Tisch steigen und sprechen; seine Bemühung aber, der brausenden Jugend die Nothwendigkeit des non plus ultra klar zu machen, hatte wenig Erfolg. Er hatte gewiß den besten Willen, aber es fehlte ihm das Verständniß der Bewegung, die gewiß leicht zu leiten gewesen wäre, wenn man sie eben verstanden hätte.

Ich trieb mich eine Weile bei dem langweiligen Feste herum, ohne zu finden, was mich dauernd hätte interessiren können. Als ich zuletzt im Tanzsaal sah, wie

schamlos man die Verbrüderung auf das Verhältniß zwischen Jüngling und Mädchen, ja zwischen Knabe und Frau anwendete, da erfaßte mich Trauer und Ekel und ich verließ diese Freiheitsorgie, mit dem festen Entschluß, keine andere mehr zu sehen.

Mein Begleiter Herr Dr. L. A. Frankl führte mich noch in das Nationalgasthaus, welches damals das Hauptquartier der verschiedenen Deputationen war, die sich nach Wien drängten, um das Dasein ihrer besondern Nationalität — wenigstens durch Bänder und Fahnen zu dokumentiren. Im Nationalgasthaus schmausten und schliefen sie alle friedlich nebeneinander. Fürwahr, dieses Gasthaus gab dadurch ein Bild vom alten Österreich. Wenn sich nur das neue dadurch nicht verleiten läßt, die Gasthauspolitik des alten nachzuahmen! — Im Speisezimmer, wo Czechen, Deutschböhmen, Steirer und Wiener zechten, erlebte ich eine komische Scene. Ein czechischer Student sang nämlich das Lied: Schuselka nam pisse. Da trat Frankl zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr, daß der Besungene am nächsten Tisch sitze. Die Verlegenheit des Sängers war nun wirklich ergötzlich. Er kam zu mir und entschuldigte sich und das Lied mit sinnloser Weitschweifigkeit. Ein feuriger Deutschböhme dagegen frug mich unaufhörlich, ob ich mich durch das Lied persönlich beleidigt fühlte, in diesem Falle würde der Sänger sofort geprügelt und hinausgeworfen werden; — welches freundschaftliche

Anerbieten ich natürlich auf das allergemüthlichste ablehnte. Als ich fortging hatten die Czechen den Ärger, daß die Wiener, Deutschböhmen und Steirer mir ein Hoch brachten.

Am 8. Juni besuchte ich Morgens die Aula, wo ich wieder die czechische Deputation fand, deren Sprecher eben vom Katheder der wiener Aula den Panslavismus gepredigt und den deutschen Österreichern ins Angesicht gesagt hatten, daß sie sich's zur größten Ehre rechnen müßten, neben den Slaven in Österreich athmen zu dürfen. Man forderte mich auf, dagegen zu sprechen. Ich that es in einer längeren Rede auf die versöhnlichste Weise, und als ob mich die Ahnung der Pfingstwoche überwältigt hätte, beschwor ich die Czechen im Namen der Freiheit, ihren Deutschenhaß abzulegen. Als ich die Tribune verließ, trat ein Mitglied der Deputation zu mir und sprach mit Thränen im Auge: »Sie haben zum Herzen gesprochen, aber es nützt nichts mehr; der Streit zwischen Czechen und Deutschen muß mit dem Schwert entschieden werden!«

Friedlicher ging es Nachmittags in Klosterneuburg zu, wo sich meine dortigen Wähler zu einer fröhlichen Jause mit mir versammelten.

Eine eigentliche allgemeine Wählerversammlung hatte ich für den 9. Juni nach Hernals ausgeschrieben, wo mich im Saal des Unger'schen Kaffeehauses Herr Arthaber meinen Wählern vorstellte, die mich lediglich auf

meinen vormärzlichen Schriftstellerruf hin mit ihrem Vertrauen beehrt hatten, obwol kaum zwei oder drei mich auch nur dem Äußern nach persönlich kannten. Ich wußte, daß mich meine Gegner als einen Republikaner und Antichristen geschildert, ich hob deshalb in meiner Rede das Wesen der constitutionellen Monarchie hervor und begründere sie sogar durch den in der Bibel ausgesprochenen Willen Gottes. Auf die Interpellation des Hofrichters von Klosterneuburg sprach ich mich über die Gesammtverfassung Deutschlands und deren Gipfel dahin aus, daß Österreich als Großstaat aufrecht bleiben müsse, daß ich die Einsetzung einer neuen deutschen Kaiserwürde für unzweckmäßig und schädlich hielte, daß aber im Fall, als der Kaiserplan durchginge, die deutsche Krone nur dem Kaiser von Österreich gehören könnte. Demnach erkannte mich die Versammlung für hinreichend monarchisch, religiös und österreichisch gesinnt, und ich hatte sogar die Freude, daß einige Herren, die gegen mich gestimmt hatten, mich jetzt nachträglich durch einen Händedruck ihrer Zustimmung versicherten.

Abends fuhr ich nach Sechshaus, dem eigentlichen Mittelpunkt meines Wahlbezirkes. Klosterneuburg war nämlich nur dem Namen nach der Hauptort desselben; die eigentliche Großzahl der Bevölkerung, die ich in Frankfurt (und später auch auf dem wiener Reichstag vertrat) befand sich in Gaudenzdorf, Meidling, Fünf- und Sechshaus, Reindorf, Rustendorf u. s. w. Es

war mir sehr interessant, diesen großen, volkreichen Industriebezirk zu vertreten, den man in vieler Beziehung und in gutem Sinn das außer sich gekommene Wien nennen könnte. Ich wünsche diesen Ortschaften, die ihr Entstehen und Wachsthum größtentheils der Flucht des Talentes und Unternehmungsgeistes aus den großstädtischen Privilegien- und Zunftfesseln verdanken, ich wünsche ihnen von Herzen, daß sie an Reichthum werden mögen, was Altona neben Hamburg, Fürth neben Nürnberg, an Freisinnigkeit und Freiheit aber, was Amerika neben Europa ist. Ich habe in diesen von den Residenzlern vielfach bevortheilten und geringschätzig angesehenen sogenannten Ortschaften eine große Anzahl vortrefflicher Biedermänner kennen gelernt, die durch Bildung und Bildungstrieb, durch Freisinn und Freimuth als Muster des constitutionellen Bürgerthums gelten können. Ich werde mein Leben lang darauf stolz sein, im ersten deutschen Parlament und im ersten österreichischen Reichstag der Vertreter dieser ehrenwerthen Bevölkerung gewesen zu sein. — Ein großer Theil derselben war damals im Gasthaus zum Stadtgut versammelt. Ich hielt im Saale zwei Reden, in denen ich das Verhältniß Österreichs zu Deutschland klar zu machen suchte.

Tags darauf befand ich mich in einem engern vertraulichen Kreise von Wählern zu Nußdorf. Überall erkannte ich mit inniger Rührung, mit welcher in der

That übertriebenen Hochschätzung unser gutes Volk in seiner ersten ungetrübten Begeisterung zu seinen Vertretern aufblickte, wie es wirklich des frommen Glaubens war, daß der von einer so großen Volksgemeine Erkorne auch einer besondern Erleuchtung und Willensstärkung theilhaft geworden sein müßte. Ich erkannte dabei in Freudigkeit und Demuth, welch ein hoher und heiliger Beruf es sei, solch ein Volk zu vertreten.

Vielfach wurde ich aufgefordert, nicht mehr nach Frankfurt zu gehen, sondern in Wien — wie man sich ausdrückte — den fremden Einflüssen entgegenzuwirken. Ich verkannte nicht, daß die Opposition zum Theil unter antiösterreichischen Führern stand, aber ich traute mir einestheils die Kraft nicht zu, mit Erfolg dagegen wirken zu können, und anderntheils war ich überzeugt, daß den fremden gegen Österreichs Existenz wirkenden Einflüssen nicht von Volksmännern, sondern von der Regierung dadurch entgegengearbeitet werden müßte, daß man offen und ehrlich den neuen Ideen huldigte. Denn nur die Furcht, daß alle Concessionen keine aufrichtigen sondern abgezwungene wären, die bei nächst günstiger Gelegenheit wieder zurückgenommen oder doch so viel als möglich beschränkt werden würden, nur diese Furcht erleichterte der antiösterreichischen Propaganda ihr Werk und verbreitete in immer weitere Kreise den Glauben, ein freies Österreich sei eine Unmöglichkeit, man

müßte also um der Freiheit willen am Sturze Österreichs arbeiten.

Um den für mich so ehrenvollen Aufforderungen einigermaßen zu genügen, kündigte ich einen Vortrag über die »Lage Österreichs« an, den ich am 16. Juni vor einem sehr zahlreichen Auditorium im Odeon hielt, und wobei ich die Verhältnisse Österreichs vom streng demokratischen aber zugleich aufrichtig österreichisch patriotischen Standpunkt aus beleuchtete. Ich erfreute mich einer scheinbar allgemeinen Zustimmung. Dr. L. A. Frankl hielt in für mich sehr schmeichelhafter Weise eine Gegenrede, in der er meine Ansichten mit gewichtigen Worten bekräftigte. Die radikale Presse dagegen war mit meinem Vortrag höchlich unzufrieden, ohne einen andern Grund angeben zu können, als daß ich eben für Österreich gesprochen hatte. Ich las diese Urtheile mit wahrer Betrübniß, nicht meinetwegen, sondern weil ich daraus die traurige und verderbliche Begriffsverwirrung erkannte, die sich mehr und mehr herrschend machte. Die damaligen Wortführer warfen mir eine vormärzliche Bildung vor, während eben sie selber so sehr vormärzlich waren, daß sie Patriotismus nicht von Servilismus zu unterscheiden wußten. Wo ich von Vaterlandsliebe und von der Pflicht gesprochen hatte, Österreich zu einem durch Freiheit mächtigen und glücklichen Völkerstaat zu entwickeln, da witterten sie mit demagogischem Polizeiargwohn die Absicht, mich bei hohen und höchsten Per-

sonen einzuschmeicheln und mir eine Anstellung zu erschleichen. Sie spotteten über meinen Altliberalismus. Nun, der Liberalismus ist freilich sehr alt, so alt wie die Geschichte der Menschheit, denn sehr treffend sagt Hegel: »Die Weltgeschichte ist nichts anderes als das Fortschreiten der Menschheit zur Freiheit.« Wie langsam dieses Fortschreiten geschieht, beweist ebenfalls die Geschichte. Wir sehen, daß nicht einmal jedes Jahrtausend einen Messias hervorbringt; im Jahre des Heiles 1848 aber glaubte jeder Jungliberale ein Messias zu sein. Das Verbrechen meines Altliberalismus bestand und besteht darin, daß ich mich für keinen Messias halte, der berufen wäre, die Menschheit auf neue Bildungsbahnen zu leiten, daß ich ferner überzeugt bin, ein solcher Messias sei überhaupt noch nicht erschienen, das Jahr 1848 sei noch lange nicht die Zeit für eine allgemeine sociale Revolution, und namentlich sei die politische Bewegung und Neugestaltung Österreichs durchaus nicht geeignet, mit ihr in der Realisirung socialistischer Theorien zu experimentiren. Wenn ich dies sage, so verkenne ich nicht die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Theorien und will mich durchaus nicht denen beigesellen, welche diese aus edelster Menschenliebe unternommenen riesigen Arbeiten des Geistes mit seichtem und gemeinem Spotte abfertigen zu dürfen glauben. So viel Überspanntes und Unausführbares diese Theorien auch enthalten, es liegt in ihnen dennoch der Gedanke

einer künftigen neuen Ordnung der menschlichen Dinge auf allen Gebieten des Lebens. Dieser Gedanke wird gewiß zur Wahrheit werden, und alles, was auf dem politischen, wissenschaftlichen und religiösen Gebiete an Reformen unternommen wird, ist nichts als die Vorbereitung auf die künftige neue Bildungsepoche, auf das »dritte Evangelium«, wie Lessing sagt. Ein nicht geringes Stück dieses Vorbereitungswerkes ist die politische Neugestaltung Österreichs, durch welche die Völkermenge dieses Staates in die allgemeine Zeitbildung eingeführt und mit ihr in gleichen Fortschritt gebracht werden soll. An diesem Vorbereitungswerke nach dem bescheidenen Maß meiner Kräfte mitzuwirken, war und ist meine Aufgabe, an der ich frei fortarbeiten werde. Wer mehr vermag, wer ein Apostel der Zukunft ist, oder gar ein Messias, die Ahnung der Zukunft zu erfüllen, der beweise es durch Wunder des Geistes und Herzens. Ich meinestheils habe in dieser ganzen Zeit nichts von solchen messianischen Zeichen und Wundern gesehen, darum glaube ich auch nicht, daß die Zeit schon in Erfüllung gegangen sei, in welcher eine neue Zeit beginnen soll. Wenn die Zeit erfüllt ist, dann sendet Gott seinen Sohn! Den Jungliberalen, die mich dieses Satzes wegen auch noch als einen Altreligiösen verspotten werden, theile ich zu ihrer Belehrung mit, daß ich die Worte Hegels nachgeschrieben habe.

Höchst niederschlagend folgte auf die Wiener Maienwonne das Gewitter des Bombardements von Prag. Viele Deutsche betrachteten dieses traurige Ereigniß nur vom Standpunkt des leidigen Nationalitätenzwistes und priesen Windischgrätz als den Retter der Deutschböhmen. Allein wer unbefangenen Blickes etwas weiter zu sehen vermochte, mußte in dieser blutigen prager Pfingstwoche das Vorspiel des fürchterlichen wiener Allerseelenfestes erkennen. Ich täuschte mich über die tragische Vorbedeutung jenes Ereignisses nicht. Wie sehr ich auch über den czechischen Hochmuth empört war und dem deutschen Elemente in Böhmen eine kräftige Unterstützung wünschen mußte, in Windischgrätz sah ich nur den Vertreter der altaristokratischen Reaktion, und je mehr man die Kraft und Schnelligkeit pries, mit welcher er Prag zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade und zu vormärzlicher Ruhe gebracht, desto mehr fürchtete ich, daß dieses Beispiel zum Nachtheil für die wirkliche Freiheit Nachahmung finden würde. Der Erfolg hat diese Befürchtung nur zu sehr gerechtfertigt, und es trifft die czechischen Ultras der ewige Vorwurf, daß sie durch die ebenso sinn- als zwecklose Pfingstdemonstration der Freiheit von ganz Österreich unermeßlich geschadet, und überdies ihre eigene Sache selbst in ihren gerechten Forderungen verdorben haben. Die Czechen haben hier zum eigenen und zum Schaden der Volksfreiheit überhaupt ganz dasselbe, was die Mad-

jaren verübt. Sie haben durch ihren Separatismus und durch ihren Nationalterrorismus der Reaktion die Waffen in die Hand gegeben.

Dennoch hätte das prager Pfingstfest für die czechischen sowol als für alle übrigen Demokraten ein Fest der Erleuchtung sein können. Wahrlich, die Bomben und Raketen des Windischgrätz hätten den Volksführern ein Licht anzünden sollen! Sie hätten einsehen können und sollen, daß der lauernden Reaktion nichts erwünschter ist, als wenn ihr durch den Mißbrauch der Freiheit Gelegenheit gegeben wird, die Freiheit selbst zu unterdrücken. Sie hätten erinnert werden sollen, daß man die Erreichung des Möglichen vereitelt, wenn man das Unmögliche anstrebt. Allein der Kanonendonner zu Prag predigte in dieser Richtung tauben Ohren, und weckte nur die Reaktion aus ihrer Betäubung. Der Reaktionspartei wurde Windischgrätz der heilige Geist, der ihr mit feuriger Flammenzunge offenbarte, auf welche Weise man die Völker zum demüthigen alten Staatschristenthum bekehren könnte. Die Czechen aber setzten ihre vorpfingstliche Politik fort, nur wollten sie dieselbe auf dem Reichstage diplomatisch durchsetzen, wobei sie aber eine noch entschiedenere Niederlage erlitten als bei jener kriegerischen Erhebung. [Die übrigen Demokraten aber ruhten nicht

früher, als bis das ganze freie Österreich — windisch-grätzisirt war.

Erwähnen muß ich schon hier, daß mich während meines damaligen Aufenthaltes in Wien Kaplan Pauli besuchte und mir seine Sympathien für den Deutschkatholizismus kund gab. So sehr mich dies von einem katholischen Priester in Österreich freute, so wenig konnte ich wünschen, daß gerade dieser junge Mann die kirchliche Bewegung beginnen möchte. Leider hat er es gethan und meine Befürchtungen nur zu sehr in Erfüllung gebracht. Später lernte ich auch den Pater Hirschberger kennen und abermals das Unglück bedauern, daß die große Sache der neuen Kirchenreform noch immer nicht die rechten Vertreter findet. Hirschberger sprach sich gegen mich schon so verzagt aus, daß ich ihm offen erklärte, bei solcher Gemüthsstimmung könne er nichts klügeres thun als sich bei seinen Obern zur reumüthigen Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu melden. Er hat es auch gethan.

Mittlerweile näherte sich in Frankfurt die Abstimmung über die zu errichtende provisorische Centralgewalt. Dabei durfte und wollte ich nicht fehlen. Den verhaßten Bundestag absetzen und eine Regierung über ganz Deutschland begründen zu helfen, das war für einen Literaten plebejischen Ursprungs ein zu reizendes Erleb-

niß. Ich trat also wieder die Eilfahrt nach Frankfurt an. Meine Wähler aus Fünf- und Sechshaus gaben mir Herrn Brandmann, einen stattlichen Offizier der Nationalgarde-Cavallerie als Ehrenbegleiter mit.

Frankfurt.

II.



Einen betrübenden Gegensatz zu dem in Wien herrschenden Freiheitsjubel bildete es, daß schon damals zahlreiche Schaaren von dem sonst so geliebten Schauplatz dieser Freiheit flüchteten. Auch das Dampfboot, welches mich nach Linz führte, war gedrängt voll von Wienern, die in die oberösterreichischen Alpen zogen, weil sie dem Schiller'schen: »Auf den Bergen ist Freiheit!« mehr Vertrauen schenkten als allen Freiheits-Deklamationen und Proklamationen. Und es waren viele Leute darunter, welche den Freiheitsfrühling des März mit aufrichtiger Begeisterung begrüßt hatten; aber wer konnte es ihnen zu sehr verübeln, wenn sie behaupteten, der »Silberton der Freiheit« sei untergegangen in dem gräulichen Charivari der Katzenmusiken. Ich suchte einige durch die Bemerkung zu trösten, daß ja auch im Naturleben der Frühling die Zeit der Katzenkonzerte sei.

Von Linz nach Regensburg reisten die beiden Töchterchen des Herrn v. Schmerling und deren Erzieherin

mit uns, und mein Haß gegen den Bundestag ging glücklicherweise nicht so weit, daß ich dadurch gehindert worden wäre, mich mit den Kindern des Bundestagspräsidenten recht angenehm zu unterhalten. Ich bemerke dies hier, weil es ein Verbrechen motivirt, welches ich den Ultraradikalen gegenüber später einzugestehen haben werde.

In Regensburg, wo wir einen Tag verweilen mußten, beehrte uns eine Gesellschaft wackerer Bürger mit der Einladung zu einem fidelen Gartenfeste, wo bei einigen Fäßchen herrlichen Bieres viel politisches und unpolitisches gesprochen und gesungen wurde.

Am 24. Juni Abends in Frankfurt angelangt, fand ich die Einladung zu einer Versammlung der Oppositionspartei im Saale des Montagskränzchens. Leider kam daselbst wieder der österreichische Krieg in Italien zur Sprache und die in der Nationalversammlung wiederholt gestellten Anträge, diese Angelegenheit in die Hand zu nehmen, Österreich zur Anerkennung der Freiheit Italiens zu bewegen, oder es doch zu hindern, deutsche Truppen gegen das italienische Volk zu verwenden! Ich hatte schon im Fünfziger-Ausschuß alle derartigen Anträge — mild gesagt — als unpassend und zwecklos erkannt, und als ich nun zu meinem Verdruß öffentlich aufgerufen wurde, meine Ansichten und etwaigen Erfahrungen über diese Sache mitzutheilen, sprach ich mich offenherzig dahin aus, daß es gewiß am besten

sein würde, wenn sich die Nationalversammlung in diese innere Angelegenheit Österreichs nicht einmischte. Ich bemühte mich, über die Zustände des österreichischen Italiens richtigere Begriffe zu verbreiten und die Gegner durch die Mittheilung zu beschwichtigen, daß eben eine Deputation angesehener in Wien ansäßiger Italiener nach Mailand gereist sei, um den Frieden vermitteln zu helfen. Ich machte natürlich mit dieser Rede kein Glück.

Tags darauf erfreute mich ein Brief aus Österreich, worin mir der geniale Dichter Grutsch in höchst sinniger Weise mittheilte, daß ich in Petersdorf von 120 unter 139 Stimmen zum Abgeordneten für den österreichischen Reichstag gewählt worden. Diese überschwängliche Glücksbescherung des Jahres 1848 betäubte mich förmlich. Wer sich in meine Lage denkt, wird dies begreifen. Vor vier Monaten noch ein paß- und heimatlos fahrender Literat, hatte ich jetzt mit einemmal zwei Parlamentssitze! Ich mußte mich für Einen entscheiden, und die Wahl war nicht leicht. Die historische Ehre, Mitglied des ersten deutschen Parlamentes zu sein, wirkte mächtig; aber die hohe politische und kulturgeschichtliche Bedeutung des ersten österreichischen Reichstages nicht minder. Der Zug des Herzens entschied für Österreich, aber eine ernste Ahnung gab mir in dem Schreiben an meine Wähler die Bemerkung ein, daß meine Stellung in Wien schwieriger und gefährlicher sein würde als die

in Frankfurt. Ich beschloß, so lang in Frankfurt zu bleiben, bis die vorbereitenden Sitzungen des wiener Reichstags vorüber und die ernsten Arbeiten desselben begonnen wären. —

Bei der nun folgenden Abstimmung über die Einsetzung einer Centralgewalt ging es äußerst stürmisch zu. Selbst die Riesenstimme Soirons, der den Vorsitz führte, war nicht im Stande, den Sturm zu beschwichtigen, und wiederholt sah er sich genöthigt, seinen Strohhut aufzusetzen und die Sitzung für unterbrochen zu erklären. Er büßte aber auch bei dieser Abstimmung seinen Ruf als Mann der Opposition ein.

Die leidenschaftliche Aufregung der Versammlung hatte zwei Ursachen.

Erstlich trat bei dieser Frage schon der unheilvolle Plan der Kaiserpartei recht klar hervor. Sie gab sich alle Mühe, das Gesetz über die Centralgewalt nach ihren romantischen Schwärmereien zu modeln. Die Gewalt sollte Einer Person in die Hand gegeben werden und diese durch Stellung und Titel als Vorläufer des künftigen Kaisers erscheinen. Dagegen waren nun nicht nur die wirklichen Republikaner, sondern auch die ganze gemäßigte Linke, ja selbst sehr viele Mitglieder der Centren. Ich gehörte, wie bereits erwähnt, zu denen, welche es für unpraktisch und verderblich erkannten, an die Spitze eines aus vielen und darunter großen und mächtigen Monarchien bestehenden Bundesstaates einen

potenzirten Monarchen zu stellen. Deshalb stimmte ich gegen alles, was den Inhaber der provisorischen Centralgewalt als den Vorläufer eines Kaisers erscheinen ließ, also gegen den Reichsverwesers- und für den Präsidenten-Titel und gegen die Unverantwortlichkeit des provisorischen Machthabers.

Die zweite Ursache der großen Aufregung in der Versammlung bestand darin, daß eine bedeutende Fraktion bei dieser Gelegenheit das Vereinbarungsprinzip geltend machen wollte, wogegen eine aus Mitgliedern aller Parteien bestehende Majorität — freilich unpraktisch — an der strengen Begriffstheorie einer konstituirenden Versammlung fest hielt. Dadurch sahen sich mehrere Fraktionen, worunter zum Theil sehr bedeutende Namen, veranlaßt, in eigenen Erklärungen zu Protokoll zu geben, daß sie für die Einsetzung einer provisorischen Centralgewalt auf diese oder jene Weise nur in der Voraussetzung der freiwilligen Zustimmung der Regierung ihre Stimme gegeben hätten.

Einen besondern Zankapfel warf Welcker durch den Antrag in die Versammlung, daß die Centralgewalt von Bevollmächtigten der Regierungen umgeben sein sollte. Dies sah ziemlich einer maskirten Aufrechterhaltung des Bundestags ähnlich, wurde aber durch eine nicht unbedeutende Majorität genehmigt. Ebenso wurde der Titel: Reichsverweser und die Unverantwortlichkeit desselben bei namentlicher Abstimmung zum Majoritäts-

beschluß. Dagegen wurde die Bestimmung, daß die Centralgewalt die Beschlüsse der Nationalversammlung zu verkünden und zu vollziehen habe, verworfen. Vor der Abstimmung über Verantwortlichkeit oder Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers erregte Dahlmann einen fürchterlichen Sturm dadurch, daß er mit einem abscheulich höhnenden Blick auf die linke Seite des Hauses erklärte, bei dieser Abstimmung werde es sich zeigen, ob die Mehrheit der Versammlung republikanisch sei. Er mußte von der Tribune herunter.

Merkwürdig ist es, daß bei der Frage, ob neben der neuen Centralgewalt auch der alte Bundestag fortbestehen sollte, sich wirklich noch 34 deutsche Volksvertreter fanden, die für die Fortdauer des Bundestags stimmten. Dabei machte sich der unglückliche Lichnowsky komisch bemerkbar. Es war mit Namensaufruf abgestimmt worden über den Satz: »Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestags auf.« Wer dagegen war, sagte Nein. Lichnowsky war der Fünfunddreißigste, der unter dem Gelächter der Versammlung Nein sagte. Bevor nun aber das Resultat der Abstimmung verkündigt wurde, betrat Lichnowsky die Tribune und sprach: »Meine Herren! es ist mir sehr unangenehm, erklären zu müssen, daß ich vorhin bei der Abstimmung sehr zerstreut war. Ich habe nach meiner innersten Überzeugung nie anders stimmen wollen, als mit Ja.«

Man kam zur Abstimmung über das Gesetz als ein Ganzes. Hundert Männer der Linken, darunter auch ich, stimmten gegen das ganze Gesetz. Man hat denjenigen von uns, die später an der Wahl des Reichsverwesers theilnahmen, hieraus den Vorwurf der Inkonsequenz gemacht. Allein unser Verfahren ist vollkommen parlamentarisch gerechtfertigt. Da das Gesetz drei wichtige Verfügungen enthielt, gegen die wir gestimmt hatten, so konnten wir schon logisch nicht für die Geltung des ganzen Gesetzes stimmen. Wir hatten aber auch das parlamentarische Recht, auf die Verwerfung des unserer Überzeugung widerstreitenden Gesetzes zu wirken, so lange die Möglichkeit der Beseitigung desselben vorhanden war. Diese Möglichkeit war aber eben bei der Totalabstimmung noch im letzten Stadium vorhanden. Sobald jedoch das Gesetz durch den Beschluß der Majorität in Rechtskraft getreten war, hatten wir die Pflicht, auch dem uns mißliebigen Gesetz zu gehorchen und die Durchführung desselben nicht zu stören.

Neben dem ungerechten Tadel von der einen kamen wir zu einem zweideutigen Lobe von einer andern Seite. Der demokratische Centralverein war nämlich mit dem Beschluß über die Centralgewalt höchlichst unzufrieden, ließ einen sehr revolutionären Aufruf an das Volk drucken und die Namen der hundert gegen das Gesetz aufgetretenen Deputirten so darunter setzen, als ob wir sämmtlich den Aufruf unterschrieben hätten. Wir wur-

den deshalb viel verdächtigt, ließen aber die Sache auf sich beruhen.

Donnerstag den 29. Juni, am Petri Pauli-Tag war die Wahl des Reichsverwesers. In allen Clubbs waren langwierige und stürmische Verhandlungen vorausgegangen. Die Resultate derselben waren schon vor dem Wahltage bekannt. Ein Theil der äußersten Linken verpflichtete sich, gar nicht zu wählen. Ein Theil der Gemäßigteren stellte die Candidaten Heinrich v. Gagern und Adam v. Itzstein auf. Viele Mitglieder der Linken, darunter auch Raveaux, der erklärte, sich nach langer Selbstberathung in seinem Gewissen dazu verpflichtet zu fühlen, erklärten sich für Erzherzog Johann von Österreich. Auffallend erschien es, daß die Preußen durchaus keinen Candidaten aufstellten, sondern sich fast sämmtlich für den österreichischen Erzherzog erklärten. Viele meiner gutmüthigen Landsleute wollten sich darüber mit patriotischem Selbstgefühle freuen. Ich theilte dieses Gefühl nicht. Es war in der That nicht schwer zu begreifen, warum den Hohenzollern und ihren Getreuen an der provisorischen Reichsverwesersstelle nichts gelegen war und warum sie dieselbe gern einem gutmüthigen und hochbetagten Habsburger überließen.

Obwol über das Resultat der Wahl im voraus kein Zweifel obwaltete, war der Wahlakt dennoch ein ernst feierlicher, und gewiß wird keinem der dabei Betheilig-

ten die Erinnerung daran je entschwinden. Man brauchte eben kein religiöser Schwärmer zu sein, um durch den Gedanken, in Deutschland eine solche Volkswahl erlebt zu haben, andächtig gerührt zu werden.

Präsident Gagern leitete den hochwichtigen Akt mit folgenden Worten ein: »Es ist die Stunde gekommen, wo seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder das deutsche Volk berufen ist, mittelst dieser berechtigten Versammlung sich ein Haupt der Regierung zu wählen, welche die gemeinsamen Angelegenheiten des Vaterlandes, wenn auch nur für beschränkte Zeit zu wahren und zu verwalten haben soll. Die Einheit Deutschlands, die bisher in unserm Bewußtsein lag, wird dadurch eine Thatsache, die auch äußerlich in die Welt eintritt und sich geltend machen wird. Auch die benachbarten Völker werden das Wiedererstehen Deutschlands zur Einheit mit der ruhigen Achtung unsers Rechtes betrachten, dessen Ausübung niemand verletzen kann. Wir haben nie unsre Rechte ausgeübt, um andere dadurch zu kränken, sondern wir hoffen, im Frieden zu bleiben. Im Sinne des Friedens lassen Sie uns die große Handlung vornehmen, zu der wir heute berufen sind.«

Leider wurde dieser Friede gleich durch die Debatte über den Wahlmodus gestört. Nach längerem Hin- und Herreden wurde beschlossen, daß der Namensaufruf nicht in alphabetischer Ordnung, sondern nach den 15 Abtheilungen der Versammlung geschehen, jeder Aufge-

rufene sich von seinem Sitze erheben und den zu Erwählenden laut nennen sollte. Der durch absolute Stimmenmehrheit Genannte sollte als deutscher Reichsverweser proklamirt werden.

Hierauf sprach Gagern mit der ihm eigenen wahrhaft erhabenen Würde: »Meine Herren! Wer auch aus dieser Wahl hervorgehen mag, lassen Sie uns den Entschluß fassen, daß wir ihn unterstützen wollen bei seiner schweren Aufgabe mit allen Kräften, die uns zu Gebote stehen.« — Fast die ganze Versammlung stand mit hoch erhobenen Händen auf und gab durch lauten Zuruf ihre Zustimmung zu erkennen.

Bei lautloser Stille der Versammlung sowol als der überfüllten Gallerie erfolgte nun die Abstimmung.

Der erste Aufgerufene war Professor Albrecht aus Leipzig. Er stimmte für Erzherzog Johann von Österreich. Ihm folgten eilf gleiche Stimmen. W. Jordan war der erste, der für Adam v. Itzstein; Müller, Forstmeister aus Damm bei Aschaffenburg der erste, der für Heinrich von Gagern stimmte. Unter den für den Erzherzog Stimmenden nannten viele, zumal Österreicher, blos Johann von Österreich, während die Mehrzahl den Erzherzog mit Nachdruck betonte. Hauptmann Möring aus Wien rief zu einiger Belustigung der Versammlung: »Hans von Österreich.« Ich stimmte für »J o h a n n H a b s b u r g - L o t h r i n g e n ,« was einige Bewegung in der Versammlung verursachte. Man nannte

mich dieses Votums wegen einen Erzrepublikaner. Ich entsetze mich, wie bereits erwähnt, vor dieser Bezeichnung nicht. Ich würde, wenn ich in einer Republik geboren wäre oder die Entwickelung unsers politischen Lebens zur echten Republik erlebte, wahrlich ein begeisterter Republikaner sein, aber ebenso aufrichtig gestehe ich, daß ich damals nicht als Republikaner so gestimmt und daß ich jetzt, wo ich diese Erinnerung niederschreibe, selber über die Sonderlichkeit meines Votums lächle. Doch gab ich es in der That nicht aus Sonderlings-Affektation, sondern in dem Bestreben, consequent — vielleicht bis zur Absurdität — der mir verhaßten Kaiseridee entgegen zu wirken. Darum glaubte ich den biedern Erzherzog nicht als solchen, sondern nur als einen österreichischen Biedermann wählen zu dürfen, der seine Popularität nicht seiner fürstlichen Geburt, sondern eben nur seiner volksthümlichen Biederkeit verdankt. Ohnehin war in der Nationalversammlung offen ausgesprochen worden, daß der Erzherzog nicht weil, sondern obgleich er ein geborner Fürst, gewählt worden sei, was ihm selber gewiß nicht unangenehm war.

Das Resultat der Wahl war folgendes: Vier hundert sechs und dreißig Stimmen für Erzherzog Johann von Österreich; zwei und fünfzig für Heinrich v. Gagern; zwei und dreißig für Adam v. Itzstein; Eine Stimme (v. Prato aus Südtirol) für Erzherzog Stephan von Österreich. Sieben

und zwanzig Stimmen, darunter fünf Österreicher, hatten sich der Abstimmung enthalten, und es fast durchgehends dadurch motivirt, daß sie keinen unverantwortlichen Reichsverweser wählen könnten.

Nachdem die Stimmenvertheilung verkündet war, rief Gagern mit lauter Stimme: »Ich proklamire hiermit Johann, Erzherzog von Österreich, zum Reichsverweser über Deutschland.« — Aus der Versammlung und von der Gallerie erscholl ein dreimaliges Hoch und im selben Augenblick läuteten alle Glocken der Stadt und donnerte der gewaltige Kanonengruß. Es war ein großer tief ergreifender Moment. Gagern sprach weiter: »Er bewahre seine allezeit bewiesene Liebe zu unserm großen Vaterlande, er sei der Gründer unserer Einheit, der Bewahrer unsrer Volksfreiheit, der Wiederhersteller von Ordnung und Vertrauen. Nochmals Erzherzog Johann, der Reichsverweser, er lebe hoch!«

Er lebe hoch! Aber das reichsverweserliche Leben ist ihm gewiß sauer geworden. Er hat in seinem Leben viele Höhen erstiegen, aber der Weg zum deutschen Einheitsgipfel ist ihm zu hoch geworden.

Die feierliche Sitzung wurde auf zwei Stunden unterbrochen, während welcher das Bureau die aus sieben Mitgliedern bestehende Deputation wählte, welche dem Erzherzog die Wahlbotschaft nach Wien bringen sollte. Seine Wähler, besonders die österreichischen versammelten sich inzwischen zum patriotisch bewegten Festschmause.

In der hierauf folgenden kurzen Nachmittagssitzung wurden die Mitglieder der Deputation, die nach Österreich gehen sollte, verkündigt. Es waren die Herren Andriani, Jucho, Raveaux (dessen Nennung mit lautem Bravo begrüßt wurde), Francke, Saucken, Rotenhan und Heckscher.

Es entstand eine kleine Debatte über die künftige Tagesordnung, wobei ein Österreicher, Herr Neuwall aus Brünn unter großem Beifall der Linken und der Gallerie folgende treffende Worte sprach: »Ich glaube, das Nothwendigste, was zuerst auf die Tagesordnung zu stellen ist, sind die Rechte des Volkes. Wir haben jetzt ein Oberhaupt, welches die Rechte des Volkes wahren soll, aber diese Rechte sind noch nicht da.«

Am 1. Juli begann die Nationalversammlung wieder ihre laufenden Arbeiten. Ich betheiligte mich an zwei zunächst die Interessen Österreichs betreffenden Verhandlungen.

Der Ausschuß für auswärtige Politik erstattete Bericht über einige Anträge, welche die außerordentliche Zusammenziehung russischer Truppen an der deutschen Grenze betrafen. Die Majorität des Ausschusses hatte die Sache ziemlich leichthin genommen und ließ blos folgenden nichtssagenden Antrag stellen: »Die Nationalversammlung möge erklären, daß an der östlichen Grenze Deutschlands den deutschen Streitkräften eine solche Stärke zu geben ist, daß sie der gegenüber-

stehenden Heeresmacht vollkommen gewachsen sind.« Man sieht, der Ausschuß vermied sogar den Namen »russisch«! Ich hatte dagegen gestimmt und wollte nun meine Ansicht als einen dringlichen Antrag durchsetzen. Mein Antrag ging nach dem Gebrauche aller konstitutionellen Mächte dahin, von Rußland eine offene Erklärung über die unsere Grenzen positiv bedrohende Truppenanhäufung zu begehren. Die Majorität erkannte diesen Antrag nicht als einen dringenden. Ich verlangte, daß dies im Protokoll bemerkt würde. Nachdem hierauf gegen allen Gebrauch Herr Arndt das Wort erhalten hatte, um den lauen Bericht des Ausschusses zu vertheidigen, erzwang ich mir ebenfalls für einen Augenblick das Wort, um wenigstens auszusprechen, was meiner Überzeugung nach ausgesprochen werden mußte. Ich schilderte die Besorgnisse der Völker, namentlich der Österreicher vor der immer näher heranrückenden russischen Heeresmacht; ich erklärte die Versicherung Rußlands, es ziehe die Truppen zum Schutze seiner Grenzen zusammen und hege gar keine Eroberungsgedanken, für eine Ausflucht und für eine Verhöhnung Deutschlands; ich wies auf das Schicksal Finnlands hin, welches Rußland an sich gerissen, während der russische Gesandte zu Stockholm fortwährend feierlich versicherte, Rußland denke an keine Eroberung. Nachdem ich dies alles vom Herzen hatte, gab ich der Versammlung, welche über meine Rede mehr beunruhigt

war als über die russischen Truppen, nach und verließ die Tribune. Jetzt werden wol manche meiner Herren Collegen, die damals über meine Russenfurcht lächelten, eines bessern belehrt sein.

In derselben Sitzung gaben die Wahlverweigerung der Czechen und die Ereignisse zu Prag Veranlassung zu einer wichtigen Debatte. Es waren mehrere darauf bezügliche Anträge gestellt und ein eigener Ausschuß mit der Berathung derselben beauftragt worden. Einige dieser Anträge gingen gefährlich weit, einer z. B. verlangte, daß unverzüglich baierische, sächsische und preußische Truppen in Böhmen einrücken sollten! Besonders gefährlich erschien mir der Antrag des Herrn v. Radowitz, welcher dahin lautete: »Die k. k. österreichische Regierung aufzufordern, ihrer Bundespflicht in Böhmen so zu genügen, daß innerhalb 14 Tagen sämmtliche Wahlen zur constituirenden Nationalversammlung stattfinden. Wenn die k. k. österreichische Regierung sich hierzu außer Stand erkläre, so werde derselben die erforderliche Bundeshilfe hierdurch zugesichert und in kürzester Frist bereit gestellt werden.« — So sehr ich nun mit Herrn v. Radowitz darin übereinstimmte, daß die deutsche Nationalversammlung durch eine einseitig sentimentale Auffassung des Nationalitätsprinzips sich die Verlegenheiten in Böhmen, Schleswig und Südtirol zum Theil selbst geschaffen, wie sehr ich mit dem ehrenwerthen Sprecher wünschte,

daß »Deutschland sein ganzes Gewicht in die Wagschale werfen möchte, um diesem Unwesen ein Ende zu machen«; so beunruhigte es doch mein österreichisches Gefühl, einen solchen Antrag von einem so einflußreichen Mann der preußischen Regierungspartei ausgehen und in Folge der etwaigen Annahme und Durchführung des Antrags preußische Truppen in Böhmen einmarschiren zu sehen. Es traten einige österreichische Redner auf, die mehr oder weniger mit den strengen Anträgen übereinstimmten; die Mehrzahl jedoch sprach dagegen. Ich selber hielt damals eine ganz kleine Rede, die wörtlich herzusetzen man mir erlauben wird, um den Czechen zu beweisen, wie ich ihnen ihre Schmähungen zu vergelten pflege. Ich sprach: »Die traurigen Verhältnisse, in welchen Böhmen zu Österreich und Deutschland steht, sind schon hinreichend erörtert worden, allein ich glaube, daß wir es sowol der Menschlichkeit als der Klugheit schuldig sind, in diesem Augenblick, wo durch eine fürchterliche, wenn auch vielleicht ganz gerechtfertigte Waffengewalt der Aufstand der Czechen gedämpft ist, auch nicht einmal den Schein auf uns zu laden, als wollten wir diesen, im Interesse der Freiheit und Humanität jedenfalls traurigen Sieg benützen, um über diese unsere Brüder und Bürger Deutschlands zu triumphiren. Ich muß mich deshalb entschieden dagegen erklären, daß jetzt, wo nach solchen fürchterlichen Scenen das ganze Land Böhmen

in einer fieberhaften Aufregung sich befindet, von Waffengewalt gesprochen oder sogar verfügt werde, daß sofort eine Macht von 30,000 Mann auch nur an die Grenzen Böhmens rücke *). Aber wie gesagt, auch aus Rücksichten der Klugheit muß ich davon abmahnen, weil ich überzeugt bin, daß eine solche Maßregel das Entgegengesetzte hervorbringen und das böhmische Landvolk vielleicht bis zum Waffengebrauch aufregen würde. Ebenso wenig kann ich mich damit einverstanden erklären, jetzt an die österreichische Regierung gleichsam den Befehl ergehen zu lassen, die Wahlen für Frankfurt in Böhmen zu erzwingen. Ich glaube, daß erzwungene Wahlen für dieses Haus nicht von Heil und Segen sein können. Meines Erachtens muß es dabei bleiben, daß Böhmen aufgefordert werde, von seinem Wahlrechte vollständig Gebrauch zu machen. Thut es dies nicht, so kann das natürlich die Giltigkeit unsrer Beschlüsse auch für Böhmen nicht beeinträchtigen; wol aber würde die Abstimmung von Abgeordneten, welche unter Androhung oder gar Ausübung von Waffengewalt gewählt worden wären, dem Ansehen unserer Beschlüsse gewiß

*) Der Bundestag hatte unter dem Vorsitz Schmerlings verfügt, daß ein Bundescorps von 30,000 Mann gegen Böhmen in Bereitschaft gehalten werden möchte, was Wiesner vom österreichischen Standpunkt aus mit Recht tadelte.

Schaden bringen. Wir sollten uns deshalb damit begnügen, den Ausspruch zu thun, daß die Deutschen in Böhmen wie in allen übrigen Ländern im Nothfall auf die kräftige Unterstützung Deutschlands rechnen dürfen; über alle andern Anträge dagegen zur Tagesordnung übergehen.« — Die Abstimmung nahm glücklicherweise ziemlich die von mir beantragte Richtung. Es wurden nämlich nur die Anträge des Ausschusses angenommen; die dahin gingen, die österreichische Regierung aufzufordern, die rückständigen böhmischen Wahlen zu veranlassen, und den Deutschböhmen für den Nothfall den Schutz Deutschlands versprachen.

In derselben Sitzung brachte Robert Blum einen interessanten Gegenstand zur Sprache. Er erhielt das Wort, um eine Interpellation anzukündigen, und sprach: »Meine Herren! In einem gestern der Öffentlichkeit übergebenen Glückwünschungsschreiben der Bundesversammlung an den gewählten Reichsverweser spricht dieselbe aus, daß sie bereits vor Schluß der Verhandlung über die Centralgewalt von den Regierungen ermächtigt gewesen sei, für diese Wahl sich zu erklären. Wenn die Bundesversammlung keine Prophetengabe besitzt, die ich bis jetzt noch nicht an ihr bemerkt habe, so konnte sie über diese Wahl im voraus mit den Regierungen gar nicht reden. Wenn aber, was ich annehmen muß, die Bundesversammlung ihre Nachrichten nicht aus Privat-

zirkeln und Clubbs schöpft, so muß man glauben, es habe ein offizieller Verkehr stattgefunden. Ich werde daher den Herrn Präsidenten bitten, einen möglichst nahe liegenden Tag zu bestimmen, an welchem ich eine Frage deshalb an das Präsidium richten kann. Zugleich aber stelle ich den Antrag, es möge von der Versammlung ausgesprochen werden, daß jene Erklärung — für deren Bezeichnung kein Ausdruck stark genug sein dürfte — eine unangemessene und den Beschlüssen der Nationalversammlung widersprechende sei.« — Die Rechte schrie höhnisch: Oh! Oh! die Linke und die Gallerie: Bravo! Gagern hatte die ihn selber mit betreffende Rede Blums ruhig angehört, setzte dann die nächste Tagesordnung fest und sprach endlich: »Was die Interpellation des Herrn Blum betrifft, so würde ich, soweit die Frage an mich gerichtet ist, sogleich darauf antworten können, wenn sie aber auf die nächste Sitzung verschoben wird, so bin ich erbötig, dann Rede zu stehen.« Nun riefen viele Stimmen: »Gleich!« worauf Gagern sich hoch aufrichtete und mit starker Betonung sprach: »Ich habe von meiner Seite auf die Frage des Herrn Blum nur zu erklären, daß zwischen der Bundesversammlung und mir nicht die geringste Communikation über die Sache stattgefunden hat. Das ist alles, was ich zu antworten habe.« — Robert Blum erhob sich von seinem Sitze und sprach: »Dann behalte ich mir die Begründung meines Antrags vor.«

In der Sitzung vom 4. Juli erhielt er dazu das Wort und führte es mit bewunderungswürdiger Besonnenheit und Mäßigung. Er wies zwar auf die »geheimen Vertrauensmänner« hin, von denen das Lepel'sche Promemoria gesprochen, und fragte, was bei solcher Sachlage noch das Spiel der Verhandlungen fruchten sollte, aber er stellte blos den Antrag: »von der Bundesversammlung eine amtliche nähere Erklärung über den Sinn und die Bedeutung ihres Glückwünschungsschreibens an den Reichsverweser und besonders über die darin enthaltene Erklärung über diese Wahl zu verlangen.«

Die Dringlichkeit dieses Antrags wurde anerkannt, und Herr v. Schmerling eröffnete die Debatte. Er behandelte die Sache ganz scherzhaft. Er gestand, daß die Bundesversammlung, die am 28. Juni durch den Beschluß der Nationalversammlung ihr irdisches Dasein geendet, am 29. Juni Abends sich doch wieder versammelt und jenes Glückwünschungsschreiben beschlossen habe. Insofern also an die Bundesversammlung irgend eine Interpellation gerichtet worden wäre, so hätte in der That eine Stimme aus dem Grabe antworten müssen; da aber dieselbe nicht an den Bundestag gerichtet, sondern der Antrag hier im Hause gestellt sei, so könne er (Schmerling) als ein noch Lebender, als Abgeordneter für den Wahlbezirk Tulln, einige Auskunft geben. Fortwährend satirisch erklärte hierauf der Sprecher, die

Bundesversammlung habe nicht nur das Glückwünschungsschreiben beschlossen, sondern mit demselben sogar einen Eilboten nach Wien gesendet, so daß also der Erzherzog wahrscheinlich zuerst von diesem Boten, also wieder von der Bundesversammlung die Nachricht von seiner Wahl erhalten haben werde. Herr v. Schmerling gestand ferner, daß die Regierungen allerdings über die bevorstehende Einsetzung einer Centralgewalt ihre Berathungen gepflogen, wobei er sich diplomatisch schlau auf einen §. des Gesetzentwurfes berief, nach welchem die Regierungen der Nationalversammlung für die Centralgewalt die Männer hätten bezeichnen sollen. Da dieser §. möglicherweise hätte angenommen werden können, so mußten sich die Regierungen darauf vorbereiten. Die Erklärung der Zustimmung zur Wahl des Erzherzogs deutete Schmerling dahin, daß dieser auch von den Regierungen gewählt worden wäre, wenn sie die Wahl gehabt hätten. Nach dieser Erklärung trug Herr v. Schmerling darauf an, über den Antrag Blums zur Tagesordnung überzugehen.

Unmittelbar nach ihm erhielt ich das Wort. Ich habe es bereits aufrichtig ausgesprochen, daß ich das starre Festhalten an dem theoretischen Begriff einer constituirenden Versammlung unter den gegebenen Verhältnissen für unpraktisch gehalten und getadelt habe. Den allerschärfsten Tadel aber verdient in dieser Beziehung das Benehmen der Regierungen. Hätten sie geziemend

offen und ehrlich zu Werke gehen wollen, so wäre es ihre Pflicht — und ich gestehe es, auch ihr Recht gewesen, unmittelbar nach Eröffnung der Nationalversammlung durch eine Collektivbotschaft über das Prinzip und die Art der Vereinbarung zu unterhandeln. Eine solche Vereinigung war durch den Beschluß des Vorparlamentes nicht ausgeschlossen, und die Regierungen hätten für gerechte Ansprüche auf die Majorität des Parlamentes rechnen dürfen. Allein sie zogen bei äußerlich scheinbar passivem Verhalten das Spiel geheimer Intriguen vor, ließen Mißtrauen und Zwiespalt in die Versammlung säen, um so die günstige Zeit abzuwarten, wo mit Gewalt gegen die Volksvertreter verfahren werden könnte. Es trifft die Regierungen vor der Geschichte der schwere Vorwurf, daß sie das Mißlingen des ersten deutschen Parlamentes gewollt, nach Kräften befördert und möglichst autokratisch für ihre dynastischen Interessen ausgebeutet haben.

Dieser betrübende und ergrimmende Gedanke bewegte mich, als ich nach Herrn v. Schmerling die Tribune betrat. Ich muß den stenographirten Inhalt meiner Rede zur Rechtfertigung meiner Ansicht über die Vereinbarungsfrage, die auch auf dem österreichischen Reichstage verhängnißvoll bedeutend wurde, hier mittheilen:

Ich sprach: »Ich würde es für ein Verbrechen halten, die hochwichtige Berathung über die Grundrechte

auch nur auf wenige Minuten aufzuhalten, wenn ich nicht der vollen Überzeugung lebte, daß diese Verhandlung nicht zum Heile Deutschlands vor sich gehen kann, wenn nicht vorher auf jede Weise entfernt wird, was Argwohn und Zwietracht in die Nationalversammlung hereinbringen kann. Ich fühle mich in meinem innersten Wesen nicht berufen und nicht veranlaßt, von dieser Stelle aus einen Angriff auf den Bundestag auszusprechen, oder mich nach dem Beispiel des Herrn Bundestagspräsidenten zu Witzen über denselben Bundestag hinreißen zu lassen. Als der Bundestag noch despotisch mächtig war in Deutschland, da war es Zeit, ihn mit den Waffen des Ernstes und des Spottes zu bekämpfen; jetzt möchten wir ihn gern in Frieden ruhen lassen und uns mit dem Urtheil begnügen, welches die Geschichte über ihn gesprochen hat und noch sprechen wird. Es ist im Vorparlament, es ist im Fünfziger-Ausschuß und in dieser Versammlung oft gesagt worden, der Bundestag sei eine Leiche, allein wenn er ist, so scheint zum Unglücke Deutschlands sein Geist bestimmt, im lichten Leben der Gegenwart als Gespenst der traurigen Vergangenheit herumzuspucken, dieses Leben zu äffen und Uneinigkeit zu stiften. Sie wissen, meine Herren, das Vorparlament hat es ausgesprochen, die Nationalversammlung behalte sich allein die künftige Verfassung von Deutschland vor. Sie wissen aber zugleich, daß bei diesem verhängnißvollen Beschluß ausdrücklich gesagt wor-

den ist, daß dadurch eine Vereinigung mit den Regierungen nicht ausgeschlossen sei, daß aber eine solche Mitwirkung der Regierungen von einer vorläufigen Vereinbarung mit der Nationalversammlung abhängen solle. Es war also den Regierungen vom 3. April bis zum 18. Mai Zeit genug gegeben, durch offene und ehrliche Anträge irgend eine Mitwirkung an dem Verfassungswerke für sich in Anspruch zu nehmen. Ich würde mich, wenn solche Anträge gestellt worden wären, nicht darüber gewundert und mich nicht dagegen aufgelehnt haben, weil nachdem einmal die monarchischen Regierungen durch den Willen der Mehrheit des deutschen Volkes als bestehend anerkannt waren, ich es natürlich gefunden haben würde, auch ihnen, wie jedem Bürger, einen Antheil an dem Verfassungswerke einzuräumen. Allein die Regierungen schienen selber darauf verzichtet zu haben, denn sie haben durchaus keine derartigen Anträge gestellt. Es ist aber unmittelbar vor Eröffnung des Parlamentes jenes traurige Promemoria des Bundestags bekannt geworden, durch welches zum Unheil für Deutschland das Mißtrauen geweckt wurde, daß die Regierungen zwar auf die öffentliche, nicht aber auf die geheime Mitwirkung verzichten. Dieses Unkraut des Mißtrauens wuchert noch fort als Schlangengewächs das uns alle umrankt, und ich muß erklären, daß die Antwort des Herrn v. Schmerling nicht geeignet ist, dieses Mißtrauen zu beseitigen. Ich muß mir eben des-

halb die Erlaubniß von Ihnen erbitten, über diesen Gegenstand einen besondern Antrag stellen zu dürfen. Nothwendig ist es vor allem, daß das Vertrauen hergestellt werde. Mag es für die Monarchen eine beklagenswerthe Stellung sein, daß sie passiv zuwarten sollen, was die Nationalversammlung über die künftige Verfassung Deutschlands verfügen wird; aber ich frage Sie im Namen der 40 Millionen Deutschen, befanden sich diese nicht 33 Jahre hindurch in einer gleichen Lage? Sie wissen, im Jahre 1813 hat sich das deutsche Volk in edler Begeisterung erhoben, um die Freiheit des Vaterlandes, um namentlich die Freiheit der Fürsten zu erkämpfen. Dann sollte aus dem Schutte der alten Reichsverfassung uns eine neue Ordnung der Dinge gegeben werden. Damals erklärten die Fürsten, daß sie allein sich die Verfassung Deutschlands vorbehielten, und das deutsche Volk duldete dies, es legte die siegreichen Waffen nieder, kehrte friedlich heim und erwartete im Vertrauen auf die Fürsten die neue Verfassung. Und das Volk wurde in diesem Vertrauen getäuscht.« — Hier unterbrach mich Unruhe des Centrums und der Rechten. Der Präsident ermahnte zur Ruhe. Ich apostrophirte die loyalen Ruhestörer und sprach: »Ich habe Herrn v. Schmerling nicht unterbrochen, er hat lange gesprochen; ich bitte daher, auch mich nicht zu unterbrechen, ich appellire an die Redefreiheit. Ich wiederhole, das deutsche Volk wurde in seinem Vertrauen

getäuscht. Es kam eine elende Verfassung zu Stande. Jetzt hat sich das Volk abermals erhoben, und nun haben sich die Geschicke umgekehrt. Damals haben sich die Fürsten die Verfassung vorbehalten, und das Volk hat im Vertrauen gewartet; jetzt hat das Volk sich die Verfassung vorbehalten. Deshalb fordern wir, daß die Regierungen geduldig warten, wie damals das Volk, und der Großmuth dieses Volkes Vertrauen schenken. Das deutsche Volk wird sie großmüthiger behandeln, als sie das deutsche Volk behandelt haben. Wenn das Mißtrauen schwinden soll zum Heile des Volkes und zum Heil der Fürsten, so müssen von den Fürsten Schritte gethan werden, und diese Schritte müssen von der Versammlung gefordert werden. Ich stelle daher den Antrag: »die Nationalversammlung fordert die Fürsten auf, ihren Gesandten in Frankfurt jede Einmischung in die Verhandlungen der Nationalversammlung zu verbieten und offen zu erklären, daß sie sich der Entscheidung der Nationalversammlung ebenso wie das ganze deutsche Volk mit Vertrauen unterwerfen.«

Der Herr Präsident war mit diesem Antrage wie mit allen ähnlichen schnell fertig. Er erklärte, ihn nicht als ein Amendement zu dem Blum'schen Antrag betrachten und daher keine Diskussion darüber gestatten zu können. Ich protestirte nicht dagegen, weil ich wußte, daß von der ganzen Verhandlung kein praktisches Resultat zu erwarten wäre, weil ich überhaupt die Ahnung

dessen, was geschehen würde und wirklich geschehen ist, in mir trug. Der gute Gagern war stets ängstlich bemüht, alles zu beseitigen, was die Fürsten aufgefordert hätte, mit ihren Absichten und Plänen herauszurücken. Er wollte jeden Conflikt vermeiden. Alle, denen er in diesem Streben Gewalt angethan, sind jetzt dadurch gerächt, daß er erfahren, wie gerade sein Benehmen zu dem äußersten Conflikte geführt hat.

Die Versammlung ging über den Antrag Blums nach jenem Schmerlings zur Tagesordnung über.

Hier nun muß ich etwas gestehen, was mir die Ultraradicalen gewiß zum Verbrechen anrechnen werden. Ich habe erzählt, daß ich mit den Töchterchen des Herrn von Schmerling von Linz nach Regensburg gereist. Sie luden mich für Frankfurt zu einem wienerisch originellen Schmause. Der Papa genehmigte die Einladung, und der satirische Zufall fügte es so, daß die erzählte Debatte gerade auf den voraus bestimmten Tag des Schmauses fiel! Sollte ich nun alle sociale Höflichkeit und wienerische Gemüthlichkeit hintansetzen? Ich that es nicht, sondern schmauste ganz gemüthlich mit meinem politischen Gegner eine Stunde, nachdem ich ihn auf der Tribune bekämpft hatte. —

Nicht so mild wie bei der eben geschilderten Verhandlung der Bundestag wurde der König von Hannover in Folge eines Sendschreibens behandelt, welches er durch sein Ministerium an die Ständekammern ge-

richtet. So viel mußte man anerkennen, daß sich König Ernst August nicht den hinterm Berge haltenden Diplomaten beigesellte, sondern mit der ihm eigenen derben Aufrichtigkeit seine wahren Ansichten aussprach. Sein Sendschreiben sprach sich über die Gründung der Centralgewalt und deren Übertragung an den Erzherzog Johann folgendermaßen aus: »Die Persönlichkeit dieses erhabenen Fürsten ist so vollkommen geeignet, das Vertrauen der Fürsten wie der Völker auf sich zu lenken, daß Seine Majestät ihre Zustimmung zu dieser Wahl zu erklären und dieselbe als ein höchst günstiges Ereigniß in der gegenwärtigen verhängnißvollen Zeit zu begrüßen keinen Augenblick Anstand genommen. Auch haben Allerhöchstdieselben im Vertrauen auf diese Persönlichkeit und in der Voraussetzung, daß Seine kaiserliche Hoheit die Wahl annehmen werden, Bedenken welche die Form und der Inhalt des Beschlusses über die demselben zu übertragende Gewalt zu erregen wohl geeignet gewesen, jetzt nicht geltend zu machen sich entschlossen. Inzwischen haben Seine Majestät sich bewogen gefunden, in Beziehung auf diese hochwichtige Angelegenheit den löblichen Ständen folgende Mittheilung machen zu lassen Seine Majestät haben die gebieterische Nothwendigkeit erkannt, der Verfassung Deutschlands eine größere Kraft und Einheit zu geben, daher Ihre Zustimmung dazu verliehen, daß die Verfassung durch eine Vertretung

des Volkes am Bunde vervollständigt werde, und sich zu Opfern für die Erreichung des Zweckes einer größern Einheit und Kraft gern bereit erklärt. Allein Seine Majestät hegen auch die unwandelbare Überzeugung, daß der gesammte Zustand Deutschlands die Herstellung einer solchen Centralgewalt, welche auch die innern Angelegenheiten jedes Landes ordnen und die Fürsten lediglich als Untergebene eines andern Monarchen erscheinen lassen würde, nicht zulasse: und daß so wenig das Wohl und die Freiheit der Völker als Ihre eigene fürstliche Ehre es gestatten würde, einer Verfassung Ihre Zustimmung zu geben, welche der Selbständigkeit der Staaten Deutschlands nicht die nothwendige Geltung sichert. Unter diesen Umständen sind Seine Majestät zwar entschlossen, auf der einen Seite dem wahren Wohle des Landes alle Opfer zu bringen, auf der andern Seite aber würden Sie, falls die geforderten Beschränkungen der Selbständigkeit über dasjenige Maß hinausgingen, welches die Pflichten gegen das Allerhöchstihnen von Gott anvertraute Land und Ihre eigene Ehre bezeichnen, lieber das Äußerste ertragen, als zu Maßregeln die Hand bieten, welche Pflicht und Ehre als verwerflich darstellen würden.«

Über dieses Schreiben stellte Wesendonk den dringlichen Antrag, die in demselben enthaltenen Bedenken und Vorbehalte durch das zu ernennende Reichsmini-

sterium entschieden zurückweisen zu lassen. Zwei und zwanzig hannöver'sche Abgeordnete protestirten gegen die Ansichten ihres Königs. Die Nationalversammlung erkannte Wesendonk's Antrag als einen dringlichen, und in der Debatte darüber wurde dem König Ernst August sehr übel mitgespielt. Namentlich wurde seine Andeutung, daß er lieber der Krone entsagen als sich den Beschlüssen des Parlaments unterwerfen würde, mit sarkastischem Jubel aufgenommen und geradezu der Antrag gestellt, den König von Hannover aufzufordern, sofort die Regierung in die Hände der Centralgewalt niederzulegen, um demnächst durch den souveränen Willen der Hannoveraner weiter über die festzusetzende Regierungsform das Geeignete beschließen zu können.« — Mich empörte vorzüglich die Erklärung des Königs, daß er es mit seiner fürstlichen Ehre unvereinbar fände, den Beschlüssen des deutschen Parlamentes zu gehorchen, während er doch bekanntlich als brittischer Prinz der Königin Victoria den Unterthaneneid geschworen. Ich hob diesen Umstand unter lautem Beifall der Versammlung mit folgenden Worten hervor: »Hier haben wir einen deutschen Fürsten, der zugleich Unterthan eines fremden Reiches ist und der, während er es mit seiner königlichen Ehre vereinbar findet, einer andern Königin den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen zu haben, es wagt, der deutschen Nation ins Angesicht zu sagen, er finde es

mit seiner fürstlichen Ehre nicht vereinbar, sich der Gesammtverfassung des deutschen Vaterlandes zu unterwerfen. Ich glaube, daß wir verpflichtet sind, nicht unsertwegen, sondern der Majestät des deutschen Volkes wegen in dieser Sache Auskunft zu verlangen und den Reichsverweser aufzufordern, dieses Verhältniß zu prüfen und darauf zu dringen, daß fortan kein Fürst in Deutschland regiere, und noch dazu auf solche Weise regiere, der zu gleicher Zeit den Eid der Treue einem fremden Fürsten geschworen hat, und sich den Befehlen des fremden Monarchen gehorsam fügt, dessen Interessen so vielfach im Widerspruch sind mit den deutschen Interessen. Ich beantrage daher: »daß dem Reichsverweser aufgetragen werde, das Verhältniß des Königs von Hannover zu England zu prüfen und darauf zu dringen, daß dieses Unterthanenverhältniß aufhöre.« — Natürlich wurde dieser mein Antrag vom Vice-Präsidenten Soiron als ein selbständiger, nicht zur Sache gehöriger von der Debatte und Abstimmung ausgeschlossen. Die Sache war aber doch ausgesprochen worden und mehr wäre ohnehin nicht durchzusetzen gewesen. Die größte Sensation aber machte die fulminante Rede Wydenbrugks. Es war höchst interessant, den großherzoglichen Staatsrath dergestalt gegen einen König donnern zu hören. »Wenn es dem König von Hannover zu deutsch in Hannover, zu deutsch in Deutschland ist,« rief Wydenbrugk, so wird er hingehen, wo er

hergekommen ist: zu seinen englischen Ultra-Tory's. — Heute gilt es meine Herren, die Würde Deutschlands und sein Gesetz aufrecht zu erhalten. Zeigen wir durch die That, daß wir durchdrungen sind von der Größe Deutschlands, von der Weihe des Gesetzes, daß wir dem Gesetze Deutschlands Nachdruck geben werden, es streite dagegen ein König oder der Anführer eines Volkshaufens, er trage die Blouse oder die Krone!« — Der Antrag Wydenbrugks: »Die Centralgewalt möge die unumwundene Anerkennung der Centralgewalt und des Gesetzes darüber von der Staatsregierung des Königreichs Hannover fordern, wurde mit großer Majorität zum Beschluß erhoben. »Hannover hat sich diesem Beschluß auch wirklich gefügt. —

Am 11. Juli wurden die Arbeiten der Nationalversammlung durch die Ankunft des Reichsverwesers unterbrochen. Wir hielten morgens eine kurze unerquickliche Sitzung über die Empfangsfeierlichkeiten. Sie waren durch eine eigene Commission in ziemlich würdiger und einfacher Art festgesetzt worden, fanden aber doch Widerspruch, was dem guten alten Arndt Veranlassung gab, die Versammlung in sehr origineller Art über das Wesen der Volkssouveränität aufzuklären. »Die Volkssouveränität« — sagte der alte Barde — »nach dem Gedanken der Vernunft, welche endlich alles irdische Wesen, das innere und äußere Wesen des Staates in letzter Instanz richten muß, die Volks-

souveränität ist eine ungeheure schwebende Größe, die wir in 40 bis 45 Millionen Seelen sehen, aber nicht anbeten, denn sonst müßte Jeder sich selbst anbeten (!), worüber hier schon oft von dieser Tribune gelächelt worden ist.« — In derselben Sitzung wurde beschlossen, daß eine aus 50 Mitgliedern bestehende Deputation den Reichsverweser ins Parlament abholen solle. Die Deputation wurde durch Namenlosung gewählt, und es kam auf Robert Blum aus der Urne, welchem Zufall die Versammlung Beifall klaschtet. Blum nahm die Berufung ohne Bedenken an und erschien des andern Tages im schwarzen Frack, um dem unverantwortlichen Reichsverweser entgegen zu gehen.

Die Stadt Frankfurt bereitete dem Erkornen des Volkes einen wahren Kaiserempfang. Sie schien sich an diesem Tage in der That wieder als die alte Kaiserstadt Deutschlands zu fühlen. Und wieder zog mit kaiserlichen Ehren ein Habsburger hier ein, um, wie Arndt sagte, Scepter und Schwert über Deutschland zu empfangen. Daß die alten Kaiserwahlen Jahrhunderte lang an dem österreichischen Hause festgehalten, das hatten die Gegner Österreichs dem Servilismus und der Bestechlichkeit der Wahlfürsten Schuld gegeben; diesmal aber hatten nicht die Kurfürsten gekürt, sondern die Vertreter des Volkes aller deutschen Gaue. Und doch war wieder Österreich erkoren! Man sieht daraus, wie mächtig die Geschichte ist. Die Ge-

schichte hat Österreich groß gemacht; wann wird denn endlich einmal Österreich es verstehen, großartig Geschichte zu machen?! Der schlaue Hinterhalt einer gewissen Regierungspartei in der Nationalversammlung war freilich nicht zu verkennen, aber das Ergebniß der Wahl mußte selbst dieser Partei imponiren. Daß mit so großer Mehrheit ein Habsburger an die Spitze Deutschlands berufen wurde, und daß er nur zwei Volksmänner, aber keinen Prinzen eines andern Hauses gegen sich hatte, war eine geschichtliche Lehre, von der man erwarten mußte, daß sie von Preußen berücksichtigt, von Österreich benützt werden würde. Es ist nicht geschehen. Beide Dynastien und ihre Diener, wie verschieden auch sonst ihre Anlagen und Intentionen sind, gleichen sich doch vollkommen in der Taubheit gegen alle Lehren der Geschichte.

Es ist Schade, daß Goethe diese Zeit nicht erleben konnte. Er hat eine der letzten Kaiserkrönungen als Knabe mit angesehen und sie als Greis jugendlich naiv beschrieben; vielleicht wäre er zum Einzug des neuen Reichsverwesers von Weimar in seine Vaterstadt herübergekommen und hätte das Gedächtniß dieses jüngsten Tages der deutschen Geschichte dichterisch verewigt. Es drängt sich hier der Gedanke auf, ob wohl der alte Goethe, wenn er das Jahr 1848 erlebt, sich dessen gefreut hätte? Ob er ins Parlament gewählt worden wäre, die Wahl angenommen und sich als Redner

gezeigt hätte? Wer weiß, ob der Antik-Klassische das wirre Treiben dieses Jahres nicht ebenso streng und kalt angesehen hätte, wie sein Standbild auf der Promenade zu Frankfurt in das bunte Volksgewoge jener Tage herabblickte. Es wurde zur Feier der reichsverweserlichen Herrlichkeit mit vielen Lämpchen illuminirt. — »Mehr Licht!« —

Die Ankunft des Reichsverwesers wurde am 11. Juli Mittags erwartet. Vom frühen Morgen an wogte das Volk in den Straßen, viele Triumpfpforten waren aufgerichtet, Fahnen, Teppiche und Blumengewinde schmückten die Häuser, die Jugend, die Zünfte mit ihren mittelalterlichen Symbolen und Ehrenzeichen und die gesammte Bürgerwehre machten Spalier. Leider verzögerte sich die Ankunft bis gegen Abend, was nicht wenig dazu beitrug die Begeisterung abzuspannen und dagegen dem sarkastischen Humor des süßen Pöbels die Zunge zu lösen. Es circulirten viele Witze, die man nicht nacherzählen darf, weil wir im keuschen und artigen Deutschland noch nicht daran gewöhnt, oder eigentlich wieder entwöhnt sind, nach Art anderer in der Freiheit des Bewußtseins reiferer Völker, ja selbst unserer humoristischen Vorfahren selbst dem derbsten Volkswitz sein natürliches Recht widerfahren zu lassen, ohne ihn deshalb für etwas mehr als eben für einen Witz zu halten. Das »Johann ohne Land« war noch das unschuldigste, wenn auch das vielleicht am trau-

rigsten treffende Witzwort des Volkes. Doch hörte man in allen Volksgruppen die Volksthümlichkeit des Erzherzogs preisen, und als er endlich ankam, empfing ihn allgemeiner aufrichtiger Jubel.

Das Verhängniß wollte es, daß der deutsche Reichsverweser ebenfalls im russischen Hof abstieg! Vom Balkon des Gasthofes grüßte er das Volk und sprach einige Worte, die keine besondere Wirkung machten. Er war offenbar von der Reise angegriffen und vom Gefühle der Schwierigkeit seiner Stellung gedrückt. Auch nahm man es im Volk übel, daß der deutsche Reichsverweser in der österreichischen Generalsuniform auftrat; was auch jedenfalls unpassend war. Jedoch versicherten Männer aus der Umgebung des Erzherzogs, daß er anfänglich im Bürgerkleid gereist sei und die Uniform nur deshalb angezogen, um sich der allerorten sehnsüchtig nach ihm schauenden Menge besser bemerkbar zu machen. Abends wurde ihm ein großartiger Fackelzug gebracht, wobei er wieder eine kleine Anrede an das Volk hielt. Bei dieser nächtlichen Feier ging es schon etwas revolutionär zu; in das Hoch für den Reichsverweser mischte sich hier und da ein Hurrah für Hecker und Struve. Doch lief alles gut deutsch gemüthlich ab.

Des andern Tages, d. i. am 12. Juli erschien der Reichsverweser in der Nationalversammlung. Unter dem Präsidentenstuhl, der jedoch unbesetzt blieb, stand

ein Thronsessel für den Erzherzog, der sich jedoch nicht niederließ. Ihm gegenüber an der Spitze der Versammlung befand sich das Präsidium. Erzherzog Johann sah diesmal recht gut und so populär aus, daß dies selbst die Linke anerkennend bemerkte. Er war im schwarzen Bürgerkleid, ohne Orden, nur das deutsche Band im Knopfloch. Ein demokratisches Blatt bemerkte sogar, daß der erzherzogliche Reichsverweser keine — Handschuhe an hatte. Seine hohe freie Stirn, das gutmüthige und doch männlich charaktervolle Gesicht mit der wichtigen österreichischen Errungenschaft, dem Schnurbart geziert, machte einen gewinnenden und zugleich Achtung fordernden Eindruck. Mit kräftiger Stimme beantwortete er die offizielle Anrede des Präsidenten, und als er nach vollendeter amtlicher Ceremonie in die improvisirten Worte ausbrach, daß er sich seinem neuen Berufe ganz und gar, mit Leib und Seele hingeben wollte, da ertönte ihm von allen Seiten des Hauses ein lautes und gewiß aufrichtiges Hoch. Die ganze Nationalversammlung begleitete ihn dann in seine Wohnung zurück.

Hierauf verdankte ich dem fidelen Humor des Herrn von Schmerling einen ewig unvergeßlichen Genuß. Zufällig war ich nämlich mit einigen Collegen vor dem russischen Hof stehen geblieben; da kam Hr. v. Schmerling herab und sprach: »Nun könnt Ihr einen Hochgenuß haben, Ihr Demagogen, Ihr könnt die Aufhebung des Bundestages mit ansehen!« Wer hätte sich

diesen welthistorisch merkwürdigen Anblick entgehen lassen mögen! zumal wenn man von dem Präsidenten des Bundestages selber in solcher Weise dazu geladen wurde! Wirklich kam der Reichsverweser sogleich wieder herunter und begab sich im feierlich ernsten Zuge in die Eschenheimer Gasse in den Bundestagspalast. Wir folgten ihm auf dem Fuße. Einige der besternten, ihren letzten Gang gehenden Bundestägler, sahen uns freilich mit scheelen Blicken an, allein da sie nicht wissen konnten, ob wir nicht etwa im Namen der Nationalversammlung der Exekution beiwohnen müßten, und da derlei große Herren damals überhaupt außerordentlich artig waren, so gestatteten sie uns ohne Widerrede den Vortritt.

In einem gewöhnlichen Gemache des Palastes stellte sich die Bundesversammlung im Halbkreise um den Reichsverweser auf. Schmerling hielt eine Rede, in welcher er mit Betonung erklärte, daß die Bundesversammlung die ihr von den Regierungen Deutschlands anvertraute Gewalt im Auftrag dieser Regierungen dem Reichsverweser übergebe. Von der Nationalversammlung war gar nicht die Rede. Nun merkten wir erst, warum uns der schlaue Expräsident zu dieser Feierlichkeit eingeladen! Der Reichsverweser schien durch die Aufhebung des Bundestages besonders angegriffen. Mit unruhig bewegter Brust und zum Himmel gewandtem Blick stand er da. Er gedachte wol mit andächtiger Zerknirschung des wunderbaren Wechsels in seinem Ge-

schicke. Den schönsten Theil seines Lebens hatte er in Zurückgezogenheit zubringen müssen, weil Kaiser Franz seine Popularität fürchtete und beneidete; und nun waren die Tage der Noth gekommen, wo man nach dem Zurückgesetzten wie nach einem Messias hinblickte und ihm zu gleicher Zeit die Leitung Österreichs und Deutschlands anvertraute! Fürwahr ein großes Geschick hatte seiner gewartet, und ein großes Geschick war in seine Hände gegeben. Er konnte der Schöpfer einer neuen Geschichte Deutschlands werden, wenn er sich frei machte von dem habsburgischen Dämon, der die Fürsten dieses Hauses mit alleiniger Ausnahme von Zweien zwang, mehr für die todte Vergangenheit als für die lebendige Gegenwart und Zukunft zu leben.

In der Sitzung vom 15. Juli wurde die Versammlung durch eine Botschaft des Reichsverwesers überrascht, worin er anzeigte, daß er nach Wien zurückeilen müßte, um sein den Österreichern gegebenes Wort zu lösen und den Reichstag zu eröffnen. Zugleich theilte er die einstweilige Ernennung von drei Ministern, Schmerling für das Innere und Äußere, Heckscher für die Justiz, Peucker für das Kriegswesen mit. Heckscher erklärte, es werde die vorzügliche Sorge des verantwortlichen Ministeriums sein, zu bewirken, daß der Reichsverweser sein Amt als Stellvertreter des Kaisers von Österreich sofort niederlege und in Wien keine andere Regentenhandlung als höchstens die Eröffnung

des Reichstags vornehme. Schmerling introducirte das Ministerium in einer längern Rede, worin mit Begeisterung der Selbständigkeit, Freiheit und Ehre des schönen deutschen Vaterlandes gedacht war.

Die Ernennung dieser drei Minister befriedigte weder die Versammlung noch das Volk im Allgemeinen. Schmerling und Heckscher hatten in den ersten Verhandlungen der Nationalversammlung alle Popularität verloren; Peucker war ein ganz unbekannter Name. Selbst die konservative Partei war der Meinung, daß man zu den ersten Reichsministern Männer von imponirenderem Charakter und von einiger Berühmtheit hätte wählen sollen, um der neuen Centralgewalt im In- und Auslande mehr Ansehen zu verschaffen. Ich theilte diese Ansicht vollkommen und sprach es offen aus, obwol ich sowol mit Schmerling als mit Heckscher in persönlich freundschaftlicher Beziehung stand. Für mich verlor die Centralgewalt durch diese Minister wirklich alles Imponirende und zumal allen poetischen Nimbus, den sie doch ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung nach und gewiß zu ihrem und des Vaterlandes Heil und Segen hätte haben können und sollen.

Mich beunruhigte aber in Betreff dieser Reichsminister noch besonders der Umstand, daß Schmerling in österreichischem, Peucker in preußischem Staatsdienst stand, und selbst Heckscher beeideter Advokat von Hamburg war. Es ist leicht begreiflich, daß diese Herren

nicht rechte und mächtige Reichsminister sein und ihren eigenen Regierungen im Nothfall imponiren konnten, wenn sie zugleich besoldete und beeidete Untergebene dieser Regierungen waren und blieben. Der Präsident Gagern hatte gleich nach seiner definitiven Wahl seinen Ministerposten aufgegeben; der Reichsverweser selber hatte gleich in seiner Antrittsrede erklärt, daß er sofort den Kaiser von Österreich bitten werde, ihn seines Amtes zu entbinden, und der Justizminister Heckscher gab, wie oben bemerkt, der Nationalversammlung die Versicherung, der Reichsverweser werde in Österreich außer der Eröffnung des Reichstags keine weitern Amtshandlungen vornehmen; von sich selber aber, von ihren eigenen Dienstverhältnissen, deren Unvereinbarkeit mit dem Reichsministerium doch klar war, schwiegen die neuen Herren Minister. Ich beschloß daher, ihnen diesfalls zu Hilfe zu kommen und meldete in der Sitzung vom 17. Juli darauf bezüglich eine Interpellation an. Präsident Gagern war über den Inhalt derselben höchlich bestürzt. Erst wollte er mir gar nicht das Wort geben, dann gestattete er mir lediglich die nackte Frage ohne alle Begründung. Noch als ich die Tribune bestieg, rief er mir ängstlich zu: »Aber nichts als die Frage!« Ich mußte diesen Terrorismus ertragen, weil über die Art der Interpellation noch keine Vorschrift bestand, erkannte aber aus der Ängstlichkeit des friedliebenden Gagern, daß meine Frage ge=

wiß keine müßige und unbegründete war. Ich frug also die Herren Reichsminister, ob sie als solche in ihren bisherigen Dienstverhältnissen bleiben würden. Die Herren Minister blieben stumm, nur der Kriegsminister war so stolz aufrichtig, daß er sehr auffallend bejahend den Kopf bewegte. Da ich bald darauf aus der Nationalversammlung schied, so blieb die Sache auf sich beruhen, was natürlich auch sonst der Fall gewesen wäre; nur hätte ich mir gewiß das Vergnügen gemacht, die Herren Minister, von denen Schmerling und Heckscher sehr gewandte Satiriker, zum Sprechen zu bringen.

Einer besondern Feierlichkeit zu Ehren des Reichsverwesers muß ich noch erwähnen. Fast die ganze Nationalversammlung vereinigte sich im Garten der Mainlust zu einem Festessen. Man hoffte, der Reichsverweser werde die Versammlung mit seiner Tischgenossenschaft beehren. Er kam aber erst nach dem Essen, ging mit dem Präsidenten an den Tischen vorbei, sprach mit einigen Abgeordneten, die ihm Gagern vorstellte, und leerte dann ein Glas. Man fand dies etwas zu monarchenartig oder unartig, wie einige behaupteten. Bemerkenswerth war, daß bei der Ankunft des Reichsverwesers die Musik die österreichische Volkshymne begann, aber von der Versammlung, die Österreicher nicht ausgenommen, überschrien, und gezwungen wurde: »Was ist des Deutschen Vaterland?« zu spielen —

Nach solchen ceremoniellen Intermezzos ging die Versammlung wieder an die Berathung der Grundrechte des deutschen Volkes, die mit einer so tiefgründlichen Gründlichkeit, mit einem solchen Aufwand von staatsrechtlicher Gelehrsamkeit gepflogen wurde, daß man dadurch den beschämenden Verdacht erregte, natürliche Rechte, die bei andern Völkern längst wie Artikel des Kinderkatechismus bekannt sind, seien bei dem deutschen Volke noch neue wissenschaftliche Entdeckungen.

Mich bekümmerte vor der Abstimmung über den §. 2 der Grundrechte, durch welchen jedem Deutschen ein allgemein deutsches Heimatsrecht gegeben werden sollte, das Schicksal der Juden. Die Judenemancipation war im Entwurfe der Grundrechte nicht ausdrücklich erwähnt. Ich mußte dies theoretisch zur Ehre des deutschen Volkes billigen, konnte aber leider nicht hoffen, daß in dieser Beziehung die Praxis des Volkes allenthalben mit der Theorie der Volksvertreter übereinstimmen würde. Vielmehr fürchtete ich, durch traurige Erfahrungen veranlaßt, daß religiöser Fanatismus und zünftiger Eigennutz an vielen Orten die Bezeichnung: »jeder Deutsche« nicht für die Juden würde gelten lassen. Hatte nun die Nationalversammlung in der an sich viel klareren Nationalitätsfrage die besondere feierliche Erklärung für nothwendig erachtet, daß alle nichtdeutschen Bewohner der deutschen Lande mit den Deutschen völlig gleichberechtigt sein sollten, so

hielt ich eine ähnliche Erklärung zu Gunsten der Juden für weit dringender nothwendig. Ich brachte daher in der Sitzung vom 18. Juli einen dringlichen Antrag ein, der mit seiner Motivirung lautete wie folgt:

»Vollkommen zu billigen ist es, daß die völlige Befreiung der Juden von dem auf ihnen lastenden Unrecht als sich von selbst verstehend unter den Grundrechten der Deutschen nicht ausdrücklich angeführt wird. Allein dadurch ist das Vorurtheil gegen die Juden nicht allgemein und völlig beseitigt, und es wird sich gewiß dadurch äußern, daß viele Gemeinden den Juden gerade die Rechte verweigern werden, welche der §. 2 allen Deutschen zusichern will. Mit Grund muß man befürchten, daß dabei sich viele Gräuelscenen wiederholen werden, die gleich die ersten Wochen unsrer Freiheit geschändet haben. Daher erlaube ich mir, die hohe Versammlung aufzufordern, noch vor der Abstimmung über den §. 2 der Grundrechte ihren mächtigen moralischen Einfluß zum Schutze unsrer jüdischen Mitbürger wirksam zu machen. Zu diesem Zwecke stelle ich folgenden Antrag:

»Die Nationalversammlung wolle die Judenfrage durch eine besondere Abstimmung ausdrücklich und feierlich dahin entscheiden, daß sie die völlige Gleichberechtigung der Juden für eine Ehren- und Gewissenspflicht des deutschen Volkes erklärt.« — Die Versammlung erkannte diesen Antrag nicht als einen dringlichen. —

Die Abgeordneten von Limburg hatten Klage über das Verfahren der holländischen Regierung geführt und die Nationalversammlung gebeten, dahin zu wirken, »daß das Herzogthum Limburg als deutsches Bundesland von der unnatürlichen Verbindung mit dem Königreich der Niederlande losgemacht und namentlich gegen eine Betheiligung an der holländischen Staatsschuld von Deutschland in Schutz genommen werde.«

Der Ausschuß für äußere Politik hatte die Angelegenheit sorgfältig berathen und durch Zachariä einen sehr gründlichen Bericht erstatten lassen, in welchem, so wie in der am 19. Juli darüber gepflogenen Verhandlung die perfide Politik Hollands und die hochverrätherische Pflichtvergessenheit des Bundestags gebührend gebrandmarkt wurden. Die Nationalversammlung faßte energische Beschlüsse, dahin lautend, daß eine Vereinigung des deutschen Bundeslandes Limburg mit Holland unter einer Verfassung mit der deutschen Gesammtverfassung unvereinbar, und daß die Frage über die Verpflichtung Limburgs zur Theilnahme an der holländischen Staatsschuld der Centralgewalt zur Vermittlung und einer die Rechte Limburgs wahrenden definitiven Regulirung, deren Ratification der Nationalversammlung vorbehalten werde, zu überweisen sei.« Diese Beschlüsse wurden aber nicht ausgeführt; das kleine Holland triumphirte über das große Deutschland, und die Limburger sagten sich zuletzt selber von

Deutschland los! — Ich hatte mich als Mitglied des Ausschusses an dieser Debatte betheiligt und zu beweisen gesucht, daß aus den bestehenden Verhältnissen überhaupt gar keine Verpflichtung Limburgs, die Schuldenlast Hollands mit zu tragen, ersichtlich sei, daß eine solche Verpflichtung erst die Folge eines freien Vertrages zwischen Holland und Limburg unter Ratifikation der Nationalversammlung sein könnte.

In der Sitzung vom 22. Juli kam der oben erwähnte Bericht des völkerrechtlichen Ausschusses über die Verhältnisse Deutschlands zu auswärtigen Mächten, namentlich zu Frankreich und Rußland zur Verhandlung. Ich hatte als Mitglied des Ausschusses in Betreff Rußlands folgendes Sondergutachten drucken und in der Versammlung vertheilen lassen: »In der außerordentlichen Zusammenziehung russischer Kriegskräfte an den deutschen Grenzen liegt an und für sich, und besonders mit Rücksicht auf die Bewegung in den slavischen Distrikten Österreichs und Preußens eine ernstliche Bedrohung Deutschlands. Das deutsche Volk erkennt dies mit Besorgniß und Mißtrauen, und die unheimliche Ungewißheit in dieser Sache übt einen äußerst nachtheiligen Druck auf unser gesammtes öffentliches Leben. Da nun hier in der That Gefahr auf dem Verzug ist, die Centralgewalt aber selbst im gewöhnlichen Lauf der Geschäfte ihre Amtsthätigkeit vor drei bis vier Wochen nicht wird beginnen können, so

beschließt die Nationalversammlung: einstweilen die Ministerien von Österreich und Preußen im Namen der deutschen Wohlfahrt und Ehre aufzufordern, von der russischen Regierung über die außerordentliche Kriegsrüstung an unsern Grenzen in entschiedener Weise eine offene und unumwundene Erklärung zu verlangen, dieselbe unverzüglich zu veröffentlichen, und zu gleicher Zeit die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um auf alle Fälle gefaßt zu sein.«

Da aber inzwischen die Centralgewalt ins Leben getreten und ein Reichsministerium des Äußern eingesetzt war, so modificirte ich meinen Antrag dahin: »Die Nationalversammlung beauftragt den Minister des Äußern, von der russischen Regierung im Namen Deutschlands eine offene und unumwundene Erklärung über die außerordentlichen Kriegsrüstungen an den deutschen Grenzen zu verlangen.« Zugleich stellte ich in Bezug auf Frankreich den Antrag: »Die Nationalversammlung spricht die offizielle Anerkennung der französischen Republik aus und beauftragt den Minister des Äußern, sofort einen Gesandten Deutschlands nach Paris zu senden.«

Der Minister des Äußern, von Schmerling, eröffnete die Debatte. Er sprach im allgemeinen die feierliche Versicherung aus, daß die äußere Politik Deutschlands nur die Freiheit und Ehre Deutschlands zu wahren und gegen jeden Feind zu vertheidigen wissen werde. In

Betreff Rußlands aber suchte er alle bestimmten und positiven Anträge durch die vage Versicherung zu beseitigen, daß die Centralgewalt auch gegen Osten hin ihre Schuldigkeit thun werde. Höchst freisinnig und befriedigend sprach sich dagegen Hr. v. Schmerling über das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich aus, und es ist gewiß am Platze, diese Stelle der Rede des jetzigen österreichischen Ministers hier aufzunehmen. Hr. v. Schmerling sprach unter stürmischem Beifall der Versammlung: »Was nun, meine Herren, insbesondere den Wunsch anlangt, daß die feierliche Anerkennung der französischen Republik durch Absendung eines Boten für Deutschland erfolgen möge, so spricht Ihr Ministerium es unumwunden aus, daß diese Anerkennung erfolgen wird. Meine Herren! Deutschland weiß dieses mächtige Nachbarvolk in hohem Grade zu schätzen und zu ehren, wir vergessen es nicht, nein wir erkennen es laut, daß am Schlusse des vorigen Jahrhunderts die Freiheit, welche bis dahin in Europa nicht bekannt war, in Frankreich zuerst an das Licht des Tages trat, und daß sie auch über Deutschland viele Segnungen hervorbrachte. Wir erkennen es an, daß die bedeutenden Regungen der Freiheit, welche auch in diesem Jahrhundert dort stattfanden, heilbringend auf Deutschland gewirkt haben. Deutschland er-

kennt es, daß ein Volk, welches mit solcher Einmüthigkeit eine Regierungsform gewählt hat, wie das französische die republikanische, darin laut seine Gesinnung ausgesprochen hat, und daß diese laut ausgesprochene Gesinnung volle Anerkennung verdiene und finden müsse. Wenn daher das Ministerium vervollständigt und in der Lage sein wird, die Wahl der Gesandten vorzunehmen, so wird auch Paris mit einem Gesandten beschickt werden und die förmliche Anerkennung der französischen Republik von Seiten der Centralgewalt erfolgen.«

Durch diese merkwürdige Erklärung des Herrn Ministers vollkommen befriedigt, nahm ich meinen Antrag in Betreff Frankreichs sofort zurück. Den auf Rußland zielenden ließ ich aber zur Abstimmung kommen. Es erhob sich nur die Linke für ihn, was die Rechte mit rohem Gelächter aufnahm; wogegen ich zu Protokoll protestirte. Der Beschluß der Versammlung fiel dahin aus, alles der Centralgewalt zu überlassen.

Am 24. Juli begannen die traurigen Verhandlungen über die Theilung Posens. Es waren darüber von deutscher und polnischer Seite Aktenstöße von Beschwerden und Bitten, Protestationen und Anklagen gedruckt worden. Der völkerrechtliche Ausschuß hatte deutsche und polnische Deputationen vernommen, viele

langwierige Verhandlungen gepflogen und stellte endlich den Antrag, die von der preußischen Regierung vorgenommene Theilung jenes polnischen Großherzogthums und die provisorische Demarkationslinie gut zu heißen. Ich hatte im Ausschuß allein gegen diesen Antrag gestimmt und ließ dieses mein Separatvotum drucken. Die Debatten über diesen Gegenstand füllten vier Sitzungen aus. Es traten viele Redner auf, darunter W. Jordan mit besonderer Bitterkeit gegen Polen. Er sagte unter anderm, Polen sei schon zur Zeit der ersten Theilung eine Leiche gewesen. Ich entgegnete ihm, womit man dann die Monarchen vergleichen müßte, die über diese Leiche herfielen, sie in Stücke zerrissen und diese als Beute verschlangen. Einen tiefen Eindruck machte die Rede des polnischen Priesters Janiszewsky, der ausdrücklich erklärte, er habe die Wahl nach Frankfurt nur deshalb angenommen, um in dieser Einen Frage für sein unglückliches Vaterland zu sprechen und die Gerechtigkeit des deutschen Volkes vor dessen Vertretern anzurufen. Er trat auch gleich nach dem gegen Polen gerichteten Beschluß der Nationalversammlung aus derselben aus. Ich sprach mit Eifer gegen diese fünfte Theilung Polens, welche von dem ersten freien deutschen Parlamente sanktionirt werden sollte, unmittelbar nachdem das Vorparlament und der Fünfzigerausschuß die Theilung Polens für eine Schmach erklärt hatten. Ich stellte den Antrag: »Die National-

versammlung kann die einseitige Theilung Posens weder vom Standpunkte des Rechtes noch der Staatsklugheit billigen, und fordert die preußische Regierung auf, das Großherzogthum Posen wie bisher als eine ungetheilte Provinz mit gleicher Gerechtigkeit für beide Volkselemente zu verwalten, die Abtrennung der deutschen Bezirke aber und deren Vereinigung mit Deutschland jener bessern Zeit vorzubehalten, wo es möglich sein wird, mit dem polnischen Volk darüber zu verhandeln.« Dieser und alle für die Polen lautenden Anträge fielen durch, die Theilung Posens wurde gut geheißen. Preußen ist aber bis zum heutigen Tage nicht im Stande gewesen, eine Theilungslinie zu finden, die beiden Nationalitäten gerecht wäre. Es wird also bei dem bleiben, was ich beantragt hatte, die Nationalversammlung aber hat sich vor der Geschichte mit dem schweren Vorwurf belastet, eine neue und obendrein unausführbare Theilung Polens sanktionirt zu haben.

Nach diesem traurigen Beschluß, der am 27. Juli gefaßt wurde, bin ich nicht mehr in der Paulskirche gewesen.

In derselben Sitzung machte Gagern folgende Anzeige: »Ich habe der Nationalversammlung den ersten Verlust zur Kenntniß zu bringen, der sie durch den Tod eines ihrer Mitglieder betroffen hat. Es ist gestern Dr. Johann Georg August Wirth aus Hof in

Baiern, 49 Jahre alt, Herausgeber der deutschen Tribune im Jahre 1831, Verfasser der Geschichte des deutschen Volkes, Abgeordneter für die deutsche Nationalversammlung, gewählt in Reuß-Schleiz-Lobenstein, hier gestorben. Die Bedeutung dieses Mannes ist uns allen bekannt und wir werden uns sämmtlich veranlaßt fühlen, ihm die letzte Ehre zu erzeigen, indem wir uns seinem Leichenbegängniß anschließen.

Es fand des andern Tages, am 28. Juli in früher Morgenstunde statt. Die Turner mit Trauerfahnen eröffneten und schlossen den Zug, senkten den Sarg in die Grube und scharrten sie zu. Robert Blum hielt die Grabrede. Er entwarf eine Skizze des leidvollen Lebens des edlen Märtirers der Freiheit und pries ihn schließlich glücklich, daß er den gestrigen Tag nicht mehr erlebt, an welchem das befreite deutsche Volk seine Freiheit geschändet durch den ungerechten Beschluß gegen Polen. Das Auftreten Blums machte damals den tiefsten Eindruck. Er stand hoch auf dem Grabeshügel, die eine Hand auf die Schaufel gestützt, Blässe bedeckte sein Antlitz, seine sonst so kräftige Stimme zitterte und Thränen standen in seinen Augen. Jetzt, wo ich mir dies Bild vergegenwärtige, ergreift es mich mit wehmüthigem Schauer, wenn ich denke, daß Blum selber damals schon so nahe an seinem Grabe stand!

Wirth war eben erst in Frankfurt angekommen und nur ein- oder zweimal im Parlament gewesen.

Wohl ihm, daß er damals starb, wo er noch die Hoffnung mit sich hinübernahm, daß Deutschland einig und frei sein würde!

Eines interessanten Ausflugs muß ich noch erwähnen, den ich nach Nidda in Oberhessen machte, um dort für den Advokaten Lehne aus Alzei bei einer neuen Wahl für Frankfurt zu plaidiren. In der Vorversammlung sprach ich für meinen Clienten mit so glücklichem Erfolge, daß mir die Gegner desselben beim Wahlakt selber nicht mehr das Wort gestatteten, weil ich weder Wahlmann noch Candidat war. Lehne blieb zum Bedauern der Linken gegen wenige Stimmen in der Minorität.

Am 29. Juli verließ ich Frankfurt, um meinen Platz im Wiener Reichstag einzunehmen. Bevor ich abreiste, ging ich noch einmal an der Paulskirche vorbei. Ich mochte nicht mehr hineingehen.

Wie traurig steht jetzt diese Kirche in der deutschen Geschichte da! Und doch hat aus ihr das Licht der politischen Bekehrung über Deutschland kommen sollen.

Gar mancher Saul ist in der Paulskirche gesessen, der nicht zum Paulus bekehrt worden ist. Doch getrost! Wurde ja auch Saulus mit Blindheit geschlagen, um zum Licht zu erwachen und ein unbesiegbarer Kämpfer des Lichtes zu werden!



Wien.

III.



Am 3. August trat ich in den österreichischen Reichs-
tag ein. Ich hätte noch länger ausbleiben können, denn
die Berathungen über die Geschäftsordnung waren noch
nicht beendigt. Die Art und Weise, wie der Reichs-
tag seine Geschäftsordnung wie ein förmliches Gesetz
einer dreimaligen Lesung unterzog, so daß er sowol
hier als nach seiner Wiedereröffnung in Kremsier der
Geschäftsordnung wegen zu den Geschäften erst dann
kam, wenn die beste Zeit dazu schon vorüber war;
dieser geschäftsordnungsmäßige Pedantismus bildete
einen unerklärbaren Gegensatz zu dem sonst genial revo-
lutionären Charakter dieser denkwürdigen Versammlung.
In den wichtigsten Fragen hatte sie Schwungkraft zu
den überraschendsten Sprüngen; nur über die Geschäfts-
ordnung konnte sie nicht hinüberkommen. Es war, als
ob man die Ahnung gehabt hätte, daß die Geschäfts-
ordnung das einzige vollendete Werk sein werde, wo-
durch der erste constituirende Reichstag Österreichs sich
verewigen würde. Und die Unsterblichkeit ist ja ein

großer Gedanke, des Schweißes der Edlen werth! sagt bekanntlich Klopstock. Betrachtete man aber das so mühselig zu Stande gebrachte Werk selbst, diese verworrene, sich widersprechende, pedantische, unpraktische Geschäftsordnung, dann drängte sich mit erdrückender Schwere die bange Frage auf, ob eine Versammlung, die nicht einmal ihre eigenen Geschäfte praktisch zu regeln verstand, im Stande sein würde, für die Völker Österreichs eine praktische durchführbare Verfassung zu vollenden. Wenn ich schon in Frankfurt, dann auf der Reise nach Wien immer lesen mußte, daß der österreichische Reichstag sich noch immer mit der Geschäftsordnung beschäftige, wenn ich dann 14 Tage nach der Eröffnung des Reichstages noch vielen langweiligen Sitzungen über dieselbe Geschäfsordnung beiwohnen mußte und dann doch erst die erste Lesung vollendet sah, dann — aufrichtig gesagt — wurde mir herzlich bang. Eine Geschäftsordnung für eine große Versammlung ist allerdings eine wichtige und schwierige Arbeit; aber was ist sie neben einer für die Verhältnisse Österreichs passenden Verfassung! Ich wagte es auch einmal, gegen diese unverantwortliche und wahrhaft geschäftsordnungswidrige Zeitverschwendung zu sprechen; wurde aber sowol vom Präsidenten als von einigen Mitgliedern als ein arger Verächter gesetzlicher Ordnung getadelt.

Im übrigen fühlte ich mich bei meinem Eintritt in den Reichstag sehr gemüthlich angeheimelt und patrio-

tisch angeregt. Die Einrichtung der Lokalitäten erschien mir, besonders im Vergleich mit der Paulskirche, eben=so bequem als prachtvoll. Man muß gestehen, das Ministerium hatte alles gethan, um die Vertreter des Volkes würdig zu empfangen und vergnügt zu stimmen. Einiges satirisches Bedenken konnte es erregen, daß die Volksvertreter in der Hofreitschule versammelt waren. Ganz unpassend war die Reitschule freilich nicht. Die Österreicher sollten ja das Flügelroß der Freiheit erst reiten lernen; aber nur nicht an der Longe eines Hof=bereiters.

Im Vorsaale stand eine riesige Frauenstatue von üppigem Reize. Sie stellte die Austria vor. Ist es eine Jungfrau, bestimmt, feindselige Völker in reiner eifer=suchtsloser Liebe zu vereinigen? Oder ist es eine Mut=ter so vieler Kinder, daß viele darunter die Mutter nicht mehr erkennen? Ich konnte an dieser riesigen Austria nie vorübergehen, ohne mich ernsten Be=trachtungen hinzugeben. Wie es zu geschehen pflegt, daß gute Bildnisse dem tiefsinnigen Beschauer be=lebt erscheinen, so belebte meine Phantasie mir die Statue der Austria. Mir kam es vor, als ob sie mit Schmerz auf die Volksvertreter herabsähe, die sich vor ihr und unbekümmert um sie bald in sorgloser Heiterkeit, bald in verderblichem Zwist herumtrieben, während Austria tiefbekümmert war. Oft aber, wenn es im Saale drin recht wirr und wild zuging, dachte

ich mir: wenn doch die riesige bleiche Austria mit ihren drohend und bittend erhobenen Armen hereinträte und selber das Präsidium übernähme!

Die Versammlung selber mußte als die originellste anerkannt werden, die je in civilisirten Ländern getagt. Das Resultat der Wahlen war ein überaus merkwürdiges. In der That waren alle Klassen der Gesellschaft und alle das Jahrhundert bewegenden Meinungen vertreten. Letzteres hätte man in Österreich nicht für möglich gehalten; besonders würden es die Anhänger des alten Systems bezweifelt haben, die da glaubten, es gelte auch in der geistigen Welt der Grundsatz der juristischen, nämlich daß Alles, was nicht zur Erscheinung kommt, auch nicht existire.

Am schwächsten oder eigentlich gar nicht vertreten war Altösterreich. Ich glaube nicht, daß auch nur ein einziger entschiedener Anhänger desselben in der Kammer war, und wenn vielleicht doch, so wagte er es, und zwar aus Ehrgeiz nicht, mit seiner Gesinnung hervorzutreten. Dies ist gewiß eine merkwürdige geschichtliche Erscheinung. Es ist vielleicht noch niemals eine Revolution mit so allgemeiner Zustimmung aller Klassen der Bevölkerung gemacht worden, wie die österreichische Märzrevolution. In Frankreich z. B. befanden und befinden sich nach jeder Revolution immer noch Anhänger des ancien régime in der Volksvertretung, die sich laut als Verehrer des alten Frankreichs aus-

sprechen; in Österreich dagegen war das alte System durch die öffentliche Meinung so durchgehends verdammt, daß es selbst die stillen Anhänger desselben für eine Schande hielten, sich auch nur in einer einzigen Beziehung zu demselben zu bekennen.

Für die Idee eines neuen Österreichs war in der That fast die ganze Versammlung begeistert; über das Wie der Neugestaltung aber waren nicht nur die Fraktionen als solche, sondern selbst die Glieder derselben untereinander uneins. Nur Ein Gedanke trat klar hervor: größte Selbständigkeit jeder Provinz. Gerade diejenigen, die den Separatismus der Madjaren am heftigsten tadelten, strebten für sich selbst ziemlich nach demselben Ziele.

Betrachtete man daneben, daß auf diesem Reichstag die volle Hälfte der Monarchie gänzlich unvertreten war, und daselbst nicht vertreten sein wollte, so mußte man bekennen, daß der erste österreichische Reichstag eigentlich gar kein österreichischer war, indem auf demselben nicht das eigentliche historische Österreich vertreten, und es höchst problematisch erschien, ob durch denselben die Wiedervereinigung der ganzen Monarchie unter einer neuen Staatsform zu Stande gebracht werden würde.

Zu dem allen, zu den politischen, nationalen und kirchlichen Spaltungen in dieser Volkskammer kam nun noch die Verschiedenheit der Bildungsstufe, die wohl

nicht greller hervortreten kann, als durch den Vergleich z. B. des Grafen Borkowsky mit den Bauern Galiziens, und hinwiederum dieser mit den Bauern der deutschen Provinzen.

Wer dies alles erwog, und dazu die Lage der Monarchie nach innen und außen, dem mußte die Aufgabe des Reichstags als eine riesige, kaum durch die rascheste Anstrengung aller besten Kräfte zu lösende erscheinen.

Die Versammlung selber schien jedoch dieses Bewußtsein nicht zu haben, oder es mit alt-österreichischem Leichtsinn zu unterdrücken. Sie zeigte durchaus keinen ernsten bekümmerten, sondern einen außerordentlich heitern, gehäbigen, sorglosen Charakter, so daß man sich dadurch, wenn man nicht reflektirte, wie bereits gesagt, gemüthlich angesprochen fühlte. Besonders tadelnswerth war es, daß der Reichstag, während eine rasche Constituirung Neuösterreichs das dringendste Bedürfniß war, so verschwenderisch mit seiner Zeit umging, als ob die Zustände des Vaterlandes die geregeltsten und glücklichsten gewesen wären. Ich denke hierbei noch nicht an die vielen völlig überflüssigen Interpellationen und Anträge, sondern nur an die geringe Zahl der Sitzungen und Sitzungsstunden. Fast keine Sitzung begann vor zehn oder halb eilf Uhr, und wenn der Zeiger der Uhr gegen zwei rückte, dann wurde schon wieder der Schluß der Sitzung verlangt. Der Reichstag beschäftigte sich mit eigentlichen Verhandlungen kaum zwei

Stunden in jeder Sitzung. Nachmittagssitzungen waren den Mitgliedern ein Schrecken, und ganz besonders protestirte dagegen immer der Vorstand des Verfassungsausschusses, auf dessen Antrag zuletzt gar nur zwei öffentliche Sitzungen in der Woche gehalten wurden. So kam es, daß dieselben Gegenstände wochenlang immer auf der Tagesordnung standen und zuletzt doch nicht zur Verhandlung kamen.

Diese wenigen Arbeitsstunden wurden nun noch zur Hälfte für überhäufte und nicht zum Verfassungswerke gehörige Anträge und Interpellationen in Anspruch genommen.

Man hat darüber ein hartes Urtheil ausgesprochen. Was die Sache an und für sich betrifft, ist das Urtheil gerecht; mit nothwendiger Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse aber muß man es für zu streng erkennen. Schon der einzige Umstand, daß es eben der a l l e r e r s t e Reichstag war, ein Tag, der auf eine so lange und finstere Nacht folgte, entschuldigt viel, sehr viel. Wenn man diesen Umstand gehörig ins Auge faßt, dann wird man es wahrlich bewundern müssen, daß dieser Reichstag doch im Ganzen eine so gewandte parlamentarische Haltung zu behaupten wußte; dann wird man es begreifen und entschuldigen können, daß Männer, die meist aus völlig obscurer und größtentheils gänzlich untergeordneter Lebensstellung plötzlich zur Würde souveräner Volksvertreter emporgehoben waren, an den höch-

sten Fragen der Regierung, die ihnen früher heilige Mysterien waren, theilnehmen und die Minister, zu denen sie sonst wie zu allmächtigen Erdengöttern aufzublicken gewohnt waren, öffentlich zur Rechenschaft ziehen und abkanzeln durften, daß solche Männer in die Versuchung gerathen konnten, des Guten zu viel zu thun. Der große unbeschreibliche Reiz, sich in den Zeitungen gedruckt zu sehen, mochte bei Manchem auch das Seinige beigetragen haben. In einem Staate ferner, der plötzlich aus einem so fürchterlichen Chaos von Mißbräuchen herausgearbeitet werden sollte, entsprang das Zuvielverlangen gewiß auch oft aus dem edlen Wunsche, mit einemmale alles gut zu machen. Aber auch das Volk trägt seinen Antheil an der Schuld des gerügten Fehlers der Volksvertreter. In jedem Wahlbezirk wollte man von seinem Deputirten — etwas in der Zeitung lesen, und wenn dies zu lange ausblieb, so bekam der Schweigsame bittere Vorwürfe, was ihn denn endlich dazu drängte, die erste beste oder schlechteste Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen und — zu interpelliren. Dann gab es, wie gesagt, überall so viele Mißbräuche und dringende Anliegen, und das Volk hatte sowohl von dem Einflusse eines Deputirten, als von dem Wirkungskreis des Reichstags, so irrige und übertriebene Begriffe, daß jeder Vertreter, zumal diejenigen, die sich einiger Popularität erfreuten, mit Gesuchen und Aufforderungen aus allen Theilen der

Monarchie wahrhaft überhäuft wurden. Alles konnte man nun doch nicht liegen lassen! Wir könnten in dieser Hinsicht Mittheilungen machen, die uns nicht als tadelns-, sondern als bemitleidenswerth darstellen würden. Allein ungeachtet dieser natürlichen Übelstände hätte dennoch mehr geschehen können, wenn die Sitzungsstunden zahlreicher, pünktlicher und fleißiger gehalten und das Präsidium nicht so unbeholfen, flau und schläfrig geführt worden wäre. Da nun dem nicht so war, so geschah es, daß die zwei herrlichen Monate August und September, in denen so viel hätte geschehen sollen, fast erfolglos verloren gingen.

Aber die Ursache und Schuld lag nicht allein in den Verhältnissen des Volkes und seiner Vertreter, sondern zum großen Theil auch in dem wahrhaft unverantwortlichen Verfahren des Ministeriums. Zum Theil sprach freilich derselbe Entschuldigungsgrund wie für den Reichstag auch für das Ministerium. Es saß auch zum ersten Male in einem Reichstag auf der Ministerbank, die ihm zur Armensünderbank wurde, weil Volk und Volksvertreter das Ministerium für eine unsterbliche moralische (juristisch verstanden) Person betrachteten und die Sünden der Vorfahren an den Nachkommen bestraften. Allein abgesehen hiervon verdient es den schärfsten Tadel, daß jenes Ministerium sich auf den Reichstag gar nicht vorbereitet hatte und ihn gänzlich ohne Vorlagen und ohne Verständigung über den

Gang der Regierung ließ. Mindestens über die Stellung des Thrones zum Reichstag hätte eine offene und ehrliche Erklärung abgegeben werden müssen. Das Ministerium hätte für die gerechten Ansprüche der Krone gewiß die Majorität erhalten, und so wäre gleich Anfangs der richtige Standpunkt für das Verfassungswerk fixirt und der unheilvolle spätere Streit darüber vermieden worden. Allein das Ministerium hatte zu einem solchen Verfahren entweder nicht den Muth oder nicht den Willen. Es ließ die Sachen eine geraume Zeit aufs Gerathewohl gehen, und trat erst, nachdem hauptsächlich auch durch diese Ungewißheit der Reichstag in Zwiespalt und Verwirrung gerathen war, mit successiver Geltendmachung der Vorrechte hervor. Es trägt dadurch wesentliche Mitschuld an der Verwirrung der Begriffe, Aufreizung der Leidenschaften und in Folge dessen an dem Mißlingen des Verfassungswerkes, welches von demselben Ministerium im Namen der Krone in Aussicht gestellt worden war.

Wenn man diese Hindernisse und Schwierigkeiten nebst denen eines constituirenden Reichstags für einen Staat wie Österreich überhaupt ernsten Sinnes erwog, so konnte man, wie gesagt, nur von der Allgewalt der Freiheitsliebe das Wunder hoffen, diesen Reichstag zur glücklichen Lösung seiner Aufgabe zu führen. Da nun der deutsche Charakter Österreichs es war, wogegen die übrigen Nationalelemente sich sträubten und auflehnten,

und zwar weit weniger aus nationalen Gründen, als weil durch den frühern Despotismus der deutschen Regierung das deutsche Element als ein der Freiheit feindliches dem Haß der Völker preisgegeben worden war, deßhalb war es die Pflicht der Deutschen in Österreich, allen andern Nationalitäten in dem Streben nach wahrer Bürgerfreiheit voranzugehen, um so die widerstrebenden nichtdeutschen Elemente für den neuen organischen Verband mit dem deutschen Österreich zu gewinnen. Deßhalb war es eine naturgemäße und glückliche Erscheinung, daß die größere Anzahl der Deutschen im Reichstage zur Linken gehörte. Aus diesem Grunde, und weil ich, wie bereits mehrmal erwähnt, der concessionirten Freiheit noch nicht vollkommen traute, nahm auch ich meinen Platz auf der Linken, und stimmte in allen demokratischen Fragen mit ihr, obwol ich mit jenen Individuen nicht im Geringsten übereinstimmte, welche die Theilung der Monarchie, oder doch die Constituirung Österreichs nach den Grundsätzen eines losen Föderativsystems und der Personalunion wollten.

Wie sehr man slavischerseits diese meine deutsch-freiheitliche Idee kannte und fürchtete, erfuhr ich bald nach meinem Eintritt in den Reichstag. Als nämlich die Wahlcommission meine Wahl für anstandslos erklärte, erhob sich ein Slave, Herr Miklosicz, dagegen, weil ich zugleich Mitglied des Frankfurter Parlaments wäre. Ich beruhigte ihn durch die Erklärung, daß ich

in Frankfurt meinen Austritt angezeigt. Frankfurt blieb fortan für die Slaven ein Wort des Schreckens und der Erbitterung.

Der Überzeugung, daß die Deutschen das Banner demokratischer Freiheit in Österreich vortragen müssen, getreu war auch der vielverdächtigte Antrag Kudlich's auf persönliche und dingliche Befreiung des Bauernstandes.

Dieser Antrag und der darüber gefaßte Beschluß ist die einzige praktisch folgenreiche That des ersten constituirenden österreichischen Reichstags, und dadurch hat er, obwhol seine eigentliche Aufgabe unerfüllt geblieben, dennoch die Demokratie constituirt, und darum bleibt auch der Name Hans Kudlich ein unsterblicher in der Geschichte Österreichs. Der Gedanke des Antrags war allerdings kein neuer, und jeder Deputirte hätte denselben stellen können, er hätte auch viel praktischer gefaßt und weit sachgemäßer begründet und vertheidigt werden können; dies alles aber vermindert nicht die Wichtigkeit des Faktums, daß ein Bauernsohn, das jüngste Mitglied der Versammlung, mit jugendlichem Feuereifer für das Recht seiner Standesgenossen auftrat, und die Versammlung so zu begeistern verstand, daß sie den Antrag sofort in Berathung nahm, und ihn wenigstens dem Princip nach zu einem definitiv günstigen Resultat führte.

Man hat den Antrag Kudlich's vielfach als einen

unüberlegten und voreiligen getadelt, durch welchen zur Verwirrung der socialen Verhältnisse ein Stück der Verfassung, aus dem Zusammenhang gerissen, anticipirt worden wäre. Allein dieses Urtheil ist entschieden falsch und ungerecht. Man hatte gut sagen, die Aufhebung der Unterthänigkeit verstünde sich in einem constitutionellen Staate von selbst. Sie verstand sich auch in dem früheren patriarchalischen Staate, als dessen Grundlage mit so viel Salbung und frömmelnder Gleißnerei die Gerechtigkeit geltend gemacht wurde, von selbst, und doch blieben die Bauern unterthänig zum Hohn gegen Recht und Religion, zum Nachtheil der Staatswirthschaft und lediglich, um den Säckel der Aristokraten und Plutokraten zu füllen, und deren vornehme Herrschaftspassion zu befriedigen. Seit Jahren salbaderte man auf allen ständischen Landtagen über die Aufhebung der Unterthänigkeit, zehnmal wurde dieselbe auch von der Regierung als eine Nothwendigkeit und als allerhöchster Wille auf dem Papier proklamirt; aber man kam damit doch nicht weiter, als daß man dem Bauer erlaubte, sich wie ein Sklave um schweres Geld loszukaufen, falls die gnädige gestrenge Herrschaft darein willigte. Und viele Herrschaften versagten dem Unterthan die Loskaufung, und zwar häufig nicht des materiellen Vortheiles wegen, sondern weil es sie kitzelte, eben Herrschaften zu sein und Unterthanen zu haben. Im März proklamirte man die constitutionelle, im Mai

sogar die demokratische Monarchie, aber der eigentliche Demos, die Bauern, blieben Unterthanen der Aristokraten, Hierarchen und Wucherer. Bis zur Vollendung und Einführung der Verfassung hätte ein Jahr und noch mehr Zeit verstreichen können, und die Bauern im demokratisch sein sollenden Österreich wären immerdar mit ihrem Leibe und mit ihrem Gute Unterthanen von Unterthanen geblieben. Mit Recht hob Kudlich hervor, wie gänzlich unzulässig es wäre, daß Bauern als Volksvertreter und Gesetzgeber im Reichstag sitzen, und zugleich zu Hause sich zu andern Staatsbürgern im Verhältniß dinglicher und persönlicher Unterthänigkeit befinden sollten. Hätten die Bauern warten müssen, bis ihnen durch die Constitution die Freiheit zuerkannt und zugemessen worden wäre, so hätte dies so viel geheißen, als die Freiheit sei für die Bauern kein natürliches ewiges Recht, sondern eine Concession, ein Geschenk der sogenannten höheren und besseren Stände. Gleich im März, und spätestens im Mai, hätte die Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses dem Grundsatz nach ausgesprochen werden sollen, wie man ja auch die Preßfreiheit sogleich aussprach und nicht erst auf die Constitutionsurkunde wartete. Eine Revolution, die nicht blos demokratisch heißen, sondern in Wahrheit sein will, darf nicht den Verdacht auf sich laden, als ginge ihr Streben eben nur auf Vermehrung der Rechte und Freiheiten derjenigen Stände, die auch schon vor der

Revolution dem eigentlichen Volk gegenüber vielfach begünstigt und privilegirt waren. Hans Kudlich ergänzte also mit seinem Antrag nur die Revolution des März und Mai, er holte das nach, was die damaligen Wortführer und Antragsteller vergessen hatten. Diese verlangten vom Throne die ewigen unveräußerlichen Rechte des Volkes zurück; Kudlich forderte die Volksvertreter auf, dem Volke sein Recht zu geben.

Überdies konnte ja Niemand in die Zukunft sehen; oder vielmehr, wenn man ernsten Sinnes in die Zukunft blickte, mußte man erkennen, daß mit der Feststellung eines Volksrechtes, gegen welches sich in so hohem Grade der Eigennutz der Privilegirten sträubte, wahrlich keine Zeit zu verlieren wäre. Ich fühlte dies lebhaft, und empfand deßhalb bei den langwierigen Verhandlungen über Kudlich's Antrag die qualvollste Ungeduld. Ich war fest überzeugt, daß es in Österreich nicht so bleiben würde, nicht so bleiben könnte, wie es damals war. Eine Reaktion war mit Bestimmtheit vorauszusehen, ja sie hätte selbst in einem rein demokratischen Staate unter ähnlichen Verhältnissen von den Demokraten selber gegen die Mißgriffe der eigenen Partei unternommen werden müssen. In Österreich war aber keine solche, sondern eine eigentliche und streng reaktionäre Reaktion zu erwarten, und die ganze Reaktionspartei bestand fast ausschließlich aus Solchen, denen eben die Bauernfreiheit ein Schrecken war. Es mußte

daher als ausgemacht erkannt werden, daß diese Partei, sobald sie wieder zur Macht gelangte, eher alles bewilligen würde, als eine wirkliche und für die Bauern durchgreifende und bleibende Aufhebung der Unterthänigkeit. War diese aber von dem Reichstag einmal ausgesprochen, dann durfte man hoffen, daß selbst die mächtigste Reaktion es nicht wagen würde, gerade diesen Beschluß umzustoßen. Blieb aber auch nur dieser Beschluß aufrecht, und ging die ganze andere Freiheit wieder zu Grunde, so war nicht alles, so war in der That nichts verloren, denn man hatte dann die Gewißheit, daß sich für die Zukunft aus dem freien Bauernstande ein demokratisches Österreich naturwüchsig entwickeln werde.

Ich sprach diese Gedanken in meiner Rede, die meine Jungfernrede im österreichischen Reichstag war, offen aus. Ich schloß ungefähr mit folgenden Worten: »Ich fühle, daß wir einer ernsten, gefahrvollen Zeit entgegengehen. Wir wissen nicht, ob wir in Zukunft diese Frage mit derselben Macht werden entscheiden können wie jetzt; führen wir sie daher rasch und entschieden zu einem glücklichen Ende. Wenn wir auch nur diese eine Frage entscheiden, wie es die Pflicht eines demokratischen Reichstags ist, so haben wir uns ein Denkmal in der Geschichte gesetzt, und die Völker werden unser Andenken segnen. Es können Zeiten kommen, wo wieder andere Gewalten herrschen; benützen wir also die Zeit, die uns gegeben ist, um den festen

Grundstein zu einem freien Österreich zu legen. Ich meinerseits will lieber wieder unter der Censur Sedlnitzky's schmachten, will lieber mein Vaterland zum zweiten Mal verlassen; wenn ich nur weiß, daß der Bauer frei ist, daß es Niemanden mehr möglich ist, in Österreich sich mit zusammengewuchertem Gelde hunderte und tausende von Unterthanen zu kaufen!«

Meine Befürchtung sowohl als meine Hoffnung ist in Erfüllung gegangen. Die Reaktion hat gesiegt, die ganze Verfassungsarbeit des Reichstags ist verworfen; nur der Beschluß über die Bauernfreiheit ist aufrecht geblieben.

Am 26. Juli zeigte Kudlich seinen Antrag zuerst an; am 8. August begründete er ihn mit feuriger, die ganze Versammlung elektrisirender Rede; am 31. August wurde darüber in der Hauptsache endgiltig abgestimmt. Diese drei Tage mögen in der Erinnerung des österreichischen Bauernstandes gesegnet sein!

Wenn man den Segen des Kudlich'schen Antrags anerkennt, so darf man daneben nicht in Abrede stellen, daß derselbe auch zu mancherlei Zwiespalt, Verwirrung und Verirrung in und außer der Kammer Veranlassung gegeben hat; aber nicht durch seinen wesentlichen Inhalt, sondern durch die schwankende und zweckwidrige Fassung, die man ihm gab, durch die unpraktische Weise, in der man darüber verhandelte, endlich durch die Taktlosigkeit des Ministeriums sowohl als der Parteien.

Für den Reichstag wurde dieser Antrag verderblich, weil die langwierige und verworrene Debatte das Vertrauen des Volkes in die Weisheit seiner neuen Gesetzgeber schwächte, ja dieselben in mancher Beziehung geradezu lächerlich machte. Hier zeigte sich zuerst die Sinnlosigkeit der so mühselig zu Stande gebrachten Geschäftsordnung, welche die unglaubliche Verfügung enthielt, daß nach dem Schluß der Debatte noch sämmtliche eingeschriebene Redner gehört werden mußten. Als über den Kudlich'schen Antrag der Schluß der Debatte ausgesprochen war, sprachen noch an vierzig Redner, entspannen sich noch zwanzig Zwischendebatten, so daß die Verhandlung nach dem Schluß der Debatte noch fast drei Wochen dauerte! Daß man sich ferner nicht begnügte, den Gegenstand lediglich in seinen Grundsätzen zu entscheiden, sondern zugleich auch alle tausendfältigen Einzel- und Verschiedenheiten in der Vollberathung erledigen wollte, war ein höchst beklagenswerther Mißgriff, der gleich anfangs hätte vermieden werden können, wenn der damalige Präsident es verstanden hätte, den Reichstag sachgemäß aktiv zu leiten. Man hätte in der Vollberathung blos entscheiden sollen, daß die persönliche und dingliche Bauernunterthänigkeit aufgehoben, daß dafür eine Entschädigung zu leisten sei, oder nicht, daß diese entweder vom Staate oder von den Verpflichteten allein, oder von beiden zugleich, und nach welcher Theilung sie zu leisten sei. Alles übrige

konnte nur durch Commissionen an Ort und Stelle geschlichtet werden. Es durch den constituirenden Reichstag vollenden zu wollen, hieß das Unmögliche wollen. Es wurde eine Entschädigungscommission von 50 Mitgliedern eingesetzt. Ich gehörte derselben an. Wir hätten zehn Jahre in Wien sitzen können und wären doch nicht fertig geworden. Durch diese Art der Behandlung dieser wichtigen Frage verlor der Reichstag seine schönste Zeit, büßte einen großen Theil seines Ansehens ein, und schwächte die Wirkung des Beschlusses, dessen unzulängliche und unklare Fassung nachtheilige Mißverständnisse veranlaßte. Mehrere Anträge, auch einer von mir, wollten ein zweckmäßigeres Verfahren bewirken, drangen aber nicht durch.

Ein weiteres Unheil entsprang aus Anlaß dieses Antrags dadurch, daß das Ministerium und die Ministeriellen die Entschädigungsfrage mit allzu ängstlicher Sorge für die Berechtigten betrachteten. Es hatten allerdings einige Redner, zu denen auch ich gehörte, mit Schärfe geltend gemacht, daß es eigentlich eine neue Ungerechtigkeit gegen den Bauer sei, zu verlangen, daß er sich von dem so lange ertragenen Unrechte loskaufe. Es war sogar ausgesprochen worden, daß, wenn von Entschädigung die Rede sein sollte, diese von den Herrschaften an die Bauern geleistet werden müßte. Aber es war damit doch Niemanden eigentlich praktischer Ernst, und wer nicht taub und blind sein wollte oder

wirklich war, mußte aus der ganzen Verhandlung erkennen, daß die überwiegende Majorität sich für das Prinzip der Entschädigung und auch dafür erklären würde, daß einen Theil der Entschädigung die bisher Belasteten selber leisten müßten. Ungeachtet dies nun klar war, beging der sonst so kluge Minister Bach doch die Taktlosigkeit, daß er die Entschädigungsfrage zur Cabinetsfrage machte, und daß er dies obendrein erst erklärte, nachdem der Antragsteller bereits das letzte Wort gesprochen hatte. Dadurch belastete Bach das Ministerium mit dem Verdacht, daß es die Kammer bei der Abstimmung terrorisiren wollte, worüber die Mehrheit der Versammlung aufs höchste erbittert wurde. Bach untergrub durch sein damaliges unüberlegtes und schulmeisterliches Auftreten die Popularität des Ministeriums, welches bis dahin für ein demokratisches gegolten.

Wie in der Entschädigungsfrage das Ministerium, so fehlte bei der Sanktionsfrage die liberale Partei. Ich habe mich schon bei Besprechung des Frankfurter Parlamentes ehrlich dahin erklärt, daß ich eine eigentlich und streng souveräne constituirende Versammlung neben einem in anerkanntem Rechte auf dem Thron sitzenden Monarchen fast für eine Unmöglichkeit halte. In Österreich machte sich, wie ich ebenfalls bereits erwähnt, dieselbe Wahrheit geltend, und trat zum ersten Mal bei dem Gesetz über die Aufhebung der Unterthänigkeit verderblich ins Leben. Der Thron war in Österreich

nicht erledigt, das Recht des Monarchen nicht suspendirt. Man anerkannte und sprach es allgemein auch im Reichstag aus, daß der gütige Kaiser Ferdinand aus freier Entschließung seinen Völkern die Freiheit gewährt. Eine Deputation des Reichstags hatte ihn aufgefordert, nach Wien zurückzukehren, um »dem ruhmvoll begonnenen Verfassungswerke jene Weihe zu geben, die des Volkes treue Pietät aus Seiner Gegenwart abzuleiten bereit ist *).« Bei seiner Rückkehr wurde Kaiser Ferdinand vom Jubel des Volkes und von dem gesammten Reichstag empfangen. Bei solcher Sachlage war es — mild gesagt — ein unheilvoller Widerspruch, von dem regierenden Monarchen zu verlangen, daß er sein anerkanntes constitutionelles Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung gänzlich ruhen lassen und sich unbedingt den Beschlüssen des Reichstags unterwerfen sollte. In einer solchen Unterwerfung würde auch — dies muß offen gesagt werden — die treue Pietät der österreichischen Völker keine Weihe des Verfassungswerkes erkannt haben. Es war also das starre Anklammern an den theoretischen Begriff einer constituirenden Versammlung jedenfalls von großem praktischen Nachtheil, indem es den Hof und seine Anhänger schreckte und erbitterte, den Reichstag in den Verdacht republikanischer Tendenzen brachte, und dadurch der Reaktion den Vorwand der

---

*) Worte der Reichstagsadresse an den Kaiser.

Nothwendigkeit gab. Es war dieses Theoretisiren, zu welchem sich in dieser Frage besonders der gute Borrosch hinreißen ließ, im günstigen Fall eitel überflüssig; im ungünstigen hätte es zum Bürgerkrieg führen müssen. Denn kam eine Verfassung zu Stande, welche der Kaiser annehmen konnte, so hätte er sie besonders unter dem Rathe des damaligen Ministeriums gewiß angenommen, und dann wäre es in der That doch eine unnütze und eitle Zänkerei gewesen, darauf zu bestehen, daß der Kaiser die Verfassung nicht sanktionire, sondern nur unbedingt annehme; ja, das letztere wäre wegen der Bildungsstufe der Völker und den Thronfolgern gegenüber fürwahr gar nicht räthlich gewesen. Kam aber eine mit den Thronrechten collidirende Verfassung zu Stande, und der Kaiser verweigerte die Annahme, so hätte man doch wieder nur den Weg friedlicher Vereinbarung betreten können, falls der Reichstag das Volk nicht zu den Waffen rufen und den Thron bekriegen wollte. Vor einer solchen Consequenz seiner Interpellation hätte aber der edle Borrosch gewiß zurückgeschaudert. Ganz besonders unpraktisch aber erschien der Streit über die Sanktion beim Gesetz über die Aufhebung der Unterthänigkeit. Es war nämlich nicht im mindesten zu bezweifeln, daß es die Sanktion erhalten würde, und zugleich mußte man sehnlich wünschen, daß gerade dieses Gesetz durch die kaiserliche Sanktion bekräftigt würde, weil es sonst der großen Reaktionspartei der Aristokraten und Büreau-

kraten nicht imponirt hätte. Zumal heutzutage muß man es als ein Glück erkennen, daß jenes Gesetz der kaiserlichen Sanktion unterbreitet worden ist, denn wäre es lediglich als Reichstagsbeschluß proklamirt worden, so wäre es wahrscheinlich mit den andern Reichtstags-arbeiten ad acta gelegt.

Daß in dieser Angelegenheit auch das Ministerium Tadel verdient, habe ich bereits früher ausgesprochen. Es hat diese Lebensfrage in der Thronrede gänzlich unberührt gelassen, hat selber geraume Zeit hindurch der Souveränitäs-Illusion der Versammlung geschmeichelt, und ist dann plötzlich — populär zu sprechen — mit der Thür ins Haus gefallen. Wieder war es hier Minister Bach, der die Sanktion mit aufreizender Schroffheit geltend machte, obwol er über das Resultat der Abstimmung im voraus nicht zweifelhaft sein konnte. Die Majorität der Versammlung hätte die Sanktions-frage aus freien Stücken zu Gunsten des Thrones entschieden; Minister Bach hätte also die Erbitterung, welche seine Erklärung hervorgerufen, vermeiden können, wodurch vielem nachfolgenden Unheil vorgebeugt worden wäre. Erst diese hochtrabende Erklärung des Ministers, der früher so viel von Volkssouveränität gesprochen hatte, reizte Borrosch zu seiner scharfen Interpellation. Die Mehrheit des Reichstages aber war so sehr für das Sanktionsrecht des Kaisers, daß sie sogar den Antrag verwarf, die Erledigung des Gesetzes

von Seite des Reichstags bis nach Beantwortung der Borrosch'schen Interpellation zu verschieben. Diese Stimmung der Majorität hätte Herr Bach, wenn er ein staatskluger Minister sein und eine neue Aufreizung des revolutionären Elementes vermeiden wollte, berücksichtigen müssen. Allein Herr Minister Bach schien schon damals in einer Stimmung zu sein, die sich später in Wien ziemlich allgemein laut machte, die Stimmung nämlich, die sich nicht damit begnügte, daß ein ministerieller Antrag die Majorität des Reichstags für sich bekam, sondern die immer Einstimmigkeit verlangte und jeden, der gegen eine Ansicht des Ministeriums zu stimmen wagte, gleich für einen Republikaner, Wühler, Hochverräther und Mörder hielt. So ging es damals Allen, welche für die Verschiebung gestimmt hatten. Man nannte uns in offener Reichstagssitzung Republikaner. Damals kam auch der widerwärtige Conflikt zwischen Hubicki und Stadion vor. Hubicki beschuldigte den Grafen in öffentlicher Sitzung, die galizischen Bauern dadurch überredet zu haben, mit Nein, d. h. gegen die Verschiebung zu stimmen, indem er ihnen vorspiegelte, daß diejenigen, welche mit Ja stimmten, den Kaiser vom Thron stoßen wollten. Stadion verlangte eine Commission, in welche jeder der Betheiligten vier Mitglieder wähle, die sich dann einen Obmann ernennen sollten. Hubicki wählte auch mich. Wir hielten mehrere Sitzungen und verhörten den

Grafen Stadion sowol als die Bauern. Wir kamen zu keinem Resultate. Stadion leugnete nicht die Thatsache, sondern nur die Ausdrücke, und er berief sich dabei mit Nachdruck auf das Recht des constitutionellen Bürgers, seine Meinung auszusprechen und derselben Anhänger zu werben.

Ich hatte ebenfalls für die Verschiebung der Erledigung des Bauerngesetzes bis nach der Antwort des Ministeriums über die Sanktionsfrage gestimmt, weil ich wünschte, daß in Folge dieser Antwort die wichtige Prinzipfrage des Sanktionsrechtes offen und ehrlich besprochen und entschieden werden möchte. Inzwischen entschied die Versammlung noch vor der Beantwortung für sofortige Vorlage des Gesetzes zur kaiserlichen Sanktion. Es wurden dagegen einige Proteste zu Protokoll gegeben — in Kremsier jedoch war die Sanktionsfrage ein für allemal faktisch zu Gunsten des Thrones entschieden, wie sie es nach meiner Überzeugung constitutionell staatsrechtlich immer gewesen ist. —

Der Fackelzug, welchen die Bauern am 24. September dem Hans Kudlich und der Linken des Reichstags brachten, und die Reden die dabei gehalten wurden und allerdings weit über die Bauern-Emancipation hinausgingen, wurden später benützt, um den Verdacht zu motiviren, Kudlich habe seinen Antrag als Mitglied und Werkzeug einer revolutionären Verschwörung gestellt, um die Bauern zu gewinnen und sie

später zum Umsturz des Thrones gebrauchen zu können. Es ist dies die bekannte Taktik der Reaktion, die Entdeckung weitverzweigter Verschwörungen vorzugeben, um dadurch polizeiliches Gewaltverfahren scheinbar zu rechtfertigen. Ich bin nun allerdings nicht in alle revolutionären Geheimnisse Wiens eingeweiht, für Hans Kudlich kann ich aber mit meinem Leben einstehen, daß ihn nur das Herz bewogen hat, seinen Antrag zu stellen. Dies bleibt sein Verdienst, und wenn er später wirklich die Bauern zur Rettung der Freiheit aufrufen zu müssen glaubte, so möge jenes Verdienst diese Schuld mildern. Kudlich hatte am 13. März vor dem Landhause für die Freiheit sein Blut vergossen *), darum wallte sein Blut fieberischer auf als bei andern, wenn er dachte, daß die Freiheit wieder verloren gehen sollte. Hoffentlich kommt noch die Zeit, wo dieser talentvolle und sittenreine junge Mann wieder ins Vaterland heimkehren und sich des schönen Ruhmes seiner ersten That erfreuen kann. Ein Verschwörer war dieser offenherzige und feurige Jüngling gewiß nicht, und ich glaube nicht, daß ein einziger der so arg verdächtigten Männer der Linken es war. Wer die am schwersten beschuldigten kennt, weiß, daß es brauseköpfige Kinder des Augenblicks wa-

*) Er erhielt einen nicht ungefährlichen Bajonetstich durch die Hand.

ren, die keine Vergangenheit hatten und zu ihrem eigenen Unglück nicht an die Zukunft dachten.

Von einer andern Seite wird dem Antrage Kudlichs der Vorwurf unüberlegter Voreiligkeit aus dem Grunde gemacht, weil die Bauern, nachdem sie ihr Theil hatten, sich um nichts mehr bekümmert hätten, daher es klüger gewesen wäre, sie in der Schwebe zu lassen. Es widert mich an, diesem unedlen Vorwurf zu entgegnen. Wer hätte, als Kudlich seinen Antrag stellte, sich mit dem Gedanken beflecken mögen, den Bauern ihr heiliges Recht vorzuenthalten, um es gelegentlich als Lockspeise benützen zu können? und wer dachte damals und später, daß es so schlimm werden würde, daß auch nur der Gedanke eines Bauernaufstandes zur Rettung der Freiheit entstehen könnte. Wahrlich niemand im Reichstage dachte solches. Und zu der Zeit, wo manche Augenblickspolitiker meinten, daß es der Freiheit nützen würde, wenn die Bauern aufstünden, in dieser Zeit wären die klugen Bauern nicht aufgestanden, auch wenn sie noch unterthänig gewesen wären. Doch hievon im nächsten Abschnitt.

Eine andere verhängnißvolle Verhandlung war die über den Selinger'schen Antrag. Sie veranlaßte die unheilvolle, das constitutionelle Princip in seinem Wesen bedrohende Erbitterung der Armee gegen den Reichstag. Auch hieran aber war nicht der Antrag an und für sich und nicht die Stimmung des Reichstags als

solchen schuld, sondern einerseits die Ungeschicklichkeit der Antragsteller sowohl als des Präsidiums, andererseits dagegen die noch aus der absoluten Zeit herstammende allen constitutionellen Begriffen widerstreitende Eigenheit der Regierungspartei, selbst im Reichstag keinen Widerspruch, keine Opposition, keine Linke ertragen zu wollen, selbst wenn diese sich in der entschiedensten Minorität befand. Selinger hatte gleich nach Eröffnung des Reichstags den Antrag auf dankbare Anerkennung der Verdienste der italienischen Armee gestellt. Fast die ganze Versammlung unterstützte den Antrag mit Beifall; nur von der äußersten Linken gaben sich einige Gegenstimmen kund. Dies war genug um das Präsidium so einzuschüchtern, daß es den Antrag immer nicht zur Debatte gelangen zu lassen wagte, anderntheils um die Armee gegen den Reichstag in corpore zu erbittern! Selingers Antrag stand nun längere Zeit auf der Tagesordnung, ohne zur Berathung zu kommen. Die Armee legte dies dem Reichstag zur Last, während es lediglich die Schuld des Präsidiums war. Wäre der Antrag zur Verhandlung gekommen, so hätten sich allerdings einige misliebige Stimmen dagegen vernehmen lassen, die überwiegende Mehrheit des Hauses aber wäre mit Jubel dafür aufgestanden. Damit hätte die Armee zufrieden sein müssen, wenn sie nicht alle constitutionellen Begriffe läugnen und die Freiheit der Meinungsäußerung mit Füßen

treten wollte. Dadurch aber daß der Antrag wochenlang auf der Tagesordnung hingeschleppt wurde, ohne zur Berathung zu kommen, mußte sich die für Österreich im Feld stehende und mit hundertfältigen Gefahren ringende Armee in der That beleidigt fühlen. In der Sitzung vom 14. August nun verkündigte der Kriegsminister Latour freudestrahlend den durch Radetzky mit Sardinien abgeschlossenen günstigen Waffenstillstand. Die Versammlung war freudig bewegt, und Selinger benützte diese Gelegenheit, um ausnahmsweise zur kurzen Begründung seines Antrages das Wort zu verlangen. Dies Verlangen, vom Präsidenten in seiner pedantischen Weise als Antrag betrachtet, wurde gegen den Widerspruch einiger Stimmen der Linken unterstützt. Der von der Linken ausgehende Gegenantrag auf Tagesordnung wurde verworfen, und Selinger erhielt das Wort. Er führte es zum verdienten Lobe der Tapferkeit unsrer Armee, welcher er schließlich ein Hoch ausbrachte, in welches die Versammlung mit alleiniger Ausnahme der äußersten Linken laut einstimmte. Anstatt sich nun mit diesem Resultate zu begnügen und seinen Antrag dadurch für erledigt zu erklären, verlangte Selinger, man solle denselben nunmehr ohne Debatte sofort annehmen. Dagegen erhoben sich Stimmen von bereits für die Debatte vorgemerkten Rednern der Linken. Nun wurde Selinger verwirrt und behauptete, sein Antrag sei durch Akklamation angenommen,

was natürlich noch heftigeren Widerspruch hervorrief. Das klügste wäre nun gewesen, daß der Präsident die Versammlung gefragt hätte, ob sie den Selinger'schen Antrag durch das der tapfern Armee gebrachte Hoch für erledigt halte. Gewiß wäre die Majorität dafür und somit der leidige Gegenstand so gut als noch möglich geschlichtet gewesen. Allein den Präsidenten überwältigte seine Ängstlichkeit, er brach die Verhandlung ohne irgend eine Erklärung kurz ab und gab einem Redner über den Kudlich'schen Antrag das Wort. Dadurch ließ sich Selinger zu der Taktlosigkeit hinreißen, vom Sitz aus seinen Antrag zurückzunehmen. Strohbach ergriff dies mit Eifer und verkündigte laut: »der Selinger'sche Antrag ist zurückgenommen!« Er dachte in dem Augenblicke nur an die Vermeidung misliebiger Reden über diesen Gegenstand, vergaß aber, daß die Armee mit Recht darüber empört sein mußte, einen Antrag auf Anerkennung ihrer von aller Welt anerkannten Tapferkeit, nachdem er wochenlag auf der Tagesordnung gestanden, in dem Augenblicke zurückgenommen zu sehen, wo ein siegreicher Erfolg dieser österreichischer Tapferkeit verkündigt worden war! Straßer fühlte dies und rief zum Schrecken des Präsidenten: »Ich mache den Selinger'schen Antrag zu dem meinigen!« Dadurch wäre noch einmal die Gelegenheit gegeben gewesen, durch die von mir angedeutete Frage an die Versammlung den Gegenstand gütlich

und ehrenhaft zu erledigen. Aber der Präsident hielt sich nun einmal für einen Sklaven der Geschäftsordnung und so las man denn von nun an wieder durch vier Wochen auf jeder Tagesordnung: »Berathung über den Selinger- nunmehr Straßer'schen Antrag!« ohne daß der Reichstag zu dieser Berathung kam! Wie dies auf die Armee wirken mußte, läßt sich leicht begreifen. Aber es war des Unheils und Unsinns noch nicht genug! In der Sitzung des 13. September gelangte endlich Straßer zur Begründung seines Antrages. Auch ich hatte mich für den Antrag einschreiben lassen und wollte der äußersten Linken gegenüber zeigen, daß man immerhin die österreichische Politik in Italien tadeln und deshalb das Ministerium angreifen oder gar in Anklagestand versetzen, aber dabei dennoch der tapferen Armee ihr Recht widerfahren lassen könnte. Leider begründete Straßer seinen Antrag so unglücklich, daß die Sache geradezu lächerlich wurde. Die Verlegenheit des Präsidenten und der Versammlung war peinlich. Ersterer wollte die Sache dadurch gut machen, daß er, nachdem erst vier Redner gesprochen hatten, auf Schluß der Sitzung antrug, um dem Finanzausschuß Zeit zur Arbeit zu gestatten. Die Sitzung wurde nun zwar nicht geschlossen, sondern der Reichstag erklärte sich wegen eines später zu schildernden Vorfalls permanent; der Selinger- nunmehr Straßer'sche Antrag kam aber nach dieser abgebrochenen Debatte gar nicht mehr zur Ver-

handlung, und der Bruch mit der Armee war entschieden. Vergebens drang ich selber mehrmal auf Wiederaufnahme des Gegenstandes — das Präsidium hielt es für besser, die Sache — einschlafen zu lassen, als sie offen zu erledigen. Die Sache ist aber nicht eingeschlafen! —

Der Leser erläßt es mir gewiß gern, all die erfolglosen Interpellationen und besonderen Anträge aufzuzählen und zu kritisiren, welche in den Monaten August und September gestellt worden sind. Sie betrafen zum Theil hochwichtige Fragen, wie die italienische, ungarische, kroatische, deutsche u. dgl., zum Theil verloren sie sich in wahrhaft lächerliche Kleinig- und Ungehörigkeiten, wie z. B. die Interpellation, ob das Ministerium daran gedacht habe — gegen die Cholera die Wasserkur anwenden zu lassen! Eine gewisse Partei hat sich für berechtigt gehalten, auch meine Interpellation wegen der Beschimpfung und Bedrohung Kuranda's bei seiner Vermälung zu Kollin kleinlich und lächerlich zu finden. Ich bin aber noch heute vollkommen mit mir zufrieden, daß ich diese Interpellation gestellt, denn sie rügte erstlich einen Akt rohester Brutalität und sie betraf die so vielgepriesene Gleichberechtigung der Nationalitäten, von welcher eine gewisse Partei eben nur die deutschen Österreicher ausschließen will. Eben auch in der Absicht, um die deutschen Rechte und Pflichten Österreichs der übermüthigen slavischen Majorität

gegenüber wenigstens mit Worten geltend zu machen, interpellirte ich den Minister Wessenberg wegen der Stellung Österreichs zu Dänemark. Ich war dazu von Schleswig-Holstein aus aufgefordert worden, indem Dänemark, während es von Deutschland bekriegt wurde, in einer offiziellen Erklärung Österreich eine befreundete Macht nannte. Wessenberg und Bach gaben auf meine deutschen Fragen so undeutsche Antworten, daß die Czechen applaudirten, wornach das damalige Ministerium freilich wahrhaft servil geizte. Ich darf es hier nicht unterlassen, des unheimlichen Eindrucks zu erwähnen, welchen der Eintritt des Ministers Wessenberg machte. Bei seinem Anblick durchlief die Versammlung wahrlich ein Schauer; es war als ahnte man das Entsetzliche, was unter der Contrasignatur dieses Ministers später geschehen ist. Wessenberg war einst der Gegner Metternichs; in den Reichstag aber trat er wie das rächende Gespenst des vertriebenen Staatskanzlers.

Es ist vielfach darüber gespottet worden, daß der erste österreichische Reichstag kein constituirender, sondern ein schuldenmachender gewesen sei. In der That hat er enorme Summen bewilligt, ohne dafür auch nur die geringste Anerkennung seines Patriotismus zu erhalten. Der Herr Finanzminister hatte gewiß alle Ursache, mit dem Reichstag zufrieden zu sein, und es wäre sehr interessant zu erfahren, ob auch Hr. v. Kraus für die Auflösung desselben gestimmt habe. Die erste Credit-

bewilligung von zwanzig Millionen Gulden, wurde in der Doppelsitzung vom 21. August gemacht. Dabei kamen zwei interessante Momente vor. Der Finanzminister hatte in seinem Antrage auf eine Spezialhypothek von Staats- und geistlichen Gütern hingewiesen; die Finanzcommission aber, deren Berichterstatter Pillersdorf war, ging darauf nicht ein. Ich tadelte dies in meiner Rede für die Creditsbewilligung und enthielt mich eines besondern Antrags darauf nur mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich die Staats- und geistlichen Güter als einen guten Vorrath für die künftigen Bedürfnisse des Volkes betrachtet wissen wollte. In der Motivirung des ministeriellen Verlangens hieß es ferner: »daß zur Schonung der Finanzen im Centrum der Monarchie die vorhandenen Quellen der wiedereroberten Provinzen aufs sorgfältigste benützt werden sollten.« Dies benützte ich, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß in Italien mit dem Gut und Blut der auf dem Reichstag vertretenen Provinzen Krieg geführt würde, ohne daß der Reichstag in die Leitung jener Angelegenheit irgend eine Einsicht erhielte. Ich beantragte daher die Forderung, daß dem Reichstag über die Gebahrung mit den Staatsmitteln in Italien sofort Rechenschaft zu geben sei. Dieser Antrag wurde jedoch nicht angenommen, weil Pillersdorf erklärte, er verstände sich von selbst, und weil der Finanzminister gar die Beruhigung gab, man habe schon

einen Hofrath nach Mailand geschickt! Interessant war es zu hören, wie der Abgeordnete Gobbi, jetziger Medizinalrath, sich dagegen erklärte, daß den Bewohnern des lombardisch-venetianischen Königreichs etwas von den Kriegskosten aufgebürdet werden sollte. Er erklärte dies für unbillig und ungerecht, indem nicht jene Bevölkerung, sondern der treulose Carlo Alberto, welcher aus despotischem Gelüste in jene Provinzen eingefallen, den Krieg veranlaßt. Wäre dies nicht geschehen, so wären jene Länder in kürzester Zeit auch der Errungenschaften der Märztage theilhaftig geworden! — So dachte damals ein Ministerieller über den italienischen Krieg. —

Im August traten einige bedeutsame Ereignisse ein, die auch das Wesen und Wirken des Reichstags berührten.

Am 6. fand die vom Reichskriegsminister befohlene militärische Feierlichkeit statt, die eigentlich eine Huldigung für den Reichsverweser darstellen sollte, in Wien aber freilich nichts weiter war als eine militärische Parade. Doch freute es mich ungemein, an den Fahnen die schönen schwarzrothgoldenen Bänder flattern zu sehen. Ich begnügte mich mit dem, was geschehen war, und ließ mir den frohen Eindruck nicht durch die Sehnsucht nach dem stören, was hätte geschehen sollen. Ich sagte mir, daß der deutschen Sache einstweilen und mit nothwendiger Berücksichtigung der schwierigen National-

Verhältnisse Österreichs genug geschehen sei. Die streng deutsche Partei des Reichstags war nicht so genügsam, besonders grollten die Deutschböhmen, deren eben zum erstenmal zur Thatkraft erwachtes und von den Czechen so hart verletztes Nationalgefühl feuriger und zugleich ängstlicher war. Zimmer fragte den Kriegsminister, warum die deutschen Bänder wieder von den Fahnen verschwunden wären, und ob man damit nur Komödie gespielt? Latour entgegnete, es sei dem Reichsverweser alle schuldige Ehre widerfahren, die österreichischen Truppen würden jedoch die Reichsfarben nur im Bundesdienst tragen; außerdem sei es unstatthaft wegen — der Gleichberechtigung aller Nationalitäten. Zimmer war mit dieser Antwort nicht zufrieden und sie paßte auch nicht zu der oben angeführten Erklärung des Reichsministers Schmerling, daß der österreichische Soldat nur deutscher Soldat sei, aber der maßgebende Unterschied zwischen diesen beiden ministeriellen Erklärungen bestand doch nur darin, daß Schmerling in Frankfurt, Latour in Wien gesprochen. In Wien hat bekanntlich auch Schmerling später ganz anders gesprochen.

Bei jener militärischen Feierlichkeit war ich Augenzeuge einer Scene, die wohl aufgezeichnet zu werden verdient. Es waren auffallender Weise auch einige ungarische Gardisten zugegen, ob auf Befehl des österreichischen oder des ungarischen Ministeriums weiß ich nicht.

Einer derselben ritt nach beendeter Parade auf einen Nationalgardisten zu und bat ihn um das deutsche Band. Die Bitte wurde bereitwillig erfüllt, und der Madjare legte sich unter dem Jubelrufe der Umstehenden das Band um die Schulter. Ich stimmte in den Jubel nicht ein; mir kam die Sache affektirt vor — um nichts schlimmeres zu sagen.

Am 12. August kam Kaiser Ferdinand aus Innsbruck nach Wien zurück. Dem aufmerksamen und unverblendeten Beobachter konnte es nicht entgehen, daß die überwiegende Mehrheit der Wiener diese Rückkehr mit aufrichtiger Freude feierte. Nur die Wenigen, die sich der Täuschung hingegeben, Wien sei in Abwesenheit des Kaisers eine Republik gewesen, trauerten über das Ende dieser republikanischen Herrlichkeit. Allein wie diese Partei gewiß eine übertriebene Furcht vor dem Einfluß der Kamarilla hatte und verbreitete, so bauten die Gutgesinnten auf die Rückkehr des Hofes auch übertriebene Hoffnungen. Der schärfere Denker und Beurtheiler dagegen mußte erkennen, daß mit der Rückkehr des Kaisers in der That nichts verloren und nichts gewonnen sei, ja daß vielmehr die einmal begonnene Krisis der Revolution ihren Gang gehen würde nach wie vor. Wenn der gute Kaiser vom Himmel zurückgekommen und die höchste Weisheit und Allmacht mitgebracht hätte, so wäre er doch nicht im Stande gewesen, aus dem damaligen Chaos etwas zu machen.

Der ehrliche Doblhoff hat es gewiß gut gemeint, als er sagte, der Weltgeist mache die Politik. Aber selbst der Weltgeist braucht zu seinen Werken — Werkzeuge. Diese fehlten aber in dem merkwürdigen Jahre 1848 in Österreich wie überall. Drum gab zuletzt der Weltgeist, der gute nämlich, das Werk auf und überließ es dem bösen Princip. Ahriman aber findet immer leichter Werkzeuge als Ormuzd. Drum sagt auch Jean Paul: »Nur der Teufel versteht Politik!«

Der Reichstag begab sich am genannten Tage um 2 Uhr in corpore in die Stephanskirche, wo der Hof einem Te Deum beiwohnen wollte. Die Ankunft verzögerte sich so unangenehm lange, daß viele der ehrsamen Volksvertreter in den Domherrenstühlen einschliefen. Nach der Andacht fuhr der souveräne Reichstag eilig nach Schönbrunn voraus, um auch dort die Majestät zu empfangen. Persönlich hatte ich gegen diese dem gütigen Kaiser dargebrachte Huldigung nichts einzuwenden; nach echt constitutionellen Begriffen aber war es unangemessen, daß die Reichsversammlung in corpore solche honneurs machte. Es schien, daß man durch diese Artigkeit die Unartigkeit der Adresse vergessen machen wollte.

Die Empfangsscene in Schönbrunn bildete eine in der Geschichte Österreichs noch nicht dagewesene und vielleicht nicht so bald wieder vorkommende Merkwürdigkeit. Wenn ich meine Herren Collegen in den polnischen

Bauernkitteln in den kaiserlichen Gemächern herumstolziren sah, daß unter ihren schweren Tritten das nur an schleichende Hofschranzen gewöhnte Fußgetäfel seufzte, so kamen mir Gedanken, die in jenen Räumen gewiß noch seltenere Gäste, noch weniger hoffähig waren als jene Bauern. Wo die Volksvertreter waren, da durfte man auch dem Volke nicht den Eintritt verwehren, und so wurde denn diesmal der Hof in seiner eigenen Wohnung von einer sehr gemischten Gesellschaft empfangen. Mitten unter den Deputirten befand sich sogar ein kleiner barfüßiger Gassenjunge in Hemdärmeln. Man wollte ihn hinausschaffen; ich nahm ihn aber unter meinen souveränen Schutz und in der Laune, in der ich mich befand, bemerkte ich, daß man ja früher bei Setzung von Grenzsteinen die Jugend geohrfeigt habe, damit sie sich der Grenzen erinnern möchte, so möge man den Jungen ungeohrfeigt da lassen, damit er sich stets erinnere, daß zwischen der Majestät des Volkes und jener des Thrones die Grenzen weggefallen. Deshalb freute es mich auch, daß so viele kleine weiße Mädchen die Treppen besetzt und mit Blumen bestreut hatten, was einen rührenden Anblick gewährte. — Zuerst kam der Herr Erzherzog Franz Karl mit seiner Gemalin. Sie gingen ohne Aufenthalt durch die lautlos stille Versammlung in ihre Gemächer. Der Kaiser und die Kaiserin wurden mit herzlichem Jubel empfangen, und traten in den Kreis der Deputirten. Prä-

sident Schmidt sprach gewichtige Worte, und der Kaiser erwiederte kurz und gut constitutionell, daß er seine Pflicht erfüllt und zurückgekommen sei. Ich glaube nicht, daß sobald wieder ein österreichisches Ministerium dem Kaiser solche Worte in den Mund legen wird.

Der Reichstag hatte aber bald Gelegenheit, eine entgegengesetzte Erfahrung zu machen. Für den 19. August war eine militärische Messe am Glacis veranstaltet, welcher der Hof beiwohnen wollte und wozu der Reichstag geladen wurde. Wir waren abermals so loyal, in corpore hinauszuziehen. Anfangs ging alles gut constitutionell. Die Wachen am Burgplatz und Burgthor riefen ins Gewehr, trommelten und präsentirten vor den Vertretern des souveränen Volkes. Bei einer früheren Gelegenheit war dies unterlassen, und deßhalb sehr heftig von Violand interpellirt worden. Auf dem Glacis waren unmittelbar hinter den Betstühlen des Hofes unter einem Zelte die Sitze für den Reichstag. Zuerst vernachlässigten die Geistlichen den Reichstag; sie räucherten den Hof aber nicht die Volksvertreter. Aber man konnte im Namen des von den Geistlichen ohnehin genug umnebelten Volkes auf diese Ehre verzichten. Als aber nach der Messe die Nationalgarde und die Truppen vor dem Hofe defilirten, da hatten die Festordner den Reichstag gänzlich vergessen. Nur mühsam eroberten einige Garden für das Präsidium und einige Deputirte ein kleines freies Plätzchen, und selbst

dieses wollten mehrmal hohe Offiziere zu Pferde, worunter auch Prinz Wasa, verstellen; entfernten sich aber auf den unwilligen Ruf des Volkes. Der Vorbeizug der überaus zahlreich erschienenen Nationalgarde war imponirend. Es waren selbst vom Lande aus ziemlich weiter Ferne Bauerngarden gekommen. Sie alle grüßten den Hof, aber nicht minder auch den Reichstag mit begeistertem Hurrah. Strobach ermüdete nicht, ihnen: »Hoch die Garde!« zuzurufen. Nun kam die akademische Legion. Sie war nicht zahlreich ausgerückt, marschirte ohne Hurrah vor dem Hofe vorbei, und ließ sich das Fuchslied spielen! Vor dem Reichstag aber senkte und schwenkte sie Fahnen und Waffen und grüßte ihn mit donnerndem Hurrah. Dies wurde, zwar nicht vom Kaiser Ferdinand, aber von seiner Umgebung mit Mißfallen bemerkt und der Legion nicht vergessen. Es war in der That, namentlich dem Kaiser gegenüber, eine tadelnswerthe Demonstration. Als die Truppen defilirten, änderte sich die Scene. Sie ignorirten fast sämmtlich den Reichstag gänzlich, oder beleidigten ihn offen und absichtlich, indem sie im Augenblick, wo sie an uns heran kamen, Kolben hoch machten. Nur einige Führer waren so gebildet, daß sie in den Volksvertretern das Volk ehrten, aus welchem sie selber hervorgegangen. Am Ende der Feier waren wir in äußerster Gefahr, von den durch Stabsoffiziere herbeigerufenen Hofwägen überfahren zu werden. Wer eine nur etwas

gebildete politische Nase hatte, konnte damals schon die Zukunft wittern. — Wir waren über die öffentliche Mißachtung, der man uns ausgesetzt, pflichtgemäß erbittert, und mehrere Mitglieder nahmen sich vor, öffentliche Beschwerde zu erheben. Präsident Strobach kam dem zuvor, indem er bei Eröffnung der nächsten Sitzung erklärte, es seien bei der Feierlichkeit Unregelmäßigkeiten vorgekommen, welche den Verdacht erregten, als versage man dem Reichstag die ihm gebührende Achtung. Das Präsidium treffe keine Schuld, indem es geglaubt habe, man würde an dem Reichstag, der als Gast geladen war, wenigstens das Gastrecht ehren; es seien übrigens schon Schritte geschehen, um ähnlichen Vorkommnissen für die Zukunft vorzubeugen.

Die Tage des 21., 22. und 23. August bildeten das Vorspiel zu der blutigen Revolutionskatastrophe, welcher die Zustände Wiens unaufhaltsam zuschritten. Es waren die Unruhen, welche die Arbeits-, Geld- und Brotlosen erregten. Am 23. August machte die Nationalgarde zum ersten Mal ernsthaften Gebrauch von ihren Waffen, um die Arbeiter niederzuschießen, welche gegen die Herabsetzung des Taglohns revoltiren wollten. Ich war außerhalb der Taborlinie, und hörte mit innerlichstem Grauen das Schießen, welches sich so ausnahm, als ob in den Auen eine Jagd gehalten würde. Ich glaube, daß jener Krawall ohne Blutvergießen hätte unterdrückt werden können; davon abgesehen muß man

jedoch anerkennen, daß die junge Nationalgarde eine sehr entschlossene Haltung zeigte. In ganz erfreulicher Weise bemerkte ich dies, als an der Linie, die durch eine Compagnie der Garde gesperrt war, eine Schaar Dragoner heransprengte, um die in den Auen kämpfenden Garden zu unterstützen. Sogleich trat aber der Hauptmann jener Compagnie vor, und lehnte die militärische Hilfe ab, worauf die Soldaten ohne Widerrede Kehrt machten. Im Reichstag wurde dieser traurigen Vorfälle wegen interpellirt *) und zwar von zwei entgegengesetzten Parteien aus, durch den jetzigen Minister Thienfeld und durch Umlauft. Die Minister gaben sehr kathegorische Antworten; Schwarzer erklärte stolz, es sei dies seit Monaten das erste Mal, daß sich das Ministerium durch eine Volksdemonstration nicht habe schrecken lassen. Aber es ist hier, wie später noch verderblicher in anderen Beziehungen, nur der Same aufgegangen, den man in der frühern rathlosen Zeit

*) Auch wegen der Aufhebung des Sicherheitsausschusses wurde heftig interpellirt. Doch der einzige Fehler in dieser Angelegenheit war nur, daß der Sicherheitsausschuß den rechten Augenblick versäumt, um aus freiem Entschlusse von dem Schauplatze seiner ehrenvollen Wirksamkeit abzutreten. Dieser Zeitpunkt aber war die Eröffnung des Reichstags. Einflußreiche Mitglieder des Ausschusses theilten diese Überzeugung.

selber gestreut. Man hatte die Arbeiter durch Verheißungen und Leistungen zu Hoffnungen und Ansprüchen verführt, die entweder gar nicht oder doch nicht auf die Dauer erfüllt werden konnten. An mehreren Orten in Europa wurde die Arbeiterfrage vor der Hand so gelöst, wie damals in Wien; aber nur vor der Hand. Die verhängnißvolle Frage ist schwebend geblieben und schwebt wie das Schwert über der Civilisation Europas. Die vollkommene humane Lösung dieser schwierigen Frage ist freilich einer vielleicht noch fernen Zukunft vorbehalten, aber mit dem Beginn der Lösung wird man nicht lange mehr zaudern und zögern dürfen. Die Regierungen, zumal wenn sie väterliche und christliche sein wollen, müssen mit Ernst und Liebe daran gehen und sich nicht immer auf das Todtschießen verlassen. Im Evangelium wird bekanntlich schon derjenige Vater verdammt, der seinem Kinde, wenn es um Brot bittet, einen Stein gibt; welches Urtheil muß nun erst diejenigen Väter treffen, die den ungestüm — und der Hunger macht ungestüm — um Brot bittenden Kindern statt des Brotes das tödtende Blei geben! Es stillt freilich den Hunger für immer; diese Hungerstillung erzeugt aber bei den Überlebenden einen gräßlichen Durst — den Durst nach Blut.

Am 13. September schien die blutige Entwickelung der Wiener Revolution eintreten zu wollen. Der Reichstag hatte eben, wie oben erzählt, die tragikomische De-

batte über den Selinger-Straßer'schen Antrag abgebrochen und wollte die Sitzung aufheben, da trat in großer Aufregung der Kriegsminister ein und theilte mit, er habe in einer anonymen Zuschrift die Anzeige erhalten, auf der Aula sei eine Versammlung, deren Zweck nicht nur der Sturz des Ministeriums, sondern auch die Sprengung des Reichstags wäre. Dem zu begegnen, sei die Nationalgarde aufgeboten worden, das Oberkommando habe jedoch militärische Assistenz verlangt, indem zwei Bezirkschefs erklärt hätten, die Nationalgarde wolle nur mit Unterstützung des Militärs ausrücken. Demzufolge seien Truppen ausgerückt, und werde hiervon geziemend Anzeige gemacht. Sogleich trug Löhner darauf an, daß der Reichstag sich in Permanenz erkläre, was von der großen Mehrheit aller Parteien sofort beschlossen wurde. Nachträglich erst traten einige Redner gegen diesen in flagranti gefaßten Beschluß auf; allein Goldmark vertheidigte ihn nicht nur, sondern verlangte überdies, daß die Truppen sofort zurückgezogen würden, weil durch das bloße Ausrücken derselben die Gefahr eines Conflikts entstünde. Der Kriegsminister erklärte dagegen, er würde lieber sein Amt niederlegen, als die Truppen wieder abziehen lassen, bevor er die Überzeugung gewonnen, daß die Ruhe wieder vollkommen hergestellt sei. Löhner bestand nicht nur auf der Permanenz, sondern verlangte noch, das Ministerium sollte dem Reichstag jede halbe Stunde über den Stand der

Dinge und die getroffenen Maßregeln Bericht geben und nichts unternehmen, was der Reichstag nicht gutgeheißen. Nun erhob sich Bach und sprach in sichtbar tiefer Bewegung Worte, die für die Beurtheilung dieses Mannes von Wichtigkeit sind. Er bekämpfte zuerst den Antrag Löhner's nach dem staatsrechtlichen Grundsatz, daß die gesetzgebende Versammlung nicht zugleich die Exekutivgewalt in die Hand nehmen dürfe. Er vertheidigte das Verfahren des Ministeriums als ein durchaus gesetzliches, im Interesse der Freiheit beobachtetes. Wahre Freiheit sei ohne gesetzliche Ordnung nicht möglich, deßhalb habe das Ministerium Ordnung und Achtung vor dem Gesetz um der Freiheit willen als ersten Grundsatz auf seine Fahne geschrieben. Es wisse aber recht gut, daß es darum der Gegenstand fortwährender Anfeindungen und Verfolgungen von Seite einer gewissen terroristischen Minorität geworden. Die Bewegung dieser Partei gehe dahin, das Ministerium zu stürzen; s i e w e r d e a b e r z u g l e i c h d e r F r e i h e i t d a s G r a b b e r e i t e n. Man lebe in schwierigen und gefährlichen Momenten; wenn da nicht alle Parteien zusammenhalten, um die Gesetzlichkeit zu stützen, s o g e h e m a n Z e i t e n e n t g e g e n, v o n d e n e n e r (Bach) l i e b e r n i c h t s p r e c h e n m ö c h t e. Diese Worte bewogen sogar Borrosch, sich gegen die Permanenz auszusprechen; Sierakowsky dagegen beantragte: das Militär solle nur auf Befehl des Reichstags requirirt wer-

den dürfen, und der Sicherheitsausschuß sei wieder in Wirksamkeit zu setzen. In diesem Augenblick trat Purtscher auf und theilte mit, er habe sich auf der Aula überzeugt, daß an den gegen die Legion vorgebrachten Beschuldigungen kein wahres Wort sei. Entweder habe man den Reichstag ins Bockshorn jagen wollen, oder man habe dies mit dem Kriegsministerium wirklich gethan. Er müsse also die vom Kriegsminister erhobene Anschuldigung der akademischen Legion so lange für eine Lüge erklären, bis ihre Richtigkeit bewiesen würde. Auf diesen Bericht hin wollte Jonak die Permanenz des Reichstags für überflüssig erklären. Dagegen erhob ich mich mit dem Bemerken, daß man durch Purtscher's Bericht wohl wisse, was auf der Aula, nicht aber, was an verschiedenen Punkten der großen Stadt geschehe. In einem Augenblick, wo ein Theil der Nationalgarde den Dienst verweigere und Militär ausrücke, dürfe man nicht vom Platze weichen. Niemand könne für die Ereignisse des nächsten Augenblickes einstehen, Niemand dafür bürgen, daß, wenn man einmal das Haus verlassen, der Rückweg dahin offen bleiben würde. Ich sprach unverholen und gewiß nicht ganz grundlos die Befürchtung aus, daß vielleicht ein Staatsstreich versucht würde, jenem ähnlich, der am 26. Mai unternommen worden. Deßhalb müßte man beisammenbleiben, jedoch nicht, um das Ministerium in seiner Amtsthätigkeit zu hemmen, sondern um es durch das mora-

lische Ansehen des Reichstages zu unterstützen. Rieger machte den gutmüthigen Vorschlag, das Ministerium möge selbst erklären, ob es die Permanenz wünsche oder nicht. Bach erklärte hierauf zwar meine Befürchtung für grundlos, überließ jedoch die Entscheidung dem Hause. Hierauf trugen Borrosch und Fedorowicz darauf an, es möge nicht der gesammte Reichstag, sondern nur eine permanente Commission am Platze bleiben. Violand und Brestel wiesen noch einmal auf die Gefährlichkeit der Truppenverwendung hin, da tritt Minister Schwarzer auf und theilt mit, vor dem Ministerrathe sei eine aus Garden und Akademikern bestehende Deputation erschienen, den Professor Füster an der Spitze und die bekannten Zettel, welche Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses verlangen, an den Hüten. Das Ministerium habe dieses Ansinnen zurückgewiesen; der Reichstag werde aber einsehen, daß bei solcher Sachlage die Verwendung des Militärs eine zwar traurige aber nothwendige Maßregel sei. Nach dieser Mittheilung erklärt sich selbst Rieger für die Nothwendigkeit der Permanenz. Nach einer halbstündigen Aussetzung der Verhandlung theilt Hornbostel mit, es sei noch nirgends zum Ausbruch von Feindseligkeiten gekommen, doch wisse man nicht, was die Verweigerung der Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses für eine Wirkung machen würde. Hierauf wird eine Loyalitätsadresse der Studenten verlesen, worin die vom Kriegsminister erho-

bene Anschuldigung mit Entrüstung zurückgewiesen und versichert wird, die Legion verehre den Reichstag und denke auch nicht im entferntesten an einen gewaltsamen Sturz des Ministeriums. Nach dieser mit Jubel aufgenommenen Erklärung kündigte ich an, daß ich den Kriegsminister auffordern würde, die Quelle anzugeben, aus welcher ihm jene Beschuldigung der Legion zugekommen. Nach einer abermaligen Debatte über die Fortdauer der Permanenz trat eine Scene ein, bei der sich Minister Hornbostel verewigte. Rieger stellte nämlich den ganz unpassenden Antrag, der Reichstag möchte eine Deputation an das Ministerium senden, um sich offizielle Berichte über den Stand der Dinge zu holen! Ein Sturm des Unwillens brach in der ganzen Versammlung los. Da eilte Hornbostel auf die Tribune und rief in edler Erglühung: »Meine Herren, es handelt sich hier nicht um ein Paar Minister, sondern um das Wohl des Staates! Wenn die Kammer die Minister zu hören wünscht, so eile ich, sie herbeizurufen!« Unter einem Beifallssturme entfernte er sich sogleich, und brachte bald aus dem Ministerrath die Kunde, daß es auf dem Hof zu einem Conflikt gekommen, jedoch glücklicherweise ohne Blutvergießen. Es schiene darauf abgesehen, daß eine Partei die Einsetzung des Sicherheitsausschusses mit Gewalt erzwingen wollte; man hoffe jedoch, der Unruhstifter mit Hilfe der vom besten Geiste beseelten Majorität der Garde bald habhaft zu werden. Bald darauf bestätigt Schwarzer die

Nachricht und erregt einen Sturm dadurch, daß er jene Zettel ein revolutionäres Abzeichen nennt. Er beharrt bei dieser Bezeichnung und nennt nun selbst den Sicherheitsausschuß ein Revolutionstribunal. Ungeachtet der durch diese Äußerungen hervorgerufenen Aufregung stellte Mokry den Antrag auf Aufhebung der Permanenz; da ich jedoch namentliche Abstimmung verlangte, zog er den Antrag wieder zurück. Unmittelbar darauf verliest Hornbostel einen Bericht des Ministerrathes, daß die Widersetzlichkeit fortdauere, daß aus Versehen ein Schuß gefallen sei, ohne jedoch Jemanden zu verletzen; daß das Ministerium auf seinem Posten ausharren werde. — Nun sollte der Antrag Sierakowski's wegen Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses berathen werden. Früher hatte Dylewski die Nachricht gebracht, daß Nationalgarden des 9. Bezirkes vor dem Hause erschienen wären, die den Reichstag gegen alle Eventualitäten schützen, aber von der Wiedereinführung des Sicherheitsausschusses nichts wissen wollten. Sierakowski begründete seinen Antrag, Doliak bekämpfte ihn, und Borrosch wollte eben eine Rede beginnen, da stürzte Löhner herein und rief in höchster Aufregung: »Militär marschirt gegen die Universität, und in der Bäckerstraße werden Barrikaden gebaut!« Es bricht ein ungeheurer Tumult aus; auf der Gallerie hört man den Ruf: »Zu den Waffen! Zu den Waffen!« Der Lärm und die Bestürzung steigert sich noch, als Horn-

boſtel auch aus dem Miniſterrath berichtet, daß in der Nähe der Aula Barrikaden entſtünden und daß um 8 Uhr die Republik ausgerufen werden ſollte. Mitten in dieſem Tumult, der durch das von der Straße her-auftönende Schreien und Trommeln geſteigert wurde, trat der ruhige Cavalcabo ein, bat um Gehör und be-richtete, daß er eben von der Aula komme, daß von Barrikaden keine Spur zu finden ſei, daß nur einige Stühle und Bänke auf die Straße getragen, aber auf Zureden Füſters ſogleich wieder weggeräumt wor-den ſeien, daß die Studenten ſich ſehr ruhig verhielten und nicht die mindeſte feindliche Abſicht hegten. Dies ſänftigte den Sturm einigermaßen, aber Klaudi regte ihn wieder auf durch den zwar gut gemeinten aber übel angebrachten Antrag, daß die Truppen, im Fall es doch zum Waffengebrauch kommen ſollte, ſich nur des Bajonettes bedienen dürften! Kudlich theilte mit, das Militär ſei vom Hof auf den hohen Markt gerückt und dadurch ſei die Legion und das Volk in größte Aufre-gung gebracht. Er beantragte daher den Befehl, daß das Militär nicht weiter vorrücken dürfe. Gold-mark dagegen verlangte augenblickliche Zurück-ziehung des Militärs. Kaum war dies ausgeſpro-chen, ſo rief Kudlich von der Tribune: »So eben kommt die Nachricht, daß ein Bataillon mit ſechs Ka-nonen gegen die Aula rückt!« Nun erreichte die Auf-regung den höchſten Grad. Mit lautem Geſchrei ſtürz-

ten die Männer von den Gallerien, und selbst Frauen riefen zu den Waffen. Im Augenblick waren die Journalistenlogen fast ganz geleert, indem die Akademiker forteilten, um die Feder mit dem Schwert zu vertauschen! Kaum gelang es dem bleichen Finanzminister, sich Gehör zu verschaffen. Er bat die Versammlung, doch erst genauere Berichte des Ministeriums abzuwarten. Doch dies machte keine Wirkung mehr. Sofort wurden fast einstimmig folgende Anträge angenommen. Der Antrag Bilinski's: dem Ministerrath eine Commission von fünf Reichstagsmitgliedern zur Seite zu geben. Der Antrag Scherzers: eine gleiche Commission auf die Aula zu senden. Der Antrag Smolkas: das Ministerium aufzufordern, zur augenblicklichen Zurückziehung des Militärs und Consignirung desselben in den Kasernen die schleunigsten Befehle zu ertheilen. Goldmark eilte fort, um durch Kundmachung dieser Beschlüsse das Volk zu beruhigen. In die Commission für das Ministerium wurden gewählt: Scherzer, Lasser, Hein, Smolka und Pinkas. Auf die Universität wurden gesendet: Borrosch, Brauner, Violand, Cavalcabo und ich.

Wir begaben uns sogleich auf den Weg und wurden von dem Volke mit Jubelruf begrüßt. Ebenso die Nationalgarden, die eben zahlreich aus den Vorstädten herbeieilten, um die Aula zu schützen. Den Stephansplatz fanden wir von zahlreichen Truppen mit schwerem

Geschütz besetzt. Ihnen dicht gegenüber standen Colonnen von Nationalgarden. Zwischen durch drängten sich ungestüme Volksmassen. Es war augenscheinlich, daß hier durch den geringsten Zufall, durch ein aufreizendes Wort, durch einen Stoß der blutigste Conflikt veranlaßt werden konnte. Wir konnten uns nur mühsam durchdrängen, bis wir von einem Stabsoffizier eine Escorte erhielten, um uns die geschlossenen Reihen der Soldaten zu öffnen. Wir entließen aber diese Begleitung am Eingang der Schulerstraße, um — kein Mißverständniß zu veranlassen. In den Gassen in der Nähe der Universität standen Garden und Volk Mann an Mann. Wir riefen uns selber als Reichstag-Commission aus, und wurden überall mit Hurrah begrüßt und sorgfältig durch das Gedränge geleitet. Ebenso auf der Aula selbst, wo wir alle fünf die Tribune bestiegen. Zuerst sprach Borrosch mit glänzendem Erfolge begeisternd und beruhigend zugleich. Auch Violand äußerte sich seiner Stellung als Reichstagsabgeordneter vollkommen angemessen. Die Versammlung betheuerte, daß die Legion für den Reichstag leben und sterben wolle, daß sie aber die Entlassung der Minister Wessenberg, Bach, Latour und Schwarzer verlange. Ich forderte schließlich auf, die Legion möchte ihre Wünsche und Beschwerden schriftlich abfassen und damit den gesetzlichen Weg betreten, da es ja auch zum Sturze eines Ministeriums durch den Reichstag einen gesetz-

lichen Weg gebe. Die Versammlung versicherte mich ihrer Zustimmung. Wir begaben uns dann auch in die Sitzung des permanenten Studentencomités, empfingen dort dieselbe Huldigung für den Reichstag und hatten Ursache, die Mäßigung, aber auch die männlich entschlossene Haltung dieser denkwürdigen Versammlung von Jünglingen zu bewundern. Ich ließ mich bei dieser Gelegenheit in die zweite Juristencompagnie einreihen.

Auf unserm Rückwege fanden wir auf dem Stephansplatze kein Militär mehr, sondern jubelnde Volkshaufen, welche fortwährend den Reichstag und besonders die Linke hoch leben ließen. Ein Schwarm begleitete uns bis zum Reichstag. Auf dem Kohlmarkt hielt Borrosch noch eine beruhigende Anrede an das edle Volk von Wien.

Wir erstatteten im Reichstag Bericht. Auch die Commission beim Ministerium hatte schon die Kunde gebracht, daß der Befehl zum Rückzug der Truppen gegeben und eine beruhigende, die Unverletzlichkeit aller Errungenschaften garantirende Proklamation erlassen worden.

Hierauf wurde die Permanenz für aufgehoben erklärt. Über die Verwerfung des Antrags von Hubicki, daß wenigstens die Commission für den Ministerrath permanent bleiben sollte, bis das Militär wirklich gänzlich abmarschirt sein würde, erhob sich ein Sturm,

den Scherzer dadurch beschwichtigte, daß er erklärte, die fünf Mitglieder der Commission würden sich jedenfalls in den Ministerrath begeben und dafür sorgen, daß die Beschlüsse des Reichstags pünktlich in Erfüllung gingen. Hierauf wurde die Sitzung, die um 10 Uhr Morgens begonnen, um $^1/_2$11 Uhr Nachts geschlossen. Bei unserm Austritt aus dem Hause empfing uns das Volk mit Dankesjubel. Besonders wurde Borrosch gefeiert.

Ich nahm aus dieser Sitzung das Bewußtsein, daß der Reichstag seinem Rechte und seiner Pflicht gemäß gehandelt und dadurch Unglück verhütet. Er hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Ruhe so rasch und leicht hergestellt wurde. Leider war er nicht im Stande auch den bösen Eindruck zu verlöschen, welchen die Ereignisse dieses Tages auf den revolutionär aufgeregten Theil des Volkes gemacht. Dieser Eindruck blieb in den Gemüthern. Es war der Glaube, daß die Regierung die Bewegung großentheils künstlich hervorgerufen, um Gelegenheit zu einem Streich gegen die Legion zu bekommen, deren nachtheiliges Eingreifen in die Regierung man mit gutem Grund beseitigen wollte, aber leider dazu nicht den geeigneten gütlichen Weg zu finden wußte. Die Erklärungen, welche die Minister Tags darauf im Reichstage abgaben, waren nicht im Stande, jenen Verdacht zu entkräften. Von diesem Tage an hatte das Ministerium Wessenberg = Doblhoff als

Ganzes völlig das Vertrauen desjenigen Theiles der Bevölkerung Wiens verloren, welcher damals, bei der Passivität des andern Theiles, allein die öffentliche Meinung repräsentirte.

Nachdem in der Sitzung vom 14. September über den Antrag Brestels wegen Bewilligung von zwei Millionen zur Unterstützung der Gewerbtreibenden Wiens verhandelt und günstig abgestimmt war, bestieg Latour die Tribune, um über Vorfälle des 13. Erklärungen zu geben. Leider erbitterte er einen großen Theil der Versammlung dadurch, daß er sich auffallend bemühte, das Verdienst der Herstellung der Ruhe lediglich dem Ministerium zuzuschreiben. Er rechtfertigte die getroffenen Maßregeln dadurch, daß das Ministerium die Überzeugung gehabt, es liege der Bewegung ein tiefer politischer Charakter zu Grunde. Deßhalb habe man eine imposante Macht entfalten müssen. Der Beschluß, das Militär allmählig zurückzuziehen, sei aber schon gefaßt gewesen, als das Ministerium den darauf bezüglichen Wunsch des Reichstags erfahren. — Der Minister verdarb es mit seiner Erklärung selbst bei der Rechten dadurch, daß er stets »Wunsch« und »Deputation,« statt »Beschluß« und Commission« des Reichstags sagte, weßwegen er wiederholt stürmisch unterbrochen, und dadurch sehr verwirrt und aufgeregt wurde. Der arme, im vormärzlichen Dienste ergraute Mann, konnte sich schwer an den constitutionellen Ton gewöh-

nen, obwol er sich oft sichtlich ernste Mühe gab, ihn zu treffen.

Zum Nachtheil für das Ministerium und gewiß aus übertriebenem Diensteifer für dasselbe *) wollte Strobach in dieser Sitzung keine Interpellationen zulassen, und wurde deßhalb von Löhner, Violand und Goldmark heftig angegriffen. Nur Doliak trat für ihn auf und stellte den Antrag auf Tagesordnung. Darüber verlangte die Linke namentliche Abstimmung; die Rechte aber 10 Minuten Bedenkzeit. Beides wurde angenommen, mittlerweile aber erklärten die Minister selbst, daß sie die Interpellationen hören wollten.

Nun verbesserte zuerst Borrosch den vom Kriegsminister mitgetheilten constitutionellen Fahneneid der Armee. Dann erhielt ich das Wort. Ich interpellirte den Kriegsminister wegen des anonymen Zettels, der die Beschuldigung enthalten, die akademische Legion wolle das Ministerium stürzen und den Reichstag sprengen. Ich bezeichnete diese Beschuldigung als eine schwere Anklage, nämlich als die Anklage auf Hochverrath und zwar der strafwürdigsten Art, nämlich auf Hochverrath gegen die Vertretung des souveränen Volkes. Für eine solche Anklage habe man keinen andern Beleg vorgebracht als jenen anonymen Zettel! Ich frug daher,

*) Oder handelte der Präsident des Reichstags vielleicht doch im Auftrage des Ministeriums.

von wem der Kriegsminister den Zettel erhalten habe. Latour antwortete: er habe nie ausgesagt, daß er jenem Zettel vollen Glauben schenke; er sei an einen Offizier geschrieben worden, der aber den Namen des Einsenders weggeschnitten. Ich frug ferner, ob der Kriegsminister darüber eine Untersuchung veranlassen wollte? Latour antwortete: dadurch würde der Einsender compromittirt werden! — Ich ging nun in meiner Interpellation nicht weiter und konnte als Interpellant nicht weiter gehen, denn der Minister hatte mir definitiv geantwortet. Beide Parteien haben mich wegen der Interpellation getadelt. Die Regierungspartei warf mir vor, ich hätte den Kriegsminister compromittirt und den Haß der Revolutionären gegen ihn gesteigert. Darauf antworte ich: Meine Frage gab vielmehr dem Minister Gelegenheit, sich von dem Verdacht zu reinigen. Wenn er also compromittirt wurde, so geschah es durch seine Antwort. Schon die Klugheit hätte ihm rathen sollen, jedenfalls eine Nachforschung zuzusagen. Sie aber deßhalb zu verweigern, weil dadurch der Einsender des Zettels compromittirt würde, während durch den Zettel die ganze akademische Legion aufs äußerste compromittirt war, dieses Verfahren mußte den Verdacht steigern. Von der andern Seite warf man mir vor, daß ich meine Interpellation nicht durchgeführt und den Minister nicht in Anklagestand versetzt hätte. Dieser Vorwurf entspringt aus mangel-

haften parlamentarischen Begriffen. Hätten die Minister blos des Zettels wegen Militär ausrücken lassen, wären nicht wirklich des Sicherheitsausschusses wegen gewaltthätige Auflehnungen vorgekommen, dann würde ich das ganze Ministerium wegen des Leichtsinnes angeklagt haben, auf einen anonymen Zettel hin Bürgerblut aufs Spiel gesetzt zu haben. Da die Sachlage aber nicht so war, so bildete die bloße Beschuldigung der akademischen Legion keinen Gegenstand für eine parlamentarische, sondern blos für eine criminalrechtliche Klage. Diese Klage aber hätte die akademische Legion anstellen sollen, um sich von jedem Verdachte zu reinigen.

Löhner interpellirte das Gesammtministerium wegen der Äußerung Schwarzers, der die Zettel wegen Wiedereinsetzung des Sicherheitsausschusses ein revolutionäres Abzeichen genannt. Löhner fragte satirisch den Justizminister und nicht den der Arbeiten, weil dieser als Nichtjurist nicht zu wissen schiene, was das Wort revolutionär bedeute. Die Frage ging dahin, ob das bloße Tragen eines Zettels eine revolutionäre That sei? — Bach gab eine ausführliche und geharnischte Antwort. Er begann damit, daß man zwar eines Wortes wegen, das dem Arbeitsminister entschlüpft, wol nicht das ganze Ministerium verantwortlich machen werde, daß aber das Tragen jener Zettel durch den Wortlaut, den sie enthielten und durch die Umstände, unter denen sie getragen wurden, jedenfalls sich als eine

ungesetzliche That, als eine Widersetzlichkeit gegen die Befehle der executiven Gewalt darstellte. Deßhalb habe das Ministerium an die betreffenden Garden den Befehl ergehen lassen, entweder die Zettel oder die Waffen abzulegen. Als der Minister in seiner Rede durch Zischen unterbrochen wurde, rief er: »Ich werde mich durch Zischen nicht einschüchtern lassen! Ich spreche für Freiheit und Recht! Wer seit drei Wochen den Zusammenhang der Bewegung verfolge,« fuhr Bach fort, »könne die Triebfedern leicht wahrnehmen. Die Leiter seien leider nicht an die Oberfläche gekommen. Es sei eine Bewegung die auch in der Kammer durchschimmere, ein Bestreben, die Majorität zu verdächtigen. Die Presse habe sogar erklärt, hinter der Minorität stehe die Gesammtheit des Volkes! All die giftigen Angriffe auf das Ministerium würden aber das Ministerium nicht hindern, dieser Bewegung mit Kraft entgegen zu treten, und es zähle dabei auf die Unterstützung der Majorität des Hauses. Diese Majorität klatschte Beifall, aber auch auf die Minorität machte die muthige Rede des Ministers sichtbaren Eindruck. Löhner selbst war etwas verblüfft und half sich mit der satirischen Frage, wieviel von dieser Antwort für ihn persönlich bestimmt gewesen? Daran hängte er die weitere ziemlich kleinlaute Frage, ob das Ministerium nichts dagegen habe, daß vom Reichstag eine Commission ernannt werde, um über den Charakter der ge-

strigen Bewegung Bericht zu erstatten. Bach fertigte ihn kurz damit ab, daß dies die Sache der executiven Gewalt sei.

Die Rede, die Bach in dieser Sitzung des 14. September gehalten, bildet offenbar einen wichtigen Wendepunkt in der Entwicklung dieses für die Geschichte Österreichs bedeutenden Mannes und Charakters. Von diesem Tage an brach Bach entschieden mit der Bewegungspartei; von diesem Tage an widmete er seine Kräfte der Gegenrevolution, aber — dies sage ich mit voller Überzeugung — keineswegs einer Gegenrevolution, die bis über den März zurück will.

Zu dem oben erwähnten Antrag Brestels hatte ich das Amendement gestellt, daß die Wohlthat der Unterstützung nicht blos den Gewerbtreibenden Wiens, sondern auch denen der zum Polizeibezirk von Wien gehörigen umliegenden Ortschaften zukommen sollte. Ich führte zur Begründung auch an, daß die Bewohner dieser Ortschaften Märtirer der Märzfreiheit sind, indem man sie damals der Plünderung eines Pöbelhaufens preis gab, während das Militär müßig am Glacis stand. Ich hatte die Freude, meinen Antrag genehmigt zu sehen, und so meinem Wahlbezirk doch in etwas nützlich geworden zu sein.

In der am 14. September vorgenommenen Präsidentenwahl wurde ich durch 86 Stimmen beehrt. Damals hatten namentlich die Czechen gegen mich ge-

wirkt; indem sie offen gestanden, den Schuselka nie ins Präsidium gelangen lassen zu können. Später dankte ich jedesmal meinen Gönnern für die Ehre der Wahl, weil ich lieber von unten auf gegen die Geschäftsordnung revoltiren, als auf dem hohen Präsidentenstuhl ein Sklave derselben sein wollte. —

Der 19. September war ein verhängnißvoller Tag für die Geschichte des Reichstags sowol als der ganzen österreichischen Monarchie. In der Sitzung dieses Tages wurde die ungarische, besser die madjarische Deputation angekündigt, die vom Reichstage zu Pesth gesandt war, um mit dem österreichischen Reichstag über das Verhältniß Ungarns zu Österreich zu verhandeln. Schon früher war eine sehr zahlreiche Deputation madjarischer Volksvertreter beim Monarchen gewesen, ohne im Sinne und Willen der Madjaren etwas auszurichten. Ich war zufällig in Schönbrunn, als diese Deputation ankam. Sie wurde von der Schloßwache mit Präsentiren und Trommelschlag gegrüßt und schien dadurch überrascht und mit angenehmen Hoffnungen erfüllt zu sein. Ich ließ die Männer an mir defiliren, als sie paarweise die Schloßtreppe hinanstiegen. Es fiel mir unangenehm auf, daß diese Deputation durchaus kein demokratisches Aussehen hatte. Es befand sich kein einziger Bauer unter diesen hundert Volksvertretern, welche kamen, um dem Monarchen die Wünsche des ungarischen Volkes kund zu geben. Sie gingen mit

der dem Madjaren eigenen stolzen Haltung diesen wichtigen Gang. Ich war sehr begierig aus ihren Mienen den Erfolg ihrer Sendung zu lesen. Allein sie kehrten zurück, wie sie gekommen waren, nur weniger geordnet und nicht so ernst schweigsam, sondern lebhaft sprechend und lachend. Sie schienen nicht zu ahnen, was die Folge dieses verunglückten Ganges geworden ist!

Nun wendete sich der ungarische Reichstag an den österreichischen. Fürwahr ein äußerst interessanter und seltener Moment der Geschichte. Die Deputation hatte dem Präsidenten blos ihr Beglaubigungsschreiben eingesendet, ohne über den Gegenstand ihrer Sendung etwas näheres mitzutheilen. Strobach ließ die Beglaubigung vorlesen und sagte: »Da nach der Geschäftsordnung keine Deputation empfangen werden könnte, so werde er das Beglaubigungsschreiben zurücksenden.« Sierakowski beantragte, man solle in diesem wichtigen Falle eine Ausnahme machen. Borrosch unterstützte ihn mit mächtig bewegten Worten. Es entspann sich eine äußerst lebhafte und bedeutende Debatte. Die Versammlung befand sich über die ungarische Angelegenheit schon seit Wochen in aufgeregter Spannung. Auf der Linken wie auf der Rechten hatte schon wiederholt die Glut der Aufregung in hellen Flammen aufgezuckt. In der unmittelbar vorhergehenden Sitzung hatte Violand durch eine äußerst scharfe Interpellation das Ministerium gezwungen, für die nächste Sitzung Erklärungen

über die ungarisch = kroatische Frage zuzusagen. In dieser Sitzung nun wurde die madjarische Deputation angemeldet! Offenbar war sowol die Interpellation als die Antwort des Ministeriums absichtlich darauf berechnet gewesen.

Meiner Ansicht nach gingen die Redner beider Parteien, die dafür oder dagegen sprachen, zweckwidrig zu Werke. Die Redner gegen die Zulassung der Madjaren wollten fast durchgehends die Sache nur formell behandeln und beriefen sich immer auf die Geschäftsordnung, wodurch sie sich in einer so wichtigen Angelegenheit geradezu lächerlich machten. Die czechischen Redner dieser Partei verletzten überdies noch durch den bittern und gemeinen Hohn, mit welchem sie von den Madjaren sprachen. Die Redner für die Zulassung der Deputation gehörten sämmtlich der Linken an und waren schon dadurch im Nachtheil. Überdies fehlten sie dadurch, daß sie die Sache so auffaßten, als müsse man den Madjaren im Interesse der Freiheit und Humanität schon in vorhinein Recht, den Kroaten dagegen Unrecht geben, was doch offenbar erst durch die Debatte über die Mittheilungen und Wünsche der Deputation hätte entschieden werden können, wobei man obendrein auch noch kroatische Mittheilungen hätte vernehmen müssen. Dieses Verfahren war offenbar ungerecht gegen die Kroaten, welche durchaus wie barbarische Sklaven geschildert wurden, es war aber zugleich unklug und

zweckwidrig, weil die Gegenpartei dadurch noch mehr gereizt wurde. Palacky, der sonst so Schweigsame, erhob sich, um gegen die Verunglimpfung der Slaven in Ungarn zu protestiren, die doch offenbar nur für ihr nationales Recht gegen den madjarischen Terrorismus zu den Waffen gegriffen hätten. Ich verlangte das Wort und bemühte mich, die Debatte auf den meines Erachtens einzig richtigen Standpunct zu führen. Ich hob als Hauptmotiv, daß wir die madjarische Deputation hören sollten, hervor, es sei doch endlich an der Zeit, die internationale Politik nicht den Kabinetten allein zu überlassen, sondern sie in freier Volksberathung zu schlichten. Einem solchen Zeitbedürfniß mit der Geschäftsordnung entgegenzutreten, hieße sich zur Karrikatur der Zeit machen. Aber mit gleichem Nachdruck trat ich den Rednern entgegen, die da schwärmerisch behauptet, es poche der Genius der Freiheit und Humanität, ja der Weltgeist an die Thür des Hauses, weil die Madjaren anpochten. Ich sprach es unverholen aus, daß eben die Madjaren den traurigen und barbarischen Bürgerkrieg verschuldet durch die Inhumanität, mit der sie alle andern Nationalitäten Ungarns knechten wollten. Die Madjaren haben den alten Grundsatz: Divide et impera auch in das neue Österreich hineingeschleudert, und wenn die Reaktionspartei vielleicht und wahrscheinlich die gerechte Nationalerhebung der Kroaten zum Nachtheil für die allgemeine Freiheit

ausbeutet, so sind nur die Madjaren schuld daran. Hätten sie die Brüderlichkeit, die sie im März mit schönen Worten kund gegeben, den Österreichern auch durch die That bewiesen, und wären sie in ihrem eigenen Lande gegen alle Bewohner desselben brüderlich gewesen, so stünden sie selber und wir alle besser. Dessenungeachtet müsse man aber die Madjaren hören, weil dadurch die Möglichkeit gegeben ist, zur Beendigung eines unseligen Bürgerkrieges beizutragen, hinter die Geheimnisse der Diplomatie zu kommen und klar zu sehen, ob die Erhebung der Südslaven nicht für reaktionäre Zwecke mißbraucht werde. Durch den Empfang der Deputation werde ja noch nicht ausgesprochen, daß man den Madjaren Recht gebe und sie begünstige. Erst nach Anhörung der Deputation werde man entscheiden und diese Entscheidung könnte in diesem Reichstage gewiß nicht anders als nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung geschehen. Meine Rede erhielt Beifall, und einige Mitglieder der madjarischen Deputation, die in der Diplomatenloge zuhörten, ärgerten sich über mich, und dieser Ärger fand in den madjarischen Blättern schimpfenden Wiederhall; aber es gelang mir nicht, den Gang der Debatte zu ändern, sie bewegte sich fort und fort von der einen Seite in Schmähung, von der andern Seite in übertriebener Lobeserhebung der Madjaren. Helfert, von Potocki unterstützt, beantragte motivirte Tagesordnung, da die Ver-

mittlung zwischen Österreich und Ungarn lediglich Sache des Ministeriums sei. Nun trat Wessenberg auf und versicherte, es sei stets der Wunsch der österreichischen Regierung gewesen, das Band zwischen Ungarn und den übrigen Ländern festzuschließen. Im Mai und Juni seien deshalb Anträge gemacht worden, das ungarische Ministerium habe jedoch gar nicht geantwortet. Das jetzige Ministerium habe deshalb im Juli eine Staatsschrift auf Grundlage der pragmatischen Sanktion und der Gleichberechtigung aller Nationen verfaßt und Se. Majestät gebeten, dieselbe an das ungarische Ministerium zu senden. Dies sei am 1. August geschehen, aber auch darauf keine Antwort erfolgt. Nur aus Schonung für das ungarische Ministerium habe man diese Staatsschrift noch nicht veröffentlicht, was aber nun sogleich geschehen sollte. Minister Bach las nun die Staatsschrift vor, deren Tendenz dahin ging, zu beweisen, daß die den Ungarn gemachten Concessionen und noch mehr die Art, wie sie benützt worden, der pragmatischen Sanktion, der Gleichberechtigung aller Nationen und dem Gesammtwohl aller Provinzen zuwider seien, daß der Kaiser, der selbst früher ohne Einwilligung der Stände eine solche Änderung der von den Ständen aller Provinzen beschwornen pragmatischen Sanktion nicht hätte vornehmen können, um so weniger dazu berechtigt war, seit er ein constitutioneller

Monarch geworden. Die Staatsschrift stellte überdies ausführlich dar, daß die Ungarn selbst die geringen Verpflichtungen, die sie gegen die Gesammtmonarchie übernommen, nicht erfüllten, daß sie sich vielmehr vorzüglich im Finanz- und Handelswesen offenbar feindlich gegen Österreich gestellt. Der wichtigste Punct der Staatsschrift war der den Ungarn gemachte Vorschlag, behufs der Vereinbarung eine Commission aus Mitgliedern des ungarischen und österreichischen Ministeriums, unter Beiziehung des Banus Jellacich zusammentreten, und bis zur Entscheidung alle Feindseligkeiten ruhen zu lassen. — Bach erklärte, das Ministerium hoffe, daß dieser Versöhnungsversuch doch noch gelingen werde, er halte aber die Verhandlung mit der Deputation dazu nicht für förderlich. Hierauf sprach der Minister noch höchst bedeutsame Worte. Nicht das Erzherzogthum allein sei es, was man unter dem Namen Österreich begreife, sondern die Gesammtmonarchie. Alle Völker hätten daran theilgenommen, aber bis zum März habe Ungarn allein eine constitutionelle Verfassung gehabt, und mußte deßhalb eine abgesonderte Verwaltung besitzen. Seit dem März sei diese Nothwendigkeit weggefallen. Nun stehe ganz Österreich auf dem Boden der Völkerberechtigung, wo die Völker frei miteinander verhandeln können, aber eben deßhalb müßten sie sich

brüderlich die Hand reichen und nicht durch Verfolgung separatistischer Tendenzen eine Auflösung der Monarchie herbeiführen. Das österreichische Ministerium habe als Grundsatz der Verhandlung die Gleichberechtigung aller Nationalitäten aufgestellt, so lange Ungarn diesen Grundsatz nicht anerkennen wolle, könne man mit seiner Regierung nicht unterhandeln. Dieser Grundsatz müsse der Ausgangs- und Zielpunkt sein, nur auf diesem Boden könne die pragmatische Sanktion zwischen den Kronen eine pragmatische Sanktion zwischen den Völkern werden!

Diese Rede sagte, ohne es ausdrücklich zu sagen, unendlich viel; sie deutete alles an, was später geschehen ist, und schon damals vorausgesehen werden konnte. Jeder Unbefangene und Gerechte muß anerkennen, daß die österreichische Regierung dem ungarischen Ministerium gegenüber eine große und wahrhaft demüthige Geduld bewiesen. Zwei Zuschriften des österreichischen Ministeriums und zuletzt selbst die Staatsschrift des Monarchen wurden von der ungarischen Regierung nicht einmal einer Antwort gewürdigt! und doch sprach Bach noch am 19. September die Hoffnung aus, daß der gemachte Friedensversuch gelingen würde. Man ließ sich also in der That viel gefallen, um friedlich ans Ziel zu kommen. Aber eben weil man dies that und im Interesse der Monarchie und Dynastie thun mußte, hätte man auch die Vernehmung der De-

putation nicht hintertreiben sollen. Dadurch gerieth das Ministerium mit sich selbst in Widerspruch. Es erklärte alle friedlichen Mittel anwenden zu wollen, und wies doch eins zurück, welches von madjarischer Seite geboten wurde. Und dieses Mittel stellte sich in vorhinein keineswegs so unzweckmäßig dar, wie Bach glauben machen wollte. Wäre über die Mittheilung der madjarischen Deputation verhandelt worden, so hätte ich selber den Antrag gestellt, die vom österreichischen Ministerium vorgeschlagene ministerielle Versöhnungscommission durch Zuziehung von Mitgliedern des österreichischen und ungarischen Reichstags sowol als des kroatisch-slavonischen Landtags zu verstärken; und das Ministerium wird zugeben müssen, daß eine solche Commission schon deßhalb leichter ans Ziel hätte gelangen können, weil sie volksthümlicher gewesen wäre, als wenn blos die Minister und Jellacich verhandelt hätten. Die Zuziehung gerade dieses Feldherrn, der ursprünglich auf eigene Faust das Schwert in die Wagschale geworfen und deßhalb von demselben Monarchen, der jetzt den Versöhnungsvorschlag machte, als Hochverräther erklärt worden war, diese Maßregel war in der That keine staatskluge und die Versöhnung befördernde, weil sie die Madjaren voraussichtlich erbittern mußte. Mit kroatischen Volksvertretern zu verhandeln, hätten sie nicht verweigern können, ohne sich selber der äußersten und brutalsten Inhumanität zu

überführen, und auch dem Ehr- und Freiheitsgefühl der Kroaten wäre gewiß besser genügt worden, wenn nur Männer ihrer Volksvertretung, als wenn nur der Ban allein die Interessen Kroatiens vertreten hätten. Das Ministerium hob ferner hervor, daß der Kaiser als constitutioneller Monarch nicht berechtigt gewesen, durch die den Madjaren gemachten Concessionen eigenmächtig die pragmatische Sanktion zu zerreißen. War nun das Ministerium von diesem Grundsatz wirklich überzeugt, so wäre es seine Pflicht gewesen, die ungarische Angelegenheit selber vor den Reichstag zu bringen. Und dazu bot wieder die ungarische Deputation die schicklichste Gelegenheit. Und warum fürchtete das Ministerium eine offene Verhandlung über diesen Gegenstand? Es konnte ja doch mit völliger Gewißheit auf die Majorität des Reichstags zählen. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die Madjaren mit dem Beschluß dieser Majorität nicht zufrieden gewesen wären, und die Unterhandlungen abgebrochen hätten, dann aber hätte Österreich mit voller Gewissensruhe sagen können, daß es das letzte und äußerste Friedensmittel versucht, dann wäre das Ministerium und die Dynastie in ihrem weitern Verfahren gegen Ungarn durch einen Beschluß der Mehrheit der österreichischen Volksvertreter gedeckt gewesen. Der moralische Eindruck eines solchen offenen und echt

constitutionellen Verfahrens wäre mächtig gewesen, und es wäre dadurch gewiß viel namenloses Unheil verhütet und viel Bürgerblut gespart worden. Es ist nicht gut, es ist unverantwortlich, wenn verantwortliche Minister in so stürmischen Zeiten und bei so wichtigen Fragen sich für alleinweise halten und zu eifersüchtig an den Prärogativen der Executivgewalt festhalten.

Solche Beweggründe bestimmten mich damals, für die Zulassung der madjarischen Deputation zu stimmen, worauf ich diejenigen aufmerksam mache, die mich noch heutzutage beschuldigen, ich hätte den Separatismus der Madjaren begünstigt.

Helferts Antrag auf motivirte Tagesordnung wurde bei namentlicher Abstimmung mit 186 gegen 108 Stimmen angenommen. Jedoch war dadurch — zur Ehre des Reichstags sei es gesagt — die ungarische Deputation nicht völlig abgewiesen, denn es wurde auch der sehr zweckdienliche Antrag Lassers, die Deputation einzuladen, ihre Mittheilungen schriftlich vor das Haus zu bringen, mit großer Majorität angenommen. Diesen Weg hätten die Madjaren einschlagen sollen, wenn es ihnen ernstlich um die Verständigung zu thun war. Leider thaten sie es nicht, hielten und erklärten sich für beleidigt und nahmen dafür die Huldigungen einer Partei von Demokraten an, die sich bei dieser Gelegenheit offenbar hochverrätherisch gegen den Reichstag aussprach. So wa-

ren denn die blutigen Würfel gefallen! die Madjaren traten immer offener mit dem Entschluß hervor, sich völlig von Österreich zu trennen, und das österreichische Ministerium ging auf dem unheilvollen Wege der geheimen Politik fort, die endlich in Wien und in Ungarn zu so trauriger Katastrophe geführt hat. —

Am 26. September begann die Hauptdebatte über die vom Finanzminister erbetene Steuerbewilligung für das nächste Verwaltungsjahr. Ich stimmte sowol als Mitglied der permanenten Finanzcommission als im Reichstag selbst für die Steuerbewilligung, beschränkte sie aber nur auf das nächste Halbjahr und beantragte zugleich, in der Verzehrungs- und Hauszinssteuer sofort den drückenden Zeitverhältnissen Rechnung tragende Nachlässe eintreten zu lassen und den dadurch entstehenden Ausfall durch Ersparungen im Hofstaat und diplomatischen Corps zu decken.

Seit ich mich in Wien und im Reichstag orientirt und die Persönlichkeiten studiert hatte, hielt ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, die nächste Gelegenheit zu ergreifen, um gegen das völlig unpraktische, den Boden der gegebenen Verhältnisse gänzlich verlassende und ins Blaue hinein politisirende Verfahren einer ultraradikalen Partei des Reichstages aufzutreten. Nicht als ob ich mir zugetraut hätte, diese Partei und noch weniger ihren die damalige öffentliche Meinung und die Presse beherrschenden Anhang im Volke zu bekehren,

sondern nur um meinem Bewußtsein genug zu thun und der Wahrheit auch in dieser Richtung hin das Zeugniß zu geben. Denn ich hielt und halte es immer für Pflicht, nicht nur nach oben, sondern auch nach unten Opposition zu machen. Die Freimüthigkeit besteht nach meiner Meinung nicht blos darin, daß man nur den Hoch- und Höherstehenden, sondern auch Seinesgleichen, nicht nur den Feinden, sondern auch und noch aufrichtiger den Freunden nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit sagt. Die Oppositionsmänner wollen dies leider in der Regel von ihren Freunden nicht ertragen und bewirken dadurch gewöhnlich, daß ihre Feinde über sie triumphiren. In Wien besonders hielten sich die damaligen Wortführer der radikalen Partei geradezu für unfehlbar, und es fehlte ihnen natürlich nicht an einem blindgläubigen Haufen.

In der Rede, die ich am 26. September in der Nachmittagssitzung hielt, betrachtete ich die Steuerfrage hauptsächlich vom politischen Standpunkt aus als eine Existenzfrage für Österreich. Es war leicht zu beweisen, daß diejenigen, welche einem Staate, der in der schwierigsten Umgestaltungskrisis begriffen, mit den größten innern und äußern Gefahren zu kämpfen hatte, die Steuern entweder unbedingt verweigern oder sie erst bewilligen wollten, bis alle erdenklichen Reformen im Finanzwesen eingeführt sein würden, offenbar die Auflösung dieses Staates dekretirten. Ich frug, ob denn

der constituirende österreichische Reichstag berufen wäre, Österreich aufzulösen; ob uns nicht im Gegentheil die Völker gewählt hätten, um Österreich als einen neuen freien Völkerstaat zu constituiren. Dieses österreichische Bewußtsein, rief ich aus, soll jeder haben, der hier sitzt. Wer es nicht hat, hätte die Wahl für den österreichischen Reichstag nicht annehmen sollen, und wenn ich es nicht hätte, so wäre ich wahrlich nicht hier. Aber ich habe Österreich geliebt, als es noch von aller Welt verachtet und gehaßt war, wie sollte ich es jetzt hassen, wo es sich unter dem Jubel Europas zur Freiheit erhoben!« Ich wies ferner darauf hin, wie ungerecht und thöricht es sei, den Haß, den man gegen das alte System mit Recht gehegt, nun nachdem dieses System gestürzt, auf Österreich selber übertragen zu wollen. Österreich solle ein Hort der Freiheit sein; um dies aber sein zu können, müsse es einig, groß und mächtig sein. Allerdings müsse man radikal sein im Kampfe gegen Finsterniß und Despotismus. Wer Unkraut ausrotten will, muß radikal sein, d. h. die Wurzeln ausreißen. Schafft er nur die Blätter und Stängel weg, so muß er die Arbeit immer und immer wieder von neuem beginnen. »Also die Wurzeln des Übels wollen wir ausrotten, nicht aber zugleich den Grund und Boden aufheben und in alle Winde zerstäuben!« u. s. w. *)

*) Ich muß auf diese Stelle meiner damaligen Rede ausführlicher hinweisen, um diejenigen zu Schanden zu ma-

Fast die ganze Versammlung spendete mir reichlichen Beifall, nur einige Ultraradikale warfen sogleich die mir sonst erwiesene Achtung weg und zischten. Im Verfolg der Debatte traten Löhner, Goldmark, Violand und Umlauft gegen mich auf. Ich sah daraus mit Vergnügen, daß meine Rede getroffen. Die gesammte damalige Presse sprach mein Verdammungsurtheil. Ich sei ein vormärzlicher Liberaler, verstünde die Zeit nicht, habe mich bestechen lassen, strebe nach einer Ministerstelle, würde mich aber ehestens ganz todt machen — so urtheilten die Eintagspolitiker jener Zeit über mich. Leider muß ich es aussprechen, daß ihnen Löhner von der Tribüne des Reichstags herab die Initiative zu solchen Verdächtigungen gegeben. Er wagte es, zu bedauern, daß ich früher in harten Zeiten muthig gewesen und nun schwach geworden, daß ich jenen Pflanzen gliche, die im Sonnenschein schwächlich werden. Ich wies in

---

chen, die mir jüngst vorwarfen, ich wollte erst jetzt ein großes einiges Österreich. Ich habe es im September 1848 proklamirt, wo viele, die jetzt im September 1849, schreiend loyal sind, entweder ganz stumm oder marktschreierisch radikal waren, und ich habe jetzt, wo 100,000 Russen auf österreichischem Boden stehen, offen ausgesprochen, daß ich dies für ein Unglück halte. Der Leser verzeihe mir, daß Gegner, die mit unverschämter Lügenhaftigkeit Thatsachen verfälschen, mich ein wenig unbescheiden machen.

einer folgenden Rede diese Anspielung mit Verachtung zurück und versicherte, daß, wenn ich ja wirklich weicher geworden, es gewiß nicht in Folge eines Sonnenscheins geschehen sei, indem weder für mich persönlich ein Sonnenschein aufgegangen, noch die Lage Österreichs eine sonnige wäre; vielmehr hätten mich die schweren Gewitter weich und traurig gestimmt, die sich über Österreich aufthürmten und deren Schläge nicht nur das Vaterland, sondern auch die Freiheit zu vernichten drohten.

Die Verhandlungen der zweiten Lesung des Steuergesetzentwurfes zogen sich bis in die ersten Tage des Oktobers. Mein Antrag auf sofortige Nachlässe in der Verzehrungs- und Zinssteuer und auf Ersparnisse im Hof- und diplomatischen Etat wurde durch die Erklärung des Finanzministers beseitigt, daß er selber nächstens einen ähnlichen Antrag vor das Haus bringen werde. Am 5. Oktober wurde über einen interessanten Punkt des Gesetzentwurfes, die Judensteuer betreffend, verhandelt. Vom Minister und vom Finanzausschuß war die Aufhebung dieser Steuer beantragt, und es entspann sich darüber eine Debatte, die als Vorbereitung auf die Lösung der Judenfrage überhaupt betrachtet werden konnte. Es sprachen sich zwar ziemlich viele Judenfeinde aus, im ganzen aber war die Gesinnung der Versammung eine zeitgemäß humane und gerechte. Die Judensteuer wurde aufgehoben. Ich hatte mich

herzlich an der Debatte betheiligt und für die Juden vorzüglich auch die Gleichberechtigung aller Nationalitäten geltend gemacht. Da es nämlich in neuester Zeit, wo man sich doch zu schämen angefangen, den Juden aus religiösem Grunde Unrecht zu thun, häufig vorkommt, sie ihrer fremden Nationalität wegen von den allgemeinen Menschen- und Bürgerrechten ausschließen zu wollen, so stellte ich mich absichtlich auf diesen Standpunkt und hob hervor, daß man in einem Staate, dessen oberster Grundsatz die Gleichberechtigung aller Nationalitäten ist, doch die älteste und merkwürdigste aller Nationalitäten nicht davon ausschließen dürfte. Natürlich erklärte ich zugleich, daß ich jenen in sich grundlosen Standpunkt, als wären die Juden Fremdlinge unter uns, nur einnähme, um die Gegner mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, indem ich die Juden als meine vollkommen ebenbürtigen Landsleute anerkennen müßte.

Am 30. September brachte Borrosch interpellirend die Briefe zur Sprache, welche Ban Jellacic an den Kriegsminister und Baron Kulmer geschrieben, die in Ungarn aufgefangen und veröffentlicht worden waren. Der Abdruck dieser Briefe hatte in Wien die heftigste Aufregung hervorgerufen. Was jeder Verständige längst für ausgemacht halten mußte, daß nämlich die Regierung die kroatische Erhebung heimlich begünstige und unterstütze, war jetzt auf eine für das Ministerium und

die Dynastie äußerst nachtheilige Weise zu Tage gekommen. Jede, auch die gerechteste Sache muß verdorben werden, wenn sie auf solche Weise behandelt wird. Hätte das Ministerium die ungarische Angelegenheit offen vor den Reichstag gebracht, so wäre, wie gesagt, der Majoritätsbeschluß für die Interessen der Gesammtmonarchie gewiß günstig ausgefallen, und dies wäre ohne Zweifel auch für die Aufklärung und Berichtigung der öffentlichen Meinung von wohlthätigem Einfluß gewesen. Denn die Partei, welche unbedingt für die Madjaren sprach und handelte, war zwar der verzagten Regierung gegenüber und bei der Verwirrung des öffentlichen Urtheils sehr unternehmend und terroristisch, aber keineswegs groß. Gestützt auf den Reichstagsbeschluß und auf die durch denselben berichtigte Überzeugung des größern Theiles der Bevölkerung hätte das Ministerium mit offener Entschiedenheit gegen Ungarn auftreten können, und gegen ein solches Verfahren wäre die madjarisch gesinnte Demokraten-Partei in Wien nicht aufgekommen, da sie ihre Erfolge eben nur der Heimlichkeit des Ministeriums verdankte, welche den Verdacht zu bestätigen schien, es handle sich bei dem kroatisch-ungarischen Kriege nicht um die Erhaltung der Gesammtmonarchie und die Gleichberechtigung aller Völker, sondern um die Wiedereinführung des Absolutismus. Diese Furcht war damals und später im Oktober fast allgemein verbreitet. Ihr hätte das Ministerium

durch eine offene Darlegung der Sache entgegentreten müssen, dann hätte die madjarische Partei, die später im October nicht einmal den Reichstag, der keine andere Macht hatte, als sein moralisches Ansehen, in der ungarischen Frage zu terrorisiren vermochte, um so weniger gegen das Ministerium und den Reichstag aufkommen können. Denn derjenigen, die den Madjaren unbedingt Recht gaben, waren, wie gesagt, verhältnißmäßig nicht viele; nur wußte die Mehrheit bei dem Dunkel, in welchem die Sache lag, gar nicht, was sie sich für ein Urtheil bilden sollte, glaubte daher um so leichter, daß man zuerst den Ungarn das wieder nehmen wolle, was ihnen Kaiser Ferdinand gegeben, und daß dann die Reihe an die übrigen Österreicher kommen sollte. Dazu kam noch die nationale Aufregung der Deutschen gegen die terroristischen Ansprüche der Slaven, die Furcht, daß Österreich in ein Slavenreich umgewandelt werden sollte. Wäre die öffentliche Meinung durch eine offene Verhandlung im Reichstag über diese Punkte aufgeklärt worden, so wären die Schrecknisse des Octobers gewiß nicht eingetreten. Dann hätte man die Heuchelei des Förderativsystems, wie die Madjaren und andere es wollten, durchschaut und eingesehen, daß durch ein System, nach welchem jede Provinz einen völlig unabhängigen Staat für sich bilden sollte, die Monarchie aufgelöst werden müßte. Für diese Auflösung war aber gewiß nur eine sehr geringe Minorität, und selbst von

dieser hielt ein Theil die Auflösung nur deßhalb für nothwendig, weil man glaubte, ein vereinigtes und kräftig centralisirtes Österreich sei nur unter der Herrschaft des Absolutismus möglich. Die Mehrheit wollte und will ein Föderativsystem im Gegensatz zur französischen Centralisation, die bekanntlich nicht einmal den Gemeinden ein selbständiges Leben gönnt *); das österreichische Föderativsystem soll darin bestehen, daß jede Provinz für ihr inneres Leben einen selbständigen Organismus bilde, daß aber alle Provinzen durch eine kräftig vereinigte Centralgewalt ein mächtiges Gesammtreich darstellen, nach dem Grundsatz, daß sich der Theil dem Ganzen unterordnen müsse.

Das Ministerium ging nicht den offenen Weg. Die Gründe, die es zu dieser unheilvollen Politik bewogen, oder besser verführt haben, waren erstlich die noch fortdauernde verzagte Rathlosigkeit, dann die Hoffnung, daß die Ungarn sich doch noch eines bessern besinnen und daß sie dazu am ehesten durch die Fortschritte der Kroaten gebracht werden könnten. Dies wollte man wahrscheilich abwarten und nur heimlich

---

*) Gegen eine solche Centralisation bin auch ich immer gewesen und werde sie stets bekämpfen, was ich hier anmerken muß, damit man mich nicht eines Widerspruchs mit dem zeihe, was ich auf Seite 8 dieses Buches ausgesprochen.

befördern. Überdies mochte man bei der kläglichen Verwahrlosung, in der man das Kriegswesen vom alten System übernommen hatte, sich zu einem zweiten Bürgerkriege noch nicht genug gerüstet wissen.

Die Vorlesung der Briefe, worin der Ban bekanntlich Truppen, Artillerie und Geld verlangte, machte im Reichstag die ungeheuerste Sensation. Latour erklärte mit ziemlich ruhiger Fassung, daß ein Schreiben, welches ihm nicht zugekommen, ihn eigentlich zu keiner Antwort verpflichten könnte, doch nehme er keinen Anstand, zu erklären, daß er privatim dem Ban Jellacic angezeigt, ihm weder Truppen noch Geschütz senden zu können, so lange sich die Madjaren auf legalem Boden befänden. Was das Geld betreffe, so habe er etwa 280,000 fl. an den Ban übersendet, weil das ungarische Ministerium den in Kroatien stehenden Truppen nichts zahlen wolle, und man doch diese kaiserlichen Truppen nicht ganz ohne Sold lassen könnte.

Als hierauf Borrosch frug, was das Ministerium zu thun gesonnen sei, um dem fürchterlichen Bürgerkriege ein Ende zu machen, sprang Wessenberg heftig auf und rief mit lauter Stimme: »Das Ministerium wird nicht unterlassen, den Frieden herzustellen auf Grundlage der Gleichberechtigung aller Völker!

Wenn man las, wie die Presse diese Angelegenheit

besprach, wenn man hörte, wie in den Clubbs darüber verhandelt wurde, so mußte man auf das Schlimmste gefaßt sein. Auch das Ministerium schien darauf gefaßt zu sein, denn es schritt bald darauf mit offener Entschiedenheit zum äußersten.

Bevor ich an die Schilderung der nun folgenden blutigen Ereignisse gehe, muß ich noch der Entstehung der deutschkatholischen Gemeinde in Wien erwähnen. Man hatte mir es fast als Wahnsinn vorgeworfen, als ich im Jahre 1846 vorherzusagen wagte, die deutschkatholische Bewegung werde auch nach Österreich ihren Weg finden. Ich hatte mir dies als das schönste Ereigniß und die Theilnahme daran als die freudigste That meines Lebens gedacht. Nun war es eingetreten, und ich konnte mich darüber nicht freuen, mein Bewußtsein gestattete mir nicht, daran theil zu nehmen! Durch die ganz würdelose, jeder religiösen Weihe ermangelnde Haltung der ersten durch Kaplan Pauli veranstalteten Versammlungen wurde mein religiöses Gefühl verletzt. Wer meine Schriften über die neue Kirchenreform und wer mich selber kennt, weiß, daß ich mich dieser Bewegung nicht aus Irreligiosität angeschlossen, sondern von dem sehnlichen Wunsch geleitet, für mich selber und für denkende Katholiken eine der Vernunft entsprechende Befriedigung des religiösen Bedürfnisses schaffen zu helfen, daher schmerzte und erzürnte es mich, diese kirchliche Bewegung dadurch profanirt zu sehen, daß

sie ungeschickter und zum Theil verrätherischer Weise gänzlich in den Kreis der rein politischen, demokratischen Bewegungen hineingezogen wurde. Nicht als ob ich mich dem vielverbreiteten Wahn hingäbe, eine kirchliche Bewegung sollte und könnte sich von allen politischen Beziehungen fern halten. Dies ist unmöglich. Eine Kirchenreform ergreift nothwendig das ganze Leben, also auch das politische. Auch das Christenthum hatte so sehr einen politischen Charakter und Einfluß, daß durch es das ganze Staatssystem des Alterthums für immer gestürzt wurde; — und Christus ist ja bekanntlich nicht blos als Lehrer einer neuen Religion, sondern auch als Verführer und Aufwiegler des Volkes ans Kreuz geschlagen worden. Auch die Reformation, obwol von einem fast fanatisch religiösen Mönch über rein dogmatische Streitfragen begonnen, entwickelte dennoch naturnothwendig eine so mächtige politische Wirkung, daß sie die Quelle eines neuen Zeitstromes wurde, in welchen selbst diejenigen Völker mit hineingezogen wurden, die kirchlich nicht reformirt worden waren. Aber eine kirchliche Bewegung darf ihre politische Wirkung auf keine andere Art machen, als eben dadurch, daß sie wahrhaftig und einzig eine kirchliche Bewegung ist und bleibt. Wo dies nicht der Fall ist, wo man das religiöse und politische Wirken vermengt, oder letzteres sogar voranstellt und zur Hauptsache macht, da verliert die kirchliche Bewegung ihren Charakter,

ihre Würde, ihren Einfluß, wie dies auch der Deutsch-Katholicismus, der so hoffnungsreich ins Leben getreten war, leider schon erfahren hat.

Im September kam Johannes Ronge nach Wien. An seiner Seite in Österreich für den Deutsch-Katholicismus zu wirken, war im Jahr 1845 meine religiöse Schwärmerei. Aber schon seit der Gründung der Hamburger-Gemeinde im Jahre 1846 konnte ich den Weg, den Ronge eingeschlagen, nicht mehr mitmachen und noch weniger theilte ich die Richtung, zu der ihn die Bewegung des Jahres 1848 aufgeregt. Mit blutendem Herzen versagte ich mir jede Theilnahme bei dem Auftreten Ronges in Wien. Tröstlich war es für mich, daß der edle Eduard Duller anwesend war und mäßigend wirkte, daß ferner die junge Gemeinde an dem ehemaligen Benedictiner Wagner einen vortrefflichen Prediger fand.

Man hat mir diese meine äußere Theilnahmlosigkeit bitter verübelt und war abermals schnell mit dem Urtheil fertig, daß ich abtrünnig geworden, um mich höchsten Orts nicht misliebig und dadurch unmöglich zu machen. Ich habe auf diesen Vorwurf erst in Kremsier geantwortet. Im September brauchte mich die Gemeinde nicht, es war damals leicht, sich als Deutschkatholik zu bekennen, Als aber die Zeit der Verfolgung kam, als man im freien Österreich gegen den Deutsch-

Katholicismus das barbarische, den Zeiten Ferdinands II. würdige Gesetz von 1846 geltend machte, da bekannte ich mich in offener Reichstagssitzung als Deutsch-Katholik und interpellirte den Minister, den ich als einen entschiedenen Gegner der Sache kannte.

Die Octobertage.

Ein alter britischer Geschichtschreiber sagt: »Wer in der neueren Geschichte der Wahrheit zu nahe hinter den Fersen geht, dem kann sie leicht einmal die Zähne einschlagen; wer zu weit hinter ihr geht, verliert sie aus dem Gesichte und geht selbst verloren; wer sich in mittlerer Entfernung hält, von dem weiß man nicht, ob sein Gang Mäßigung oder Feigheit genannt werden soll.«

Diesen Satz erwäge ich ernstlich, indem ich daran gehe, die Octobertage des Jahres 1848 zu schildern, jene blutigen Ereignisse, den Fall des freiheitsstolzen Wien — quaeque ipse miserrima vidi, et quorum pars parva fui. Es ist nicht leicht, solche Ereignisse schon in einer Zeit zu schildern und zu beurtheilen, wo die Ursachen größtentheils noch verborgen sind und die Wirkungen noch fortdauern, wo überdies diese Wirkungen einen fesselnden Einfluß auf das Urtheil ausüben. Ich will aber auch nur die Thatsachen feststellen, die ich selber unmittelbar erlebt, und nur das aussprechen,

was ich als Wahrheit erkenne. Wenn andere mehr gesehen und tiefer geblickt haben, so werden sie es mittheilen, und zuletzt wird der Genius der Geschichte auch das Geheimste und Verborgenste zu Tage fördern und Recht sprechen über alle Parteien, über die Richter und über die Gerichteten. Ich werde der erkannten Wahrheit unerschrocken zu Leibe gehen, jedoch so, daß sie mich nicht rücklings treffen kann, weil ich ihr offenen Auges ins Antlitz schauen werde. Ohnehin glaube ich, daß nicht die Wahrheit es ist, die nach denen ausschlägt, welche ihre Spur verfolgen, sondern die grimmigen Geschöpfe thun es, welche den Schatz der Wahrheit bewachen, um ihn der Menschheit vorzuenthalten. Diese Geschöpfe, sie mögen diese oder jene Farbe tragen, werden gewiß nach mir schlagen. Ich begegne aber ihren Angriffen im voraus durch folgende Erklärung:

Ich habe im Reichstag zu Wien und Kremsier offen erklärt, daß ich für meine Thätigkeit während der Octoberrevolution die volle Verantwortung auf mich nehmen und auf das constitutionelle Privilegium der Unverantwortlichkeit verzichten wollte. Jetzt erzähle und beurtheile ich jene Ereignisse als Privatmann und habe dabei keinen andern Schutz als das Rechtsgesetz. Ruft dieses mich vor seinen Richterstuhl, so werde ich jederzeit erscheinen und die Folgen meiner Thaten und Worte schlimmsten Falls selbst im Stadtgraben zu ertragen wissen.

Diese Erklärung mögen vorzüglich jene blutgierigen Denuncianten lesen, welche unabläßig ein Klagegeschrei darüber erheben, daß ich, den sie den kecken Sprecher der Linken nennen, nicht erschossen oder gehenkt worden bin. Diese Schänder des österreichischen Charakters frage ich: kann ich etwas dafür, daß ich nicht hingerichtet worden bin? Habe ich mich versteckt oder geflüchtet, habe ich irgend einen Schritt gethan, um mir Schonung und Gnade zu erbetteln? Bin ich nicht vom Tage der Einnahme Wiens bis zu meiner Abreise nach Kremsier öffentlich in Wien herumgegangen, und nach der Sprengung des Reichstags sogleich wieder dorthin zurückgekehrt? — Sie wissen nicht, was sie thun, diese freiwilligen Häscher und Schergen. Sie kriechen mit hündischem Servilismus vor den jetzigen provisorischen Machthabern und verdächtigen sie zugleich der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit! Ich habe im October und dann bis zur gewaltsamen Auflösung des Reichstags mit vollem Bewußtsein gehandelt und blicke mit Stolz auf diese Thätigkeit zurück. So viel ein für allemal jenen Gegnern, die mich und meine Partei mit wahrem Henkergelüste verfolgen.

Ich will und kann mit den über die Octoberrevolution bereits erschienenen und noch zu erwartenden Schriften nicht in der Ausführlichkeit der Schilderung aller Ereignisse wetteifern. Mein Platz war im Reichstag und im permanenten Ausschuß desselben. Ich war

daselbst so viel beschäftigt, und die Mitglieder selber wünschten so sehr meine Gegenwart, daß ich während der ganzen Zeit nur viermal in meine Wohnung kam. Die letzten vierzehn Tage und Nächte verlebte ich fast nur im Reichstagslocale. Eine Bank des Sitzungszimmers war mein Lager, ein Stoß von Proklamationen mein Kopfkissen. Fischhof, Prato, Füster, Stobnicki, Vidulich, Bakano, Bilinski waren meine treuesten Gefährten, ohne der tüchtigen Ausdauer der übrigen Mitglieder des Ausschusses nahe treten zu wollen. Die letzten acht Tage und Nächte kam ich nicht mehr aus den Kleidern. Abends manchmal ein Gang durch die Stadt oder um die Basteien und ein Stündchen Erholung im Bierhaus zur großen Tabakspfeife war alles, was wir uns gönnen konnten.

Ich will und kann aber auch keine genaue Geschichte aller Verhandlungen im Reichstag und im Ausschuß geben. Die Geschäfte drängten sich, zumal in der ersten Zeit so sehr, die verschiedensten Deputationen bestürmten uns bei Tag und Nacht so unabläßig und die Erledigungen mußten größtentheils so rasch improvisirt werden, daß kein Gedächtniß im Stande war, alles zu behalten. Ich werde nur die Hauptmomente hervorheben, Scenen schildern, deren Augenzeuge ich war und mich bemühen, über die Bewegung im Großen mein Urtheil abzugeben. Aus vielen ähn=

lichen Memoiren erst wird eine genaue Geschichte jener denkwürdigen Epoche gefaßt werden können.

Ebenso wenig werde ich mich in eine Widerlegung der vielen falschen Berichte einlassen, und namentlich kann ich den vielen Aufforderungen, ein bekanntes marktschreierisches und lügenstrotzendes Buch zu widerlegen, nicht nachkommen. Ich will mein Werk nicht einmal mit dem Namen jenes Buches beflecken und überlasse das Urtheil darüber dem gesunden Rechtssinn des Volkes. Ich werde nach Ehre und Gewissen erzählen, was ich gesehen und gehört, wodurch ich allerdings vielen falschen Ansichten und Urtheilen, die offiziell und privatim verbreitet worden sind, faktisch entgegen treten werde.

In vorhinein muß ich erklären, daß man von mir keine Enthüllung wichtiger Geheimnisse, weitverzweigter Verschwörungen und kühner Pläne zu erwarten hat. Wüßte ich solche Geheimnisse, so würde ich sie natürlich nicht ausplaudern; aber ehrlich gesagt, ich weiß keine. Ich bin vielmehr fest überzeugt, daß selbst das Geheime in jener Bewegung ein öffentliches Geheimniß war. Daß etwas geschehen, daß es zu irgend einer Demonstration kommen würde, das konnte bei der Aufregung, welche die aufgefangenen Briefe des Jellacic und unmittelbar darauf das Manifest an die Ungarn hervorgerufen, jedermann voraussehen. Ebenso gewiß war es, daß die madjarische Revolutionspartei,

die gewiß schon damals zum äußersten entschlossen, aber noch nicht gerüstet war, die Aufregung in Wien eifrig benützen würde, um der Regierung die Hände zu binden. So viel mußte jeder voraussehen, der nicht blind war. Wie weit aber die Sache gehen würde, das wußte niemand. Der Reichstag wurde durch den 6. October vollkommen überrascht und in seiner gehäbigen Geschäftsordnung höchst unangenehm gestört. Selbst die so hämisch und geradezu dumm beschuldigte Linke befand sich in derselben Lage. Möglich, daß einzelne Mitglieder derselben wußten, es werde gegen den Ausmarsch der Truppen etwas unternommen werden, weiter jedoch dachten auch diese Mitglieder nicht, was dadurch bewiesen ist, daß sie selbst im höchsten Siegestaumel keinen bestimmenden Einfluß auf die Bewegung versuchten, sondern mit dem Strome fortschwammen, wie die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme derjenigen gutgesinnten Helden, die ihre gute Gesinnung durch Davonlaufen bewiesen haben. Ob Mitglieder der Aula und der Demokratenvereine die Erhebung vorbereitet, muß die Untersuchungs-Commission, wenn sie sich mit ernsteren Nachforschungen als mit dem Geschwätz von Betrunkenen beschäftigt, erfahren haben. Es ist höchst wahrscheinlich, aber eben so gewiß und durch die That bewiesen ist es, daß auch von dieser Seite kein über die einzelne Emeute hinausgehender Plan vorbereitet war; ja daß diese den feigen Gutgesinnten so schreck-

liche Partei nicht einmal durch die über alle Erwartung gelungene Emeute zu einem solchen Plane gespornt wurde. Ich gestehe offen, daß ich sehr gefürchtet, diese Demokraten, die auch ich für viel unternehmender und einflußreicher gehalten, würden sich der Bewegung bemeistern, den Reichstag, der ihnen verhaßt war, stürzen und eine Republik Wien improvisiren. Sie haben nichts dergleichen gewagt. Ein einzigesmal ist der so sehr gefürchtete Dr. Tausenau im Ausschuß erschienen, wollte denselben schulmeistern, wurde aber gebührend abgewiesen und ist bald darauf verschwunden. Offenbar hatte auch diese Partei nichts anderes beabflchtigt, als die Regierung zu schrecken und dadurch wieder eine so leichte Revolution wie am 15. und 26. Mai zu machen. Alle weitern Ereignisse sind nicht durch die Revolutionspartei, sondern durch die Regierung veranlaßt worden. Geradezu lächerlich ist die Behauptung, die ganze Bewegung sei durch ungarisches Geld gemacht worden *). Ich kann natürlich nicht behaupten, daß gar niemand etwas genommen, denn leider giebt es unter den Demokraten so wie unter den Diplomaten bestechliche Krea=

---

*) Eini; Denunciantenblättchen hat sogar mir, den die Ultramadjaren stets als ihren Gegner erkannten und schimpften, freigebig die ungeheure Summe von 60,000 fl. zugedacht.

turen; aber die Madjaren brauchten nicht viel Geld aufzuwenden, weil das österreichische Ministerium selber für sie arbeitete, indem es den Verdacht erregte und zu beseitigen vernachlässigte, daß man zuerst den Ungarn und dann allen übrigen Österreichern die gemachten Concessionen wieder nehmen würde. Alle Schätze Californiens hätten damals nicht so viel gewirkt wie diese Besorgniß.

Was jedermann voraussah, das konnte und durfte dem Ministerium nicht fremd sein. Als es dem Monarchen den Rath gab, das Manifest vom 3. October an die Ungarn zu erlassen, mußte es auf einen Krawall in Wien gefaßt sein. Da es nun gar nichts that, um diesen Krawall zu verhüten, so erregte es den Verdacht, daß es ihn gewollt. Stellen wir uns in dieser Sache auf den Standpunkt des Ministeriums, so werden wir selbst von diesem Standpunkt aus den schärfsten Tadel über dasselbe aussprechen müssen. Wenn das Ministerium die friedlichen Mittel in Ungarn für erschöpft und ein gewaltsames Auftreten für nothwendig erkannte, wenn es ferner eigenmächtig, d. h. absolutistisch zu Werke zu gehen und sich nicht auf die Majorität des Reichstags zu stützen für gut fand, so sollte ihm die Klugheit gerathen haben, um den gefaßten verhängnißvollen Beschluß rasch und kräftig durchführen zu können, um jeden Preis eine revolutionäre Erhebung in Wien zu verhüten. Dazu gab es nun, wenn man schon den

Reichstag nicht benützen wollte, noch ein offen vorliegendes Mittel. Bei dem allgemein herrschenden Mißtrauen, bei dem in der Masse der Bevölkerung als Folge des alten Systems vorherrschenden Mangel an tieferer politischer Bildung war mit Gewißheit vorauszusehen, daß ein Manifest, durch welches die den Madjaren gemachten und bereits gesetzlich sanktionirten Zugeständnisse zurückgenommen und Jellacic zum Generalgouverneur von Ungarn ernannt worden, die Besorgniß erregen mußte, es werde mit den von demselben Kaiser Ferdinand den andern Völkern gegebenen Freiheiten eben so gehen, es sei auf die Wiedereinführung des Absolutismus abgesehen. Diese Besorgniß wurde noch gesteigert, indem das Ministerium offenbar den constitutionellen Weg verließ und einen Krieg begann, der mit Gut und Blut der auf dem Reichstag vertretenen Völker geführt werden mußte, ohne diesem Reichstag auch nur die Anzeige davon zu machen. Daß jenes Manifest von einem neuen, wie aus den Wolken gefallenen ungarischen Minister kontrasignirt war, konnte die Besorgniß und Erbitterung natürlich nicht vermindern, sondern mußte sie vielmehr noch steigern. Allein wenn das Ministerium sich schon zu diesem inconstitutionellen und unklugen Schritt entschloß, so hätte es doch im eigenen und im Interesse der Dynastie darauf bedacht sein sollen, wenigstens die öffentliche Meinung aufzuklären. Wäre zugleich mit jenem Manifest eine Proklamation

an die österreichischen Völker erlassen worden, mit einer offenen und klaren Darstellung des Verhältnisses zu Ungarn und mit der feierlichen Versicherung, daß man nur für die Erhaltung der Gesammtmonarchie und für die Gleichberechtigung aller Völker auftrete, und daß an den constitutionellen Freiheiten nichts geschmälert werden sollte, so hätte dies, wenn auch nicht alles, so doch viel Unheil abgewendet. Später erließ man von Olmütz aus eine ähnliche Proklamation, aber sie wirkte nicht mehr, weil zu gleicher Zeit Wien dem Terrorismus des Fürsten Windischgrätz preisgegeben wurde. Eine gewisse Partei wird freilich, durch den zeitweiligen Erfolg blind gemacht, sagen: es war gut, daß man so verfahren, wie man verfuhr, weil auf diese Art das revolutionäre Element endlich gänzlich unterdrückt werden konnte. Diese Ultras sind eben so sanguinisch wie die radikalen. Sie halten jeden momentanen Sieg für einen Sieg für die Ewigkeit. Das revolutionäre Element ist nicht unterdrückt, sondern nur zurück- und zusammengedrückt, dadurch aber besser concentrirt worden. Und wie viel Blut ist geflossen! Das Blut aber ist ein gefährlicher Same, und es gehört eben keine besondere Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß dieser Same über kurz oder lang blutig aufgehen werde.

Verharren wir noch länger auf dem Standpunkt des Ministeriums. Gewiß wußte es von dem bevorstehenden Krawall mehr als irgend jemand anderer. Da

es nun dessenungeachtet so verfuhr, daß es die Auflehnung offenbar provocirte, so hätte es sich darauf mit gehöriger Umsicht und zureichender Macht vorbereiten sollen. Es hat dies nicht gethan, sondern ließ sich ebenso rasch und leicht umwerfen, wie das frühere Ministerium im Mai. Hierauf löste sich das Ministerium auf, die Leiter desselben entflohen, der Hof und der größte Theil der Behörden folgte diesem Beispiel und die aufgeregte Stadt blieb sich selber überlassen. Bei diesem Stande der Thatsachen muß man rücksichtlos aussprechen, daß das Ministerium Wessenberg dadurch, daß es einen inconstitutionellen und unklugen Staatsstreich schwach und unklug durchführen wollte, und dadurch, daß es beim ersten Mißlingen seinen Posten verließ *), alle folgenden Ereignisse, auch den Tod des Grafen Latour verschuldet hat. Ja noch mehr, man muß erklären, daß das Verfahren des Ministeriums Wessenberg nach allgemeinem Strafrechtsbegriffe um so strafwürdiger erscheint, als daraus im gewöhnlichen Lauf der Dinge leicht noch weit größere Übel für die Dynastie, für Wien, für die ganze Monarchie hät-

*) Kraus und Hornbostel blieben bekanntlich in Wien Dobblhoff war so krank, daß ihn dies entschuldigt; der unglückliche Latour blieb, von allen verlassen, nach ächter Soldatenart buchstäblich auf dem Platze; gerade die beiden eigentlichen geistigen Leiter des Unternehmens aber, Bach und Wessenberg entflohen.

ten entstehen können. Man muß dem Leiter jenes Ministeriums nachrufen, daß es weder Weisheit noch Klugheit, weder männlichen Muth noch Patriotismus verräth, wenn man mit offener Verletzung der constitutionellen Pflicht und mit gänzlicher Preisgebung des Thrones einen diplomatischen Staatsstreich unternimmt, ihn überdies ebenso taktlos als verzagt durchführen will und beim ersten Mißlingen die Zügel fallen läßt, davonläuft und dann aus sicherer Ferne den Zurückgebliebenen Zügellosigkeit vorwirft.

So viel im Allgemeinen über die damalige Lage der Dinge. Ich schreite nun zur Erzählung dessen, was ich am 6. October erlebt.

Der Reichstag hatte am 5. Abends in aller Gemächlichkeit die Debatte über die Judensteuer zum günstigen Schluß gebracht. Am 6. sollte keine Sitzung sein. Mehrere Mitglieder, darunter namentlich der Abgeordnete für Baden, Karl Krause, drangen in den Präsidenten, der die Stadt durchlaufenden beunruhigenden Gerüchte wegen für den kommenden Tag eine Sitzung anzusagen. Strobach war nicht zu bewegen. Man will wissen, das Ministerium habe um diese Zeit angelegentlich angefragt, ob am 6. eine Sitzung sein würde, was selbstverständlich den Wunsch ausdrückte, daß keine gehalten werden möchte. Ich spreche dadurch keine Beschuldigung Strobachs aus, denn er war kraft der Geschäftsordnung und eines Reichstagsbeschlusses be-

rechtigt und verpflichtet, den nächsten Tag blos für die Berathung der Grundrechte in den Abtheilungen zu widmen.

Am Morgen des 6. Octobers wurde ich in meiner Wohnung (Wieden) im Studium der Grundrechte der österreichischen Völker durch Alarmtrommeln gestört und vernahm unbestimmte Berichte über die stattgefundene Militärrevolte. Ich eilte sogleich fort, aber zunächst in die Leopoldstadt, um nähere Kunde einzuholen. Als ich dort den vollen traurigen Ernst der Sache erkannte, begab ich mich sofort in das Reichstagslokale. Erwähnen muß ich, daß während meines Verweilens am Rothenthurmthor einige bewaffnete Legionäre und Gardisten zu mir kamen und sich mit lauter Entrüstung über den blutigen Vorfall und diejenigen, die ihn veranlaßt, aussprachen.

Im Präsidialbureau des Reichstags fand ich etwa 80 Abgeordnete versammelt, die eben einen Protest gegen die Weigerung Strobachs, eine Sitzung zu eröffnen, ausfertigten, dem ich mich sofort anschloß. Strobach war früher selbst zugegen gewesen, aber auf spezielle Einladung in den Ministerrath, der im Hofkriegsgebäude saß, gegangen. Die Abgeordneten bestanden darauf, daß ihm der erste Vicepräsident Smolka zur Seite bleiben sollte.

Da von Minute zu Minute trübere Nachrichten einliefen, begaben wir uns in den Sitzungssaal, Pillers-

dorf übernahm den Vorsitz und Goldmark fungirte als Schriftführer. Pillersdorf erklärte, daß er sich zwar nicht für befugt halte, eine ordentliche Sitzung zu eröffnen, daß es aber jedenfalls die Pflicht der versammelten Volksvertreter sei, zur Herstellung der Ruhe das ihrige beizutragen. Man beschloß, den Präsidenten Strobach noch einmal um die Eröffnung einer Sitzung dringend anzugehen und ihn für alle Folgen der Verweigerung verantwortlich zu machen. Die Versammlung beauftragte die Abgeordneten Fischhof, Lubomierski, Potocki, Prato und mich*), den Präsidenten von diesem Beschlusse in Kenntniß zu setzen. Wir begaben uns sofort auf den Weg.

In den Straßen wogte die Bevölkerung fast durchaus noch in der fröhlich triumphirenden Stimmung, an die man sich durch das wiederholte leichte Gelingen der Ementen gewöhnt hatte. Die schönste Octobersonne leuchtete am wolkenlosen Himmel; die Stadt bot einen festtägigen Anblick; niemand hätte die Schrecknisse der nächsten Stunden und die entsetzlichen Folgen derselben ahnen können.

Im Kriegsgebäude wimmelte es von Offizieren und

---

*) Ich muß für alle Fälle erklären, daß ich nicht im Stande bin, mit Genauigkeit alle Mitglieder solcher in größter Eile ernannter Deputationen, an die sich gewöhnlich Freiwillige anschlossen, zu nennen.

gutgesinnten Garden, die das Ereigniß des Morgens mit merkwürdiger Sorglosigkeit besprachen. Wir traten in das von Adjutanten und Ordonnanzen angefüllte Vorzimmer des Ministerrathes und ließen den Präsidenten herausrufen. Dringend legten wir ihm die Nothwendigkeit einer Sitzung ans Herz und berichteten, was inzwischen im Reichstag geschehen. Strobach widerstand uns eine Viertelstunde lang hartnäckig mit der Behauptung, er finde keine Veranlassung zu einer außerordentlichen Sitzung, die Exekutivgewalt sei der Bewegung völlig Meister, seine Überzeugung und sein Gewissen gestatteten ihm nicht, einen Übergriff der gesetzgebenden Versammlung zu veranlassen. Meine ernste Frage, ob er die Folgen dieser Weigerung verantworten wollte, wies er mit der strengen Bemerkung zurück: er befinde sich in seinem Rechte und erfülle seine Pflicht. Als wir dennoch nicht abließen, in ihn zu dringen, verließ er uns mit der Erklärung, er würde mit den Ministern sprechen. Nach einigen Minuten kam er wieder und erklärte, die Minister hätten so eben die Nachricht erhalten, daß die widerspänstigen Grenadiere sich gefügt; die Sache sei somit erledigt, und daher durchaus kein Grund zu einer Reichstagssitzung vorhanden. Dies möchten wir den versammelten Abgeordneten mittheilen und sie im Namen des Präsidenten auffordern, auseinander zu gehen. Kaum waren diese Worte gesprochen, so stürzten einige Adjutanten herein und verkündeten,

daß es bereits in der innern Stadt nicht nur mit dem Militär, sondern zwischen Garden und Garden zum Kampf gekommen. Strobach wurde blaß und erklärte sich nun zur Abhaltung einer Sitzung bereit. Aber mit pedantischer Umständlichkeit begann er nun eine Debatte über die Zeit der Eröffnung. Wir behaupteten gewiß mit Grund, daß die Sitzung, wenn sie etwas nützen sollte, ohne Zeitverlust eröffnet werden müßte. Strobach läugnete die Möglichkeit. Wir machten geltend, daß zu den 80 Abgeordneten, die uns gesendet, mittlerweile gewiß schon wieder mehrere hinzugekommen sein würden, daß ferner bereits alle Anstalten vorbereitet seien, um wenigstens die in der Stadt wohnenden Deputirten sofort zu versammeln. Strobach bestand hartnäckig darauf, daß die Sitzung erst um fünf Uhr eröffnet werden könnte — und es war damals etwa Ein Viertel auf drei! Während wir eifrig widersprachen, trat der Minister Bach heran und sprach mit einem strengen und sarkastischen Blick auf uns zum Präsidenten: »Die Aufforderung an Sie, Herr Präsident, eine Sitzung anzukündigen, ist nur eine Komödie, denn die Herren von der Linken haben die Sitzung schon selbst öffentlich angekündigt, hier ist das gedruckte Plakat!« In der That zeigte der Minister ein Plakat, welches die Abgeordneten zu einer außerordentlichen Sitzung einlud. Er glaubte, uns dadurch vernichtet zu haben, aber er irrte sich. Wir gestanden sogleich ein, daß dieses Plakat durch

Vorsorge des Ordners Scherzer gedruckt worden, um es im Fall der Einwilligung des Präsidenten sogleich verbreiten zu können. So war es auch, und außer dem einen Exemplar, welches der Herr Minister durch einen dienstbaren Geist erhalten hatte, war kein einziges ausgegeben worden. Der Herr Justizminister nahm jedoch keinen Anstand, uns ins Angesicht der Lüge zu beschuldigen. Er äußerte in fast drohendem Tone, man wisse schon, wo das hinaus wolle; es sei alles ein zusammenhängender Plan; man wolle das Ministerium stürzen und die Exekutivgewalt an sich reißen u. s. w. Wir wiesen diese Beschuldigung mit der Erklärung zurück, daß die versammelten Abgeordneten keine andere Absicht hegten, als das Ansehen des Reichstags zur Herstellung der Ordnung wirken zu lassen, und daß wir es für höchst pflichtwidrig hielten, wenn die Volksvertreter spazieren gingen, während in den Straßen der Stadt der Bürgerkrieg wüthet. Herr Minister Bach lächelte und kehrte uns den Rücken. Strobach folgte ihm, indem er uns zornig zurief, nach dieser Mittheilung des Herrn Ministers nehme er seine Einwilligung zurück und werde gegen die Eigenmächtigkeit einer Fraktion des Reichstags Verwahrung einlegen. Wir ließen uns auch dadurch nicht abschrecken, sondern verfolgten den Präsidenten in die Zimmer des Ministerrathes. Kaum waren wir eingetreten, so fielen in der Seitzerhofgasse einige Schüsse. Selbst Fischhof war darüber so betroffen, daß er ausrief:

»Was Teufel, wer schießt denn hier!« Die Minister wurden durch die Schüsse, die ihnen zeigten, wie wenig sie Herren der Bewegung, aufgeschreckt und entfernten sich einzeln *). Bach war nicht mehr zu sehen. Doblhoff hinkte, auf einen Stock gestützt, mühsam fort. Wessenberg ging, diplomatisch freundlich grüßend, eilig an uns vorbei. Latour, in voller Uniform, flüsterte einigen Adjutanten Befehle ins Ohr. Kraus und Hornbostel mußten schon früher fortgegangen sein; wenigstens erinnere ich mich nicht, sie gesehen zu haben. Strobachs Widerstand war plötzlich gebrochen; eilig schrieb er auf einen Zettel, daß er um halb 5 Uhr die Sitzung eröffnen werde, und empfahl sich uns freundlich. Den Zettel bekam Prato in die Hand, und als er und ich ins Vorzimmer kamen, fanden wir uns plötzlich allein. Alles war wie zerstoben. Die übrigen Mitglieder der Deputation hatten einen andern Ausgang benützt. Als wir, Prato und ich, in den Hof hinabkamen, fanden wir die Scene merkwürdig verändert. Fort waren alle die plaudernden Offiziere, dagegen waren Soldaten aufgestellt und Kanonen gegen die Thore aufgefahren. Das Thor gegen den Seitzerhof wurde eben geschlossen und verrammelt. Wir drängten uns zu dem vordern noch offenen durch. Dort erkannten uns zwei Offiziere der

---

*) Ob sie schon jetzt das Haus verließen oder nur in ein anderes Zimmer gingen, weiß ich nicht.

Bürgerkavallerie und riefen uns zu: »Meine Herren, setzen Sie sich nicht fruchtlos der Gefahr aus; Sie kommen nicht mehr durch, es wird schon überall geschossen; bleiben Sie hier, hier sind wir sicher!« — Wir zögerten einen Augenblick; doch wir hatten die Ankündigung der Sitzung, worauf die Versammlung wartete, wir mußten in den Reichstag. Wir traten aus dem Thore. Vor demselben häufte sich eben eine beträchtliche Anzahl Soldaten auf, wenn ich mich recht entsinne, Pionniere und Musketiere. Sie waren schußfertig, aber wie mir schien, nicht sehr kampflustig. Die Offiziere schrien wirr durcheinander; man sah aber noch keinen Feind; der ganze Hof war noch menschenleer; nur aus der Ferne knallten einzelne Schüsse. Die Grenadierwache stand ebenfalls unterm Gewehr. Wir schlüpften rasch zwischen ihrem ersten und zweiten Gliede durch; aber an der Ecke donnerte uns ein Halt entgegen. Gegen die Bognergasse waren drei Kanonen aufgestellt und die Kanoniere standen bereit, um loszufeuern. Ein Korporal rief uns zu: »Hier kann niemand mehr herüber, es wird im Augenblick mit Kartätschen geschossen!« Aber ehe er noch ausgesprochen, waren wir schon an den Mündungen vorbeigesprungen und eilten aus der Naglergasse durch die Quergäßchen in die Herrengasse. Diese war wie ausgestorben, ebenso der Michaelerplatz; aber vom Graben her hörte man heftiges Schießen. Wir verkündigten im Reichstag, dessen Sitze sich indessen

schon sehr gefüllt hatten, die Erklärung Strobachs und zugleich, was wir gesehen. Löhner rief: »Wir haben nicht Zeit, bis halb 5 zu warten, es muß gleich etwas geschehen!« Er stellte den etwas sonderbaren Antrag, dem Minister um aufzutragen, daß jedem ferneren Blutvergießen Einhalt geschehe. Goldmark faßte dies praktischer dahin auf, das Militär sei aus der Stadt zurückzuziehen und bis auf weiteren Befehl in den Kasernen konsignirt zu lassen. Dies wurde genehmigt und einige Mitglieder sollten den Beschluß dem Ministerium kund geben. Während darüber gesprochen wurde, kam die Nachricht, das Militär habe am Hof vor dem anstürmenden Volk die Flucht ergriffen; die Sieger seien daran, die Thore des Kriegsgebäudes zu sprengen; man höre den Ruf, daß Latour hängen müsse. In demselben Augenblicke stürzte Minister Hornbostel in den Saal, bestätigte die traurige Nachricht und forderte die Versammlung auf, für die Einstellung des Kampfes und für die Rettung der Minister zu wirken. Die ganze Versammlung erhob sich dafür und es wurde beschlossen, daß sich eine geeignete Anzahl von Mitgliedern an alle gefährdeten Punkte der Stadt begeben und die Kämpfenden im Namen des Reichstags auffordern sollte, die Feindseligkeiten einzustellen. Die Mitglieder für diese nicht ungefährliche Sendung wurden durch Zuruf gewählt. Ich erinnere mich, daß Borrosch, Kudlich, Goldmark, Violand, Wiesnicki und ich genannt wur-

den. Es meldeten sich aber viele Freiwillige. Zöpfl rief in edler Begeisterung: »Ich bin Vater von sechs Kindern, aber ich gehe mit und will gern sterben, wenn ich nur meinen Mitbürgern nützen kann!« Bienczikowski sprang von seinem Sitze auf und rief: »Gehen wir alle!« Dieser Aufruf fand im ersten Augenblick lauten Anklang, wurde aber durch die Bemerkung beseitigt, daß der Reichstag beisammen bleiben müsse. Ich hielt und halte es für ein Unglück, daß der Antrag nicht wenigstens soweit zur Ausführung kam, daß die Friedensdeputation durch eine möglichst große Zahl imponirt hätte. Latour wäre dadurch vielleicht gerettet worden!

Zöpfl, Bienczikowski, Johann Kutschera, Reimershoffer u. a. schlossen sich den ernannten Mitgliedern an. Wir rissen die weißen Vorhänge von den Fenstern, um sie als Friedensfahnen zu benützen. Sie wurden an Stöcke gebunden und mit Kohle darauf geschrieben: Reichstagsmitglieder. So machten wir uns auf den Weg. Einige Nationalgarden wollten uns schützend vorangehen, wir lehnten es jedoch ab, um bei der traurigen Erbitterung zwischen den Abtheilungen der Garde nicht etwa einen Konflikt hervorzurufen. Wir nahmen uns je vier in Arm und schritten getrost vorwärts.

Die Physiognomie der Stadt war überaus traurig verändert, wie es immer geschieht, wenn der Dämon der Revolution durch die Straßen schreitet oder geschritten ist. Wenn auch der Kampf schon ruht, und die

Straßen öd und leer sind, so sieht das geistige und leibliche Auge dennoch den furchtbaren Geist, und dann ist es, als ob ein anderer Himmel über dem blutigen Schauplatz hinge, als ob die Luft ein Leichentuch wäre, und die Häuser wie in Reihen aufgestellte Riesenleichen mit weit offenen glasigen Augen den vorüberrauschenden Würgengel anstarrten.

Um rasch und ungehindert zum Kriegsgebäude zu gelangen, vermieden wir den Kohlmarkt und die Bognergasse und gingen durch die leere Herrengasse in die Schauflergasse. Als wir um die Ecke derselben bogen, sahen wir am andern Ende gegen den Heidenschuß eine von Arbeitern besetzte Barrikade und es tönte uns unverständliches Geschrei entgegen. Wir schwenkten unsere Fahnen, eilten vorwärts und riefen: »Vom Reichstag!« Sogleich grüßte uns Jubelgeschrei und die Arbeiter machten uns eine Bretterbrücke über die Barrikade.

Als wir über den Heidenschuß auf den Hof kamen, stürzte uns ein wachsamer Haufe Bewaffneter entgegen, machte aber sogleich freundliche Miene, als er die Aufschrift unsrer Fahnen sah. Der Boden war mit Patronenpapier und Glasscherben bedeckt, auf dem ganzen Platz aber befanden sich gewiß kaum hundert Menschen, größtentheils Proletarier, nur wenige Garden. Sie umringten uns und führten uns jubelnd in den Hof des Kriegsgebäudes. Was mir hier zunächst auffiel, war, daß etwa 20 bis 30 Grenadiere in zwei Reihen, Gewehr

beim Fuß unmittelbar neben dem vordern Thore dastanden und dem Treiben des im Hofe versammelten großen und bunt gemischten Volkshaufens aufmerksam zusahen. Wir wurden mit dem Rufe empfangen: »Latour muß hängen!« Vergebens boten wir alle Gründe auf, die uns nach Zeit und Umständen wirksam zu sein schienen, um von der gräßlichen That abzumahnen. Wir beschworen die Tobenden, die Freiheit nicht durch einen Mord zu beflecken, wir versicherten sie, der Minister sollte in Anklagestand versetzt werden, wir nannten unsre Namen und standen mit unserm Leben dafür ein, daß der Reichstag Gerechtigkeit üben würde. Diejenigen, welche uns zunächst standen, mit denen wir Aug in Aug sprachen, gaben uns recht, aber aus dem uns umdrängenden Haufen schrien immer wieder einige Stimmen: »Er muß hängen! er ist an allem Schuld! er hat auf uns schießen lassen!« und diese Erinnerung hob augenblicklich die Wirkung unseres Zuredens auf. Wer nie die furchtbare Aufregung eines Volkshaufens, der Blut fließen, viele der Seinigen fallen gesehen, kennen gelernt hat, der hat kein Urtheil über uns, der weiß nicht, wie schwer es ist, den Sturm solcher Rachegefühle mit Worten zu beschwichtigen. Die Mehrzahl jenes Volkshaufens befand sich in einem wahren Zornparoxismus. Mir ist besonders die Gestalt eines starken Mannes in weißem Linnenkittel, mit einer dicken Eisenstange in der Hand, im Gedächtniß geblieben. Er war so furchtbar

aufgeregt, daß jede seiner Fibern zitterte, daß das Weiß seines Auges blutroth war, was bei der Todesbläße seines Angesichtes einen gräßlichen Anblick bot. Dieser Mann war auch unser heftigster Widersacher. Fortwährend rief er uns mit drohendem Ausdruck zu: »Wir lassen uns nichts weiß machen!« Ohne daß wir es uns versahen, waren wir plötzlich an die hintere Hauptstiege und über die erste Stufenabtheilung hinaufgedrängt. Mühsam gelang es uns hier, Stand zu fassen, indem wir schrien: »Borrosch will reden!« Der Name des gefeierten Volksmannes schaffte für einen Augenblick Ruhe. Borrosch sprach mit all dem herzlichen Ernste, der ihm zu Gebote stand und seine Worte machten auf unsere nächste Umgebung einen sichtbar guten Eindruck. Aber das wilde Geschrei des vom Hofe heraufdrängenden Haufens zerstörte ihn wieder. Ich stieg auf die Brüstung des offenen Stiegenfensters und rief beschwichtigende Worte in den Hof hinab. Allein zornige Stimmen antworteten mir: »Er ist noch im Hause; wir wissen es; wir wollen hinauf; wir müssen ihn haben!« — Nun faßte mich mit Schrecken der Gedanke, daß wir durch die ungestüm anstürmende Menge immer weiter die Treppen hinan und zuletzt in die Gänge und Gemächer gedrängt und so die unschuldige Veranlassung werden könnten, daß der Graf entdeckt und vor unsern Augen ermordet würde. Ich flüsterte diese Befürchtung meinen Kollegen zu, und sie theilten sie. Wir schrien

nun: »Hier auf der Stiege kann Borrosch nicht von allen gehört werden; laßt uns wieder in den Hof hinabgehen, dort wird Borrosch vollenden, was er euch noch zu sagen hat!« Die Menge leistete uns Folge. Ich baute auf dieses Verfahren eine besondere Hoffnung, die in mir rege wurde, als ich auf der Treppe plötzlich einen Adjutanten Latours, Hauptmann Niewiadomski *) in Civilkleidern mitten unter dem Volke sah. Wir winkten uns einen Gruß zu; eine Besprechung war nicht möglich, weil wir sämmtlich mit mistrauischen Blicken beobachtet wurden. Ich dachte mir: der Mann ist doch gewiß nicht zufällig hier; wahrscheinlich steht er mit dem Grafen in irgend einer Verbindung und kann ihm ein Zeichen geben; wenn er nun sieht, daß selbst die Reichstagsdeputation die Erbitterung der Menge nicht mehr beschwichtigen kann, so wird er erkennen, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, um den Minister entweder zu verbergen oder aus dem Hause zu bringen. Beides hielt ich in dem weitläufigen Gebäude, das sogar mit der Kirche nebenan in Verbindung stehen soll, damals noch für möglich, und um es zu erleichtern, erschien

*) Ich kannte ihn persönlich, weil er dem Festessen beigewohnt, welches mir die Polen im August bei Dommayer in Hitzing gegeben. Es war, ich kann mir die Erwähnung nicht versagen, durch die Anwesenheit Dwernickis verherrlicht.

mir am zweckmäßigsten, die Menge im Hofe zu versammeln und so lang als möglich zu beschäftigen. Wir schritten bis gegen das vordere Thor, dort wurde Borrosch von einigen Männern emporgehoben, die Menge drängte sich dicht um uns herum, und Borrosch hielt nun eine ziemlich lange und wahrhaft ergreifende Rede. Ich habe ihm von der Tribüne des Reichstags das Zeugniß gegeben und wiederhole es hier, daß er gethan, was menschenmöglich war. Zuletzt zeigte er dem Volke sein graues Haar und rief: »Nehmt lieber diesen Kopf, nehmt auf der Stelle mein Leben, aber verübt nur die That nicht, welche die Ehre des österreichischen Volkes beflecken und die Freiheit zu Grund richten würde.« Der nächste Zuhörerkreis war sichtlich ergriffen, ließ den Vater Borrosch hoch leben und versprach, ihm zu gehorchen. »So hebt die Hände empor und schwört mirs unter Gottes freiem Himmel!« rief Borrosch; und so weit wir sehen konnten, gehorchte alles mit lautem Zuruf. Der gute Borrosch hatte Freudenthränen in den Augen; er hielt die That für gelungen. Ich hoffte im Stillen, daß die Freunde Latours inzwischen gehandelt haben würden! Jetzt bemerkte jemand, es wäre gut, gleich fortzugehen, weil dann die begeisterte Menge dem verehrten Redner folgen würde. Ich glaube, eine Stimme forderte sogar dazu auf, um die Reichstagsdeputation zu schützen. Am Thore wurde Borrosch von zwei Bürgerkavalleristen auf ein Pferd gehoben, damit er besser zum

Volk sprechen könnte. So ging es fort, und wirklich schloß sich eine große Menge dem Zuge an. Ich folgte Borrosch und mehrere Deputirte mit mir; doch weiß ich nicht, ob alle und welche. Wir zogen auf den Stephansplatz, wo es, wie man uns sagte, noch gefährlich aussehen sollte. Wir fanden aber nur zerstreute Haufen von Bewaffneten. Borrosch ermahnte sie zur Ruhe und Ordnung, und sie erwiesen sich sehr willfährig. Hierauf zogen wir durch die Kärntnerstraße und über den neuen Markt in den Reichstag zurück. In der Kärntnerstraße fiel mir ein grimmig aussehender Mann auf, der schußfertig einen Stutzen in Händen hatte und mit überhängenden Beinen in einem Fenster des ersten Stockes saß!

Ich gestehe offen, daß ich das Kriegsgebäude mit dem Gefühle verließ, daß wir nicht genug gethan, um den unglücklichen Kriegsminister zu retten. Und doch wußte ich weder damals, noch weiß ich jetzt, was wir mehr hätten thun sollen. Wären unser in imponirender Anzahl vorhanden gewesen, dann hätte es vielleicht gelingen können, den Bedrohten in unsre Mitte zu nehmen und ihn in den Reichstag zu führen. Wir wenigen aber, die wir uns in dem Gedränge kaum beisammen erhalten konnten, durften dies nicht wagen. Gingen wir hinauf, um den Minister zu suchen, so hätten wir dadurch den Mordgierigen offenbar nur den Weg gezeigt. Noch weniger hätte ich es verantworten mögen, den

Grafen mitten unter die ergrimmte Menge herabzufüh-
ren. Der unglückselige Ausgang dieses später unter
weit günstigeren Umständen unternommenen Rettungs-
ersuches, rechtfertigt uns. Der Triumphzug aber, wel-
chen der gute Borrosch zu Pferde gehalten, hat ihm viel
Herzleid verursacht, denn da sich fast zu gleicher Zeit,
als wir noch durch die Straßen zogen, die Kunde von
dem Morde Latours verbreitete, so glaubten viele, wir
seien bei der Unthat zugegen gewesen und hätten sie
durch jenen Zug gefeiert.

Als wir im Reichstag ankamen und die Hoffnung
verkündigen wollten, daß der Kriegsminister gerettet sei,
war eben Strobach, der noch immer keine Sitzung er-
öffnen wollte, weil die geschäftsordnungsmäßige Anzahl
von Mitgliedern noch nicht zugegen war, durch einen
heftigen Sturm der Linken verscheucht worden und
Smolka nahm den Präsidentenstuhl ein. Mit tiefer Be-
wegung erzählte er als Augenzeuge das schreckliche Ende
Latours. Fischhof ergänzte, bis zu Thränen ergriffen,
die Erzählung. Die ganze Versammlung nahm die
traurige Kunde mit dem Schweigen des Entsetzens auf.
Borrosch stieß weinend einen Klageruf aus. Löhner
wollte Strobach, der durch die Verweigerung einer recht-
zeitigen Sitzung das Unglück mitverschuldet hätte, in
Anklagestand versetzt wissen. Allein die Versammlung
war nicht in der Stimmung, einen solchen Racheakt zu
genehmigen, und selbst Goldmark bat Löhnern, den

Antrag zurückzunehmen; was dieser auch that. Hierauf wurde beschlossen, eine Deputation an den Kaiser und eine Commission an den kommandirenden General, Grafen Auersperg zu senden. Vom Kaiser sollte die Bildung eines neuen volksthümlichen Ministeriums, in welchem nur Doblhoff und Hornbostel bleiben sollten, die Zurücknahme des Manifestes an die Ungarn und eine Amnestie für alle Civil- und Militärpersonen erbeten werden. Der Antrag auf Amnestie wurde uns später, als die Gutgesinnten unter dem Schutz des Belagerungszustandes plötzlich weise und muthig geworden waren, bitter übel genommen. Allein er entsprang keineswegs aus Sympathie für die Mörder Latours, sondern aus der unter Umständen wie die damaligen alle andern Rücksichten überwältigenden Nothwendigkeit, alles zu thun, um noch weitere Gräuelthaten zu verhüten. Zu solchen wird aber nach dem Zeugniß der Geschichte eine empörte Volksmasse am leichtesten durch ein verzweifeltes Schuldbewußtsein getrieben. Der allerdings von einem Mitglied der Linken *) gestellte Antrag wurde von der ganzen Versammlung fast einstimmig angenommen und zwar mit besonderer Rücksicht auf die vielen Soldaten, die größtentheils berauscht zum Volke über-

*) Ich habe den Antrag nicht gestellt, sondern nur über die in Folge des darüber gefaßten Beschlusses erlassene Proklamation Bericht erstattet.

gegangen waren und sich in einem so exaltirten Zustand befanden, daß von ihnen das Schlimmste zu befürchten war. In derselben Rücksicht verordneten wir später, diese Soldaten in ein besonderes Corps zu sammeln. — Hornbostel, Pillersdorf, Borrosch, Skoda und Lubomierski begaben sich mit der Adresse nach Schönbrunn. Fischhof, Scherzer, Catinelli, Lasser und Szabel gingen zum Kommandirenden. Hierauf stellte Löhner den Antrag, der Reichstag möge sich permanent erklären und zugleich eine eigene Commission als Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß einsetzen. Der Antrag wurde genehmigt und sofort die permanente Commission aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: Brestl, Stobnicki, Löhner, Mayer Caj., Füster, Vidulich, Klaudi, Schuselka, Violand, Goldmark. Wir begaben uns sogleich in das Lokal des Constitutionsausschusses, im 2. Stocke der Stallburg, wo wir bis zum 31. Oktober unsere ununterbrochene Sitzung hielten. Zum Obmann wählten wir den Unterstaatssekretär Mayer. Ich fungirte als Schriftführer und Berichterstatter. Letzterer blieb ich permanent; das Protokoll führten später abwechselnd verschiedene Mitglieder. Unser Personal erlitt bald viele Veränderungen. Schon am 7. Oktober baten Löhner und Brestl, sich wegen Kränklichkeit durch Bilinski und Zimmer vertreten lassen zu dürfen. Löhner kam zwar noch einigemal in die Permanenz, erlag aber dann völlig seiner Schwäche; Brestl jedoch nahm ungeachtet

seiner offiziellen Resignation fortwährend als Freiwilliger fleißigen Antheil an unsern Arbeiten. Mayer präsidirte nur zwei Tage. Er ging nach Brünn, um sich einer neuen Wahl zu unterziehen, kam aber nicht wieder. Nun wählten wir Szabel zum Obmann, der nach etwa acht Tagen erklärte, er fühle seine Kräfte der Aufgabe nicht gewachsen. Nun wurde Fischhof unser Präsident und bewies durchgehends wieder dieselbe Ausdauer, Umsicht und Würde, durch die er sich als Vorsitzender des frühern Sicherheitsausschusses unsterblich gemacht. Als er mit einer der letzten Deputationen nach Olmütz ging, fungirte ich als provisorischer Obmann. Klaudi trat aus, als die Czechen den Reichstag verließen. Auf Antrag Haimerls und Umlaufts wurden wir am 7. durch weitere zehn Mitglieder verstärkt. Ernannt wurden die Herren Kanitschtsch, Ambrosch, Haimerl, Jonak, Prato, Szabel, Oheral, Kudlich und Smarczewski, von denen aber nur Haimerl, Prato und Smarczewski dem Ausschluß getreu blieben. Auf Antrag Kudlichs wurden uns die Herren Catinelli, Zbyszewski, Schneider und Müller als militärische Rathgeber zur Seite gegeben. Als Freiwillige arbeiteten Lasser und Vakano von der einen, Umlauft von der andern Partei, letztere beide bis zur Katastrophe fleißig mit uns. Als gegen das Ende zu die Zahl der Ausdauernden immer kleiner wurde, trat der Tiroler Wörz freiwillig in den Ausschuß und unterstützte kräftig die gemäßigte Partei. Häufig luden wir

auch die beiden anwesenden Minister Hornbostel und Kraus zu unsern Sitzungen. Letzterer blieb auch, nachdem Hornbostel an das Hoflager gerufen und in Folge seiner edlen Resignation nicht mehr zurückgekommen war, bis in die letzten Tage in fortwährender Verbindung und gemeinschaftlicher Thätigkeit mit uns.

In der Nacht vom 6. Oktober beschäftigte uns fast ausschließlich nur das Bestreben, die Erstürmung des Zeughauses zu verhüten. Wir erkannten die Gefahr in ihrem ganzen Umfange, und selbst die radikalsten unserer Mitglieder wirkten eifrig für die Beseitigung derselben mit. Aber unsere Stellung war eine verhängnißvoll schwierige. Mit der Besatzung des Zeughauses war jede Verständigung unmöglich, weil sie niemanden in die Nähe kommen ließ; und die Stürmenden waren so erbittert, daß sie keiner Vorstellung Gehör gaben. Sie dachten damals noch nicht an die Plünderung des Zeughauses, sondern nur an die Rache an den Stadtgarden, die am Stephansplatz auf die Wiedner geschossen und nun im Zeughaus versteckt sein sollten. Vergebens sandten wir wiederholt mündliche und schriftliche Aufforderungen, die Bestürmung einzustellen und sich zu begnügen, die zuführenden Straßen abzusperren, da ja auf diese Art doch niemand entwischen könnte. Wir erhielten jedesmal zur Antwort: »Wir müssen hinein, um die schwarzgelben Garden über die Klinge springen zu lassen!« Ich selbst habe Männer,

die sonst mein Wort hoch gehalten, dringend gebeten, das Kanonenfeuer auf der Bastei einzustellen, erhielt aber zur Antwort: »Sie sind zu gutmüthig, Herr Doktor!« Der vom Reichstag und vom Ministerium des Innern zum provisorischen Obercommandanten der Nationalgarde ernannte Abgeordnete Scherzer, that persönlich das möglichste und wurde auch von einzelnen Männern bereitwillig unterstützt, um aber den gütlichen Aufforderungen einen imponirenden Nachdruck zu geben, fehlte es ihm an Macht. Allein wenn er diese auch gehabt hätte, so wäre es doch eine äußerst gefährliche Unternehmung gewesen, die Stürmenden mit Gewalt vertreiben zu wollen und so den kaum erloschenen Kampf von Bürgern gegen Bürger von neuem anzufachen, der sich dann vielleicht zu unberechenbarem Verderben über die ganze Stadt verbreitet hätte. Es war in der That alles daran gelegen, einen solchen Kampf zu vermeiden und friedlich zum Ziel zu gelangen. Dafür schien uns kein anderes Mittel zweckdienlich, als das Zeughaus für Nationaleigenthum zu erklären und es unter den Schutz der Nationalgarde und akademischen Legion zu stellen. Dies wurde beschlossen und so viel als möglich kundgemacht. Abtheilungen der Garde wie der Legion erklärten sich bereit, die Bewachung des Zeughauses zu übernehmen, und selbst das abziehende Militär gegen Angriffe zu schützen. Mit der Kunde davon wurden Deputirte zum General

Auersperg geschickt, um ihn zu bewegen, der Besatzung des Zeughauses den Befehl zu geben, das Feuern einzustellen und das Zeughaus unter Vermittlung einer Reichtagsdeputation an die Nationalgarde und Legion zu übergeben *), zugleich beschlossen wir, aus unserer eigenen Mitte Friedensrichter auf den Kampfsplatz selbst zu senden. Stobnicki, ein alter polnischer Stabsoffizier und Kudlich übernahmen diese lebensgefährliche Sendung. Wir gaben ihnen einen schriftlichen, mit dem Reichstagssiegel versehenen Befehl mit. Auf der Freiung wählten sie sich aus Freiwilligen einen Trompeter, Fahnen- und Fackelträger und stiegen so über die Barrikade in die dunkle, raucherfüllte Renngasse. Sie gingen vorsichtig langsam vorwärts und gaben Schritt vor Schritt ein Parlamentärzeichen. Man ließ sie etwa dreißig Schritte in die Gasse kommen und begrüßte sie dann mit einem Kugelregen. Der Fackelträger fiel todt

*) Der ersten noch am Abend an ihn gesendeten Deputation hatte Auersperg geantwortet, daß er bereit wäre, die Truppen in die Kasernen einrücken zu lassen, wofern man ihm gut stünde, daß weder sie noch die Besatzung des Zeughauses weiter angegriffen würden. Da es uns nun nicht gelang, den Sturm auf das Zeughaus mit Worten abzuhalten, und zu Thaten offenbar nur der General die Macht hatte, so war von der Unterhandlung mit ihm nicht viel zu hoffen.

nieder; Stobnicki erhielt eine leichte Verwundung im Schenkel.

Erst gegen Morgen machte die beiderseitige Ermüdung dem Kampf ein Ende. Nachdem Auersperg endlich eingewilligt und einen schriftlichen Befehl zur Übergabe des Zeughauses gesandt, Kudlich aber in Begleitung eines Studenten sich vom Stadtgraben aus durch einen unterirdischen Gang ins Zeughaus zu den Soldaten hineingewagt hatte, kam die friedliche Übereinkunft zu Stande. Die Soldaten zogen unangefochten ab; Garden fanden sich im Zeughause nicht. Leider war die Commission, die wir absandten, um ein Inventar aufzunehmen, und die Verschleppung der Waffen zu verhindern, nicht mehr im Stande, diesen Auftrag vollständig zu erfüllen, obwol sie von der Garde und Legion mit Aufopferung unterstützt wurde. Das durch den langen Kampf erhitzte Volk konnte dem Anblick der reichen Waffenvorräthe nicht widerstehen. Das einmal gegebene Beispiel wirkte schnell durch die ganze Stadt. Schaaren zogen herbei, um sich Waffen zu holen. Erst gegen Mittag des 7. gelang es, der weitern Verschleppung Einhalt zu thun und die Waffensäle mit dem Reichstagssiegel zu schließen. Doch waren die werthvollsten Seltenheiten in Kisten gepackt und in sichere Verwahrung gebracht worden. Später 'als nach der Ankunft der Kroaten der Ruf nach Waffen wieder allgemein wurde und ein neuer Sturm auf das Zeughaus

zu fürchten war, ließen wir, um größeres Unheil zu verhüten, mit möglichster Aufsicht und Auswahl Waffen vertheilen.

Nachdem der Streit um das Zeughaus auf die erzählte Weise geschlichtet war, wurde die Reichstagssitzung die von 3 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr Morgens gedauert hatte, auf zwei Stunden unterbrochen. Der Ausschuß aber blieb permanent. Um Mitternacht war die Deputation aus Schönbrunn zurückgekommen und hatte ein Handbillet des Kaisers gebracht, worin in sehr wohlwollenden Ausdrücken die Bildung eines neuen Ministeriums und die unverweilte Berathung der zum Wohle der Gesammtmonarchie nöthigen Maßregeln zugesichert wurde. Diese Erklärung des Kaisers wurde von der Versammlung mit einem begeisterten: »Es lebe der Kaiser!«— aufgenommen. —

Das Ereigniß des 6. Octobers fordert nebst der bereits ausgesprochenen allgemeinen noch zu folgender besondern Betrachtung auf.

Man hebt mit schreiendem Nachdruck hervor, diese Revolution sei überhaupt eine gemachte und zwar eine zu Gunsten der Madjaren gemachte gewesen. Ich pflichte diesem Urtheile bei, aber die historische Kritik fordert auch zu der Frage auf, ob dieses Revolution-Machen nur von der einen oder ob es von beiden Seiten ausgegangen? Ich lasse auf diese Frage die Thatsachen antworten.

Daß die Regierung durch die unconstitutionelle, heimliche und doppelzüngige Art, wie sie gegen Ungarn verfuhr, die Bevölkerung Wiens aufgeregt und zwar zu Gunsten der Madjaren aufgeregt hat, ist bereits ausgeführt worden. Gewiß ist es nun, daß die Emissäre und Freunde der Madjaren diese Aufregung benützten, um einen Schlag gegen das Ministerium zu führen, denn es ist klar daß den Ungarn alles daran gelegen sein mußte, die österreichische Regierung an der raschen Durchführung der Gegenrevolution zu hindern. Da nun auch ein Theil der Wiener Garnison von der Aufregung ergriffen und da es hier vorzüglich das deutsche Bewußtsein war, welches Mißtrauen gegen die kroatische Erhebung einflößte und die Madjaren als die Bundesgenossen der Deutschen gegen die Slaven erscheinen ließ; so benützte die Revolutionspartei natürlich die im voraus bekannte Absicht des Ministeriums, gerade die deutschen Truppen von Wien gegen Ungarn marschiren zu lassen, um diese Truppen aufzuwiegeln. Auf diese Art wurde von der einen Seite Revolution gemacht.

Allein dem Ministerium konnte und durfte dies nicht unbekannt sein; warum faßte es nun dennoch den Beschluß, gerade diese Truppen gegen Ungarn marschiren zu lassen und dadurch der in Wien herrschenden Aufregung zu trotzen? Ein solches Verfahren einer Regierung nennt der Sprachgebrach aller gebildeten

Völker ebenfalls Revolution-Machen. — Blicken wir aber noch weiter: Es ist ausgemacht, daß die Soldaten von der Revolutionspartei bearbeitet wurden; allein es drängt sich hier die Frage auf, wie konnte dies in Wien vor den Augen der höchsten Militärbehörden bis zu einem so hohen Grade gelingen? Wo war da die altberühmte Aufsicht und Disciplin? Wie war es möglich, daß Truppen, die nicht in Bürgerhäusern zerstreut sondern in einer Kaserne wohnten, und beim Zapfenstreich zu Hause sein mußten, wie war es möglich, daß solche Soldaten am Vorabend des Ausmarsches so betrunken gemacht werden konnten, daß sie sich noch am nächsten Morgen in einem höchst exaltirten Zustand befanden? Wo war da die Aufsicht und Disciplin? — Aber noch nicht genug an dem. Der Zustand und die Gemüthsstimmung der Grenadiere mußte am Morgen des Marschtages doch gewiß schon in der Kaserne bemerkt werden, und ohne Zweifel erhielt das Ministerium Kenntniß davon. Wie konnte sich nun ein Collegium von Staatsmännern zu dem Entschluß hinreißen lassen, einer aufgeregten Bevölkerung und der schon in Waffen stehenden Revolutionspartei das empörende Schauspiel zu geben, eine größtentheils betrunkene Truppe durch andere Soldaten zum Marschiren zwingen und zuletzt gar auf sie schießen zu lassen?! Ein solches Verfahren mußte unter den damaligen Umständen nothwendig zu einem Aufstand führen,

und man ist daher wieder zu dem Urtheil berechtigt, daß das Ministerium diesen Aufstand mit gemacht hat. Die Schwäche und Rathlosigkeit, womit dieses Ministerium dem von ihm selbst provocirten Aufstand entgegen getreten, und wie rasch und leicht es sich umwerfen und zersprengen ließ, habe ich schon oben vom Standpunkt des Ministeriums selber gerügt. Durch dies alles wurden die Ereignisse jenes Unglückstages, den Tod des verlassenen und preisgegebenen Latour mit inbegriffen, von Seite des Ministeriums mitverschuldet. — Und wie stand es ferner mit dem verhängnißvollen Ereigniß der Nacht vom 6. October? Man macht es dem Reichstag, d. h. der gesetzgebenden Versammlung, die sich, wie Herr Minister Bach stets streng behauptete, durchaus nicht in die Executivgewalt mischen sollte, zum Verbrechen, daß er die folgenschwere Erstürmung des Zeughauses nicht verhindert. Dieser Vorwurf überführt diejenigen, die ihn uns machen, der schamlosesten Ungerechtigkeit. Der Reichstag hat, nachdem das Ministerium Wessenberg aus Furcht und Rathlosigkeit die Executivgewalt weggeworfen hatte und entflohen war, die ganze Nacht hindurch alle einer gesetzgebenden Versammlung zu Gebote stehenden Mittel angewendet und mehrere seine Mitglieder haben ihr Leben der Gefahr ausgesetzt, um das Zeughaus zu retten. Was hat aber inzwischen die stolze Executivgewalt gethan? Sie ist mit einem concentrirten völlig ausgerüsteten Armeecorps von 6000

bis 7000 Mann auf dem Glacis gestanden und hat die ganze Nacht müßig zugesehen, wie kaum 300 Menschen das Zeughaus bestürmten! Und doch ist Herr Minister Bach, der sonst die Prärogative der Executivgewalt so stolz zu vertheidigen wußte, schon seit Nachmittag 5 Uhr bei Auersperg im Lager gewesen! Man wirft dem Reichstag vor, daß er den Tod Latours und die Erstürmung des Zeughauses gewollt, weil er beides nicht verhindert, und doch ist thatsächlich bewiesen, daß der Reichstag die Hinderung mehrfach versucht; daß ihm aber die Macht gefehlt hat. Wie wäre es nun, wenn wir den Vorwurf umkehren und sagen würden: Die am Glacis kampirende Executivgewalt, den Herrn Minister Bach an der Spitze, hat den Tod Latours und die Erstürmung des Zeughauses gewollt, weil sie beides nicht einmal zu hindern versucht hat, obwol sie offenbar die Macht hatte, die Rettung sogar zu vollbringen! — Doch wir machen diesen Vorwurf nicht, denn wir wollen selbst gegen unsre Gegner nicht unedel sein. —

Der Reichstag gönnte sich, wie gesagt, am frühen Morgen des 7. Octobers eine kurze Ruhe, in der frohen Hoffnung, daß alles gut gehen werde. Der Kaiser hatte ja versprochen, ein neues Ministerium zu berufen und mit diesem die Interessen der Gesammtmonarchie neu zu berathen. Niemand zweifelte an der Heiligkeit des kaiserlichen Wortes und daß durch die

Erfüllung desselben die unheilvollen Fehler des früheren Ministeriums gut gemacht werden würden. Diese Hoffnung wurde vernichtet durch die Nachricht von der Flucht des Kaisers und noch mehr durch das Abschiedsmanifest, welches Minister Kraus durch einen Mann der Burgwache zur Kontrasignatur erhielt. Bekanntlich hat Kraus in Übereinstimmung mit Hornbostel die Kontrasignatur verweigert und das kaiserliche Schreiben öffentlich dem Reichstag übergeben. Ich habe dieses merkwürdige kaiserliche Aktenstück in Händen gehabt. Es war ein gewöhnliches Quart Briefpapier vom obern bis zum untersten Rand so eng beschrieben, daß kaum Platz für die Unterschrift des Kaisers blieb. Es war offenbar die in Eile verfaßte Originalschrift, denn viele Worte waren ausgestrichen und verbessert. Text und Datum waren von verschiedener, letzteres wahrscheinlich von weiblicher Hand. Der kaiserliche Namenszug war unverkennbar echt. Der Inhalt enthielt bekanntlich Klagen über das Geschehene und über die Zukunft nichts, als die Andeutung, daß der Kaiser anderswo die Mittel suchen müßte, das geknechtete Wien zu befreien! Weiter durchaus keine Verfügung über das, was zunächst und unmittelbar in Wien geschehen sollte und doch geschehen mußte, keine Ansprache an den Reichstag, keine Erwähnung weder des alten noch des neu zu bildenden Ministeriums, keine Aufforderung an die Behörden, auf ihrem Posten zu

bleiben, keine Verfügung über die kriegerisch gegen die Stadt aufgestellten Truppen — nichts, durchaus gar nichts! Und dies einer großen, der ersten Stadt des Reiches gegenüber, deren Bevölkerung durch einen blutigen Kampf erbittert, von Mißtrauen und Argwohn fieberisch aufgeregt und bis in die untersten Schichten hinab bewaffnet war. Was hätte nun bei einer so unerhörten Katastrophe der Reichstag thun sollen? Dies frage ich das Ministerium Wessenberg und seine Lobredner, ich frage es besonders jene Gutgesinnten, die nachdem sie zuerst ihre Vaterstadt im Stich gelassen und sich nach der Wiederkehr in ihrem durch die Vorsorge des Reichstags unverletzt gebliebenen Eigenthum behaglich fühlten, auf diesen Reichstag blutdürstig zu schimpfen begannen. Ich frage sie, was sie sich denn für eine Vorstellung machen von dem, was geschehen wäre, wenn der Reichstag das Beispiel der höchsten Exekutivbehörden nachgeahmt, d. h. sich am 7. Oktober aufgelöst hätte oder davon gegangen wäre, um irgendwo anders in Bequemlichkeit und Sicherheit leben zu können!

Der erste österreichische Reichstag kam durch jenes Ereigniß in eine Lage, wie noch nie irgend eine gesetzgebende Versammlung. Wir müssen diese Lage in ihren Hauptmomenten scharf ins Auge fassen, weil sich daraus die Richtschnur für das Verhalten des Reichstags entwickelte, woran er bis zum letzten Augenblicke mit unerschütterlicher Consequenz festhielt. Dies nach bestem Wis-

sen und Gewissen darzustellen ist meine hauptsächlichste Aufgabe.

Die Stellung des Reichstags war in dreifacher Beziehung folgende:

1. Er durfte seinem Mandat dem Volk gegenüber nicht untreu werden. Sein Mandat verpflichtete ihn, mit ängstlicher Sorge für die demokratisch-constitutionelle Freiheit zu wachen. Aus ihr war seine Wahl hervorgegangen, sie sollte er durch die Verfassung dauerhaft begründen. Seit der Flucht des Kaisers am 7. October gestalteten sich aber die Verhältnisse so, daß der Reichstag wie das Volk eine Gegenrevolution fürchten mußte, welche die demokratisch-constitutionelle Freiheit durch einen aristokratischen Scheinconstitutionalismus verdrängen, oder vielleicht gar den Absolutismus wieder einführen wollte. Der Reichstag mußte dagegen wachsam und gerüstet sein, denn er durfte das Princip seines Ursprungs und seines Berufes nicht verleugnen.

2. Der Reichstag durfte aber auch dem monarchischen Prinzip nicht untreu werden. Deßhalb mußte er das Princip der Unverantwortlichkeit des Monarchen fest halten, mußte die Vermittlerrolle zwischen Thron und Volk übernehmen und alles aufbieten, daß der Staatsorganismus in seinem Lebensgange nicht gestört würde und die Flamme des Bürgerkrieges nicht um sich griffe.

3. Der Reichstag mußte auf dem revolutionären Boden, auf welchem er stand, dem Gebote der Nothwendigkeit und der Humanität gehorchen, er mußte in vielen Beziehungen die Dinge nehmen, wie sie waren und nur dafür sorgen, daß sie nicht noch schlimmer würden.

Betrachten wir in diesen drei Beziehungen die Thätigkeit des Reichstags.

Er mußte erstlich für das demokratisch-constitutionelle Princip fürchten und gerüstet sein, dasselbe gegen die aristokratisch-absolutistische Reaktion zu vertheidigen. Der Verdacht einer solchen Reaktion war, wie gesagt, nie ganz beseitigt gewesen, er wurde durch das heimliche Verfahren gegen Ungarn mächtig gesteigert, er erreichte durch die Flucht des Kaisers und durch die Art und Weise, wie diese Flucht bewerkstelligt wurde, den höchsten Grad. Um Mitternacht des 6. Octobers, wo man in Schönbrunn die Ermordung Latours und den Angriff auf das Zeughaus schon kannte, erhielt die Deputation des Reichstags vom Kaiser das schriftliche Versprechen der Bildung eines volksthümlichen Ministeriums und der Neuberathung der vaterländischen Interessen — und in den Morgenstunden des 7. wurde der Kaiser, ohne daß er irgend eine constitutionelle Verfügung getroffen hätte, von einem Armeekorps fortgeführt! Dies mußte den Verdacht erregen, daß der gütige Kaiser Ferdinand nicht frei sei, sondern daß sich seiner die

aristokratisch = militärische Reaktionspartei bemächtigt habe, um eine Gegenrevolution durchzuführen. Daß dieser Partei der 15. Mai und der durch diesen Tag berufene constituirende Reichstag ein Gräuel sei, war bekannt, es mußte also der Reichstag fürchten, daß die Gegenrevolution gegen ihn selbst und gegen das Princip seiner Berufung auftreten werde. Diese Furcht erhielt noch mehr Begründung dadurch, daß in dem an und für sich inconstitutionellen Abschiedsmanifeste des Kaisers der Reichstag völlig ignorirt wurde! Aber noch mehr! Man wußte, daß ein großer Theil der Hofpartei selbst mit den Märzconcessionen nicht einverstanden war, und mußte daher mit Grund fürchten, daß diese Partei, nachdem sie sich der Person des Monarchen bemächtigt, selbst über den März zurückgehen werde. Dies erhielt zum Theil schon durch die Art der Abreise des Hofes und dann dadurch seine Bestätigung, daß kein Minister beim Monarchen war, sondern ein bloßer Hofdiener, Fürst Lobkowitz, kaiserliche Proklamationen unterzeichnete. Als später Hornbostel an das Hoflager gerufen ward, wurde dies vom Reichstag und von der Bevölkerung mit Freuden für ein Zeichen angesehen, daß die constitutionelle Freiheit aufrecht bleiben sollte. Allein diese Hoffnung wurde gänzlich niedergeschlagen, als der redliche Volksminister auf seine Stelle resignirte mit der öffentlichen Erklärung, daß er die vom Hofe beschlossenen Maßregeln nicht verantworten könnte. Von

diesem Augenblick war die Furcht vor einer absolutistischen Gegenrevolution in der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung allgemein. Sie wurde gesteigert durch die Art und Weise, wie die Sendboten des Reichstags von den Höflingen behandelt wurden, wobei sich namentlich Fürst Lobkowitz durch seine unhöflichen und höhnischen Antworten auszeichnete. Aber selbst als später die feierlichen Reichstagsdeputationen mit etwas mehr constitutionellem Anstand behandelt wurden, waren die offiziellen Antworten, die man gab, durchaus nicht geeignet, die Besorgnisse des Reichstags und des Volkes zu zerstreuen, denn die Thatsachen standen mit jenen Antworten in offenem Widerspruch, indem man zwar wiederholt versicherte, nichts feindliches gegen Wien zu beabsichtigen, nichtsdestoweniger aber fortwährend Truppen gegen Wien marschiren ließ. Den unheilvollsten Eindruck auf die öffentliche Stimmung machte die Ankunft Jellacic's. Bis zu diesem Ereigniß schien eine friedliche Ausgleichung noch immer möglich. Auersperg, dessen Truppen schwierig zu werden anfingen, schien nahe daran zu sein, den wiederholten Aufforderungen des Reichstags und des Gemeinderathes zu folgen und in die Kasernen einzurücken, da kam gerade der Feldherr, welcher bei der damals herrschenden und durch die Regierung selbst veranlaßten Begriffsverwirrung für ein blindes fanatisirtes Werkzeug des Despotismus gehalten wurde, mit jenen Truppen vor Wien an, die nun einmal

in Folge derselben Begriffsverwirrung durchaus nicht für österreichische Truppen angesehen wurden. Ich nehme keinen Anstand, es meiner Partei gegenüber offen auszusprechen, daß jene Begriffsverwirrung eine sehr traurige war, aber ebenso entschieden sage ich es, daß nur die Fehler der Regierung schuld daran gewesen. Vor wenigen Monaten zweifelte niemand daran, daß die Kroaten Österreicher seien und zwar Österreicher, die sich durch die Bewachung der Grenze gegen Pest und Räuberei um die Monarchie, ja um Europa hohe Verdienste erworben; allein durch die den Ungarn kopflos gemachten Concessionen hatten die Kroaten staatsrechtlich aufgehört, Österreicher zu sein, und ihr Ban war wegen seiner Auflehnung gegen die Befehle des ungarischen Ministeriums als Hochverräther aller seiner Ämter und Würden verlustig erklärt worden. Nun stand er plötzlich vor Wien, und seine, wenn auch sehr poetisch lautende Versicherung, daß er die freien Institutionen des Vaterlandes nicht stürzen, sondern vertheidigen wollte, konnte nach dem, was voraus geschehen war, unmöglich Glauben finden. Noch weniger beruhigend waren die Äußerungen, die vom Hof aus über den Anmarsch des Banus gemacht wurden. Sie waren nichtssagend und ließen eben deßhalb das Schlimmste befürchten *). Als überdies nach der Ankunft der Kroa-

*) Fürst Lobkowitz z. B. sagte: „Die Truppen des Bans seien nur gegen Ungarn bestimmt; ihre fernere Verwendung aber werde von den Umständen abhängen.

ten auch Auersperg die Sprache änderte und erklärte, ein Ministerium bestünde nur dem Namen nach, ein Kriegsminister namentlich sei gar nicht da, er, Auersperg, könne also nur den direkten Befehlen des Kaisers gehorchen, und als er zugleich mit dieser Erklärung sich aus der Stadt zurückzog und mit Jellacic vereinigte, da mußte selbst der Gutmüthigste mit Mißtrauen und Argwohn erfüllt werden.

Ich muß hier bemerken, daß die erste Nachricht, Jellacic rücke an die österreichische Grenze, mich nicht sehr überraschte und bekümmerte. Ich glaubte nämlich überzeugt sein zu dürfen, daß der Ban nicht aus prophetischer Vorahnung der Octoberrevolution, sondern seines eigenen Heiles wegen gekommen. Ich theilte zwar nicht die Voraussetzung derjenigen, welche durch falsche madjarische Berichte getäuscht, den Ban für total geschlagen hielten, so viel aber schien mir klar, daß Jellacic Gründe genug gehabt, mit seiner damaligen improvisirten Macht den Marsch gegen Pesth nicht durch rein madjarische Bezirke zu wagen und ihn überhaupt nicht früher zu unternehmen, als bis er seine Armee besser organisirt, verpflegt und hinreichend verstärkt hätte. Deßhalb zog Jellacic an die österreichische Grenze. Diese meine Ansicht erhielt ihre vollkommene Bestätigung durch einen aufgefangenen Brief des Bans vom 6. October, worin er vom Kriegsminister dringend Verstärkung an Reiterei und Artillerie ver-

langte*). Durch das Ereigniß des 6. Octobers nun kam Jellacic selber in eine sehr gefährliche Lage. Er konnte nun von Wien aus keine Verstärkung erwarten und mußte fürchten, daß die Madjaren sich dies zu Nutze machen und ihn angreifen würden. Deßhalb zog der Ban so eilig nach Wien, um erstlich den Madjaren aus dem Wege zu gehen und um sich für den Fall einer Verfolgung wenigstens durch die Truppen des Auersperg zu verstärken. Diese ursprüngliche und eigentliche Absicht seines Zuges nach Wien verrieth Jellacic selber in seinen Erklärungen. Die Lage der Dinge gab aber noch einen andern Aufschluß über die Bewegung der kroatischen Armee. Es hatte nämlich allen Anschein, daß Jellacic den Marsch gegen Pesth überhaupt nicht auf der ursprünglichen Route fortsetzen, sondern daß er über die Donau gehen und durch die slovakischen Comitate marschiren wollte, um dort das Volk für sich zu gewinnen und einen slovakischen Landsturm zu organisiren. Die strengen Drohungen, mit welchen Jellacic von Preßburg die Herstellung der Schiffbrücke verlangte, bestätigten diese Ansicht. Der Magistrat von Preßburg verlangte von uns Hilfe! Wir konnten natürlich nichts thun, als den Ban aufmerksam machen, daß eine Feind-

*) Der Brief wurde in den permanenten Ausschuß gebracht und in Gegenwart der beiden Minister Kraus und Hornbostel geöffnet.

seligkeit gegen Preßburg den Absichten des Kaisers vorgreifen würde, der versprochen hatte, die Angelegenheiten Österreichs mit einem neuen Ministerium zu berathen. Als Jellacic einmal vor Wien stand, erkannte man bei Hofe, daß man ihn daselbst gut brauchen könnte; es ging dem Ban hier gerade so wie bei seiner Erhebung überhaupt. Sie wurde anerkannt, als sie Erfolg versprach; wäre sie unglücklich gewesen, so wäre Jellacic ein Hochverräther geblieben, und hätten die Dinge vor Wien eine andere Wendung genommen, so würde man dem Ban aus der Verletzung des österreichischen Gebietes ein Verbrechen gemacht haben. — In Folge der erst vor Wien erhaltenen Weisungen verband sich Jellacic mit Auersperg und begann sofort feindlich gegen Wien zu operiren. Bald erhielten wir die erste kroatische Kanonenkugel, die in die Vorstadt geflogen. Sie lag fortan als ernstes Erinnerungszeichen auf unserm Tische.

Das Auftreten der Kroaten mußte bei der damaligen Stimmung aus politischen, nationalen und socialen Gründen die höchste Erbitterung hervorrufen. Erst jetzt wurde die October-Emeute zur wirklichen Revolution, und man muß daher wieder sagen, daß die Regierung diese Revolution gemacht hat. Nun schrie alles nach Waffen und es wurde in der That ein allgemeiner Volksbeschluß, Wien in Vertheidigungsstand zu setzen. Die kroatischen Kanonenkugeln widerlegten jede friedliche Vorstellung; das Volk von Wien wurde zum Kampfe

gereizt, der Glaube, daß man die Revolution provocire, um sie dann bis in ihre ersten Errungenschaften negiren und unterdrücken zu können, wurde allgemein. Die Erfolglosigkeit aller Friedensdeputationen und Adressen, welche der Reichstag an den Monarchen sendete, bestärkte den verzweifelnden Glauben. Als dann plötzlich Wessenberg, den die öffentliche Meinung für den Wiedereinführer der mit constitutionellem Schein maskirten metternich'schen Politik hielt, in Olmütz als alleiniger Minister auftrat; als unter der Fertigung dieses Schreckensministers jene sich widersprechenden Proklamationen vom 16. und 19. October erschienen, von denen die erste den fürchterlichsten Terrorismus athmete, während die zweite sich in milden constitutionellen Formen bewegte und sogar den Reichstag lobte; als endlich gerade Windischgrätz, der allgemein gehaßt und für den eingefleischten Repräsentanten des aristokratischen Absolutismus gehalten wurde, als Stellvertreter des Kaisers und als solcher, das heißt als alter ego Ferdinand des Gütigen mit dem schonungslosesten und grausamsten Terrorismus gegen Wien auftrat, und als zu dem allen auch noch der Reichstag von Wien abberufen und in ein slavisches Städtchen verlegt wurde; da lautete das allgemeine Urtheil in Wien so: es ist entschieden, Wien soll gezüchtigt und gedemüthigt werden, weil es den Absolutismus gestürzt, und die Deutschen sollen wie die Madjaren den Sla-

ven geopfert werden; und daß dieses Urtheil auch in den Provinzen seinen Widerhall fand, das bewiesen die vielen Deputationen, Adressen und Zuzüge. Der Reichstag aber war nicht im Stande, diesem Urtheil zu widersprechen, weil er es der Hauptsache nach theilen mußte, weil er nicht einen einzigen haltbaren Grund hatte, den er der ganzen Reihe von Thatsachen hätte entgegenstellen können.

Der Reichstag mußte selber die bezeichnete Gegenrevolution fürchten und er mußte sich dadurch für verpflichtet halten, mit allen ihm zu Gebote stehenden gesetzlichen Mitteln dagegen zu kämpfen. Dies hat der Reichstag gethan, und zwar erstlich dadurch, daß er sich selber aufrecht und beschlußfähig erhielt. Er mußte als Repräsentant des demokratisch-constitutionellen Princips auf dem Posten bleiben, auf welchen ihn das Vertrauen der Völker berufen. Wie wichtig dies war, bewies das unablässige Bestreben der Gegner, dem Reichstag Mitglieder zu entziehen und ihn so beschlußunfähig zu machen. Dies zu verhindern, war unser eifrigstes Bemühen, und namentlich habe ich als Berichterstatter des Ausschusses diese nothwendige Rücksicht nie aus den Augen lassen dürfen. Es ist uns bis in die letzten Tage hin gelungen, beschlußfähig zu bleiben, wir haben jedoch auch stets gewissenhaft Beschlußfassungen vermieden, wenn die erforderliche An-

zahl von Mitgliedern nicht zugegen war. Da dies seit dem 26. October leider immer der Fall war, so wurden von da an gar keine Anträge mehr vor die Kammer gebracht. So habe ich das am 28. gestellte Gesuch des Gemeinderathes um weitere 100,000 fl. nicht mehr dem Reichstag vorgetragen, sondern in Abwesenheit des Finanzministers dessen Unterstaatssekretär, Freiherrn von Stifft, zu mir entboten und ihm die Auszahlung jener Summe im Interesse der Stadt Wien ans Herz gelegt. Als er betheuerte, zur Verabfolgung von Geldern durchaus nicht autorisirt zu sein, wies ich auf die Gefahren hin, die für das öffentliche und Privateigenthum entstehen müßten, wenn die Mobilgarden nicht bezahlt würden; worauf Herr von Stifft seine Vermittlung bei der Bank zusicherte, welche obige Summe dem Gemeinderath auch wirklich gegeben oder geliehen hat.

Ich habe die feste und freudige Überzeugung, daß das Beisammenbleiben des Reichstags nach beiden Seiten hin den Ultras einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Wäre nun der Reichstag gar in völliger Vollzähligkeit wirksam geblieben, so würde er beiden Parteien noch mehr imponirt und noch wohlthätiger gewirkt haben. Dies hätten alle Mitglieder bedenken und beherzigen sollen. Diejenigen, welche ihren Platz verließen, haben dadurch der guten Sache ungemein geschadet; namentlich haben die Czechen durch ihre Flucht

und durch die Unternehmungen, mit welchen sie sich vor ihrem eigenen Bewußtsein und vor den Völkern zu rechtfertigen suchten, bei der Wiener Bevölkerung den Verdacht gesteigert, es sei eine slavische Verschwörung im Spiele. Ich will hierbei nicht in Abrede stellen, daß anfangs sowol im Reichstage als außerhalb desselben Äußerungen gefallen sind, die den Czechen Besorgnisse einflößen konnten; aber eine wirkliche Gefahr war in der That nicht vorhanden, und wäre sie es auch gewesen, nun so befanden sich ja die in Wien gebliebenen Deputirten die ganze Zeit hindurch auch in keiner gefahrlosen Lage. In der Nacht vom 6. October, wo das Schlimmste nicht unerhört gewesen wäre, wurde im Ausschuß angezeigt, daß die Wohnung einiger czechischen Deputirten bedroht würde. Wir sandten sogleich Mitglieder ab und überzeugten uns, daß es ein leeres Gerücht gewesen. Der deutlichste Beweis, daß die Czechen nichts zu fürchten hatten, besteht darin, daß einer ihrer Genossen, der Abgeordnete Sadil, der mit noch vier Landsleuten, worunter der freimüthige Priester Sidon, im Reichstag geblieben war, in der Sitzung vom 24. October in entschiedener Weise gegen die Ansicht der Majorität Opposition machte und dafür, als er sich auf die Freiheit der Überzeugung und der Nationalität berief, von der Versammlung und vom Publikum mit stürmischem Beifall ausgezeichnet wurde.

Der Reichstag kämpfte ferner in seiner Eigenschaft als gesetzgebender Körper gegen die Reaktion dadurch, daß er gegen jede unconstitutionelle Maßregel der Olmützer Regierung unermüdlich feierlichen Protest einlegte und zuletzt das Verfahren des Fürsten Windischgrätz für ungesetzlich und gegen Volk und Thron feindlich erklärte. Über diese Proteste und Beschlüsse des Reichstags ist viel gespottet und geschmäht worden, allein wir können sie vor unserm Bewußtsein und vor dem Richterstuhl der Geschichte mit stolzem Bewußtsein verantworten. Der Reichstag hatte als gesetzgebender Körper keine andere Gewalt als das gesetzliche Wort, welches er gegen die Ungesetzlichkeit erhob und erheben mußte. Solche Proteste sind der Gewalt gegenüber gewöhnlich ohne unmittelbar praktischen Erfolg, aber sie verfehlen den moralischen Eindruck nicht, und die Geschichte zeichnet sie als Aktenstücke auf, nach denen in der Zukunft das Urtheil gesprochen wird. Ich war als Berichterstatter beauftragt, jene Proteste und Ungesetzlichkeitserklärungen zu motiviren. Ich habe es aus voller Überzeugung gethan und bekenne mich auch jetzt noch unwandelbar zu dieser Überzeugung. Ich will die Begründung dieser Überzeugung hier nicht wiederholen und ergänzen, denn ich glaube nicht, daß irgend jemand behaupten wird, die Regierung habe sich damals auf constitutionell gesetzlichem Boden befunden. Sie verfügte die außerordentlichsten Maßregeln ohne Minister-

rath; die Unterfertigung Wessenbergs war eine bloße Formalität, die eben so gut hätte wegbleiben können, denn ein verantwortliches Ministerium bestand in der That nicht. Die Regierung hatte den gesetzlichen Boden verlassen und ging den Weg der Gegenrevolution. Sie ist allerdings gelungen, aber die Art und Weise, wie Windischgrätz sie durchgeführt, hat nicht nur dem Volke tiefe Wunden geschlagen, sondern auch den Thron erschüttert. Letzteres wird eben jetzt unglaublich scheinen, es ist aber für jeden eine Gewißheit, der sich nicht durch das vorlaute Geschrei derjenigen Partei täuschen läßt, welche eben schreit. Es wäre sehr heilsam, wenn auch die Regierung sich nicht dieser Täuschung hingäbe, sonst verfällt sie in den verderblichen Fehler der entgegengesetzten Ultras, die im September und October den extremen Radikalismus für die Gesinnung der Majorität gehalten. —

Während nun der Reichstag seinem Charakter gemäß mit gesetzlichen Mitteln gegen die drohende Gegenrevolution kämpfte, konnte er zugleich dem Volke von Wien nicht verwehren, denselben Vertheidigungskampf mit den Waffen führen zu wollen. Der Reichstag hat das Volk nicht zu den Waffen aufgerufen, sondern es stand schon in Waffen, als der Reichstag in der von der Exekutivgewalt der Anarchie preisgegebenen Stadt, pflichtgemäß die Zügel ergreifen mußte; und die durch das Verfahren des Ministeriums provocirte Revolution

hatte dem Volk die Waffen in die Hand gegeben. Hätte nun der Reichstag mit Erfolg gebieten wollen, die Waffen niederzulegen, so hätte er die Bürgschaft leisten müssen, daß für die Freiheit nichts zu fürchten sei. Diese Bürgschaft aber konnte der Reichstag nicht leisten. Niemand konnte der drohenden Thatsache gegenüber mit ehrlicher Überzeugung sagen, daß nichts zu fürchten sei, und in einem constitutionellen Staate die constitutionelle Freiheit im äußersten Falle selbst mit den Waffen zu vertheidigen, ist kein Verbrechen. Werden ja sogar die Truppen eidlich verpflichtet, die Verfassung zu schützen und zu vertheidigen. Daß aber damals die Sachen wirklich bis zum äußersten getrieben wurden, das hat nicht der Reichstag und nicht das Volk von Wien verschuldet, sondern das unverantwortliche Ministerium zu Olmütz. Allein der Reichstag verleugnete und vergaß auch hierbei seinen blos gesetzgebenden Charakter nicht. Er nahm die Vertheidigungsangelegenheit nicht selbst in die Hand. Er konnte den Wienern nicht verbieten, konnte ihnen aber auch nicht befehlen, sich zu vertheidigen. Er überließ daher diese Sache dem Gemeinderath. Dieser repräsentirte die Bevölkerung Wiens, er mußte die Gesinnung der Bürger kennen, nur er konnte entscheiden, ob, wie weit und wie lang sich Wien vertheidigen wollte. Aus demselben Grunde nahm der Reichstag nach der Resignation Scherzers auch auf die Ernennung des Nationalgarde-

Obercommandanten keinen bestimmenden Einfluß, sondern überließ die Wahl dem Gemeinderath und der Nationalgarde. Beide Körperschaften entschieden sich mit Begeisterung für die Vertheidigung. Der Reichstag konnte und durfte es nicht hindern. Als aber zuletzt beide Körperschaften zur Kapitulation geneigt waren, hinderte dies der Reichstag nicht nur nicht, sondern unterstützte es, eingedenk seiner Friedensmission. — Dies war der Hauptsache nach die Thätigkeit des Reichstages der Gegenrevolution gegenüber.

Aber der Reichstag mußte auch dem monarchischen Princip und der Dynastie getreu bleiben. Er hat diese auf harte Proben gestellte Treue die ganze schwere Zeit hindurch unverbrüchlich gehalten. Die erste, unmittelbar nach der Flucht des Kaisers erlassene, von mir verfaßte Proklamation an die Völker Österreichs zeichnete dies als Grundsatz vor und alle nachfolgenden Proklamen, Adressen und Verordnungen hielten daran fest, nicht ein einziges Wort kam im Reichstag vor, welches gegen das monarchische Princip und gegen die Unverletzlichkeit des Monarchen verstoßen hätte; ja selbst die Mobilgarden ließen wir dem constitutionellen Throne Treue schwören. Immer waren wir sorgfältigst bemüht, die Unverantwortlichkeit des Monarchen aufrecht zu erhalten. Wir gingen stets von der Ansicht aus, der Monarch kenne den wahren Zustand der Dinge nicht, deshalb appellirten wir fortwährend von

dem übel berichteten und schlecht berathenen Kaiser an den besser zu berathenden, und wurden nicht müde, Deputationen und Adressen nach Olmütz zu senden. Um den gesetzlichen Boden, so viel als an uns lag, festzuhalten und das Ansehen der Executivgewalt nicht gänzlich zusammenbrechen zu lassen, handelten wir fortwährend im Einverständniß mit dem einzigen in Wien gebliebenen Minister Kraus, und er wird uns das Zeugniß geben, daß durch dieses unser loyales Verfahren dem Staatsdienst wesentlich genützt worden ist. In der Sitzung vom 7. October, also unmittelbar nach den Schrecknissen der Revolution und mitten in der Aufregung derselben erledigten wir durch Akklamation die Steuerbewilligung, und später ermächtigten wir in Berücksichtigung der außerordentlichen Bedürfnisse den Finanzminister, für 20 Millionen den Credit der Bank zu benützen, was ihm im August nur für 6 Millionen bewilligt worden war. Aber auch gegen die Truppen suchten wir so viel als nur irgend möglich jede Feindseligkeit zu verhindern. Wir ließen ihnen Geld und Lebensmittel zukommen, ja die akademische Legion, von Füster im Namen des Reichstags aufgefordert, escortirte sogar die Brotlieferungen für Auersperg. Wir ließen uns durch das stolze und gänzlich unconstitutionelle Auftreten der Generäle nicht abhalten, alles mögliche anzuwenden, um einen blutigen Conflikt zu vermeiden. Wir vergaben die Würde des

Reichstags, indem wir Deputationen an die Befehlshaber sandten, um sie von Gewaltthaten abzuhalten *). Unablässig waren wir auch bemüht, das Volk von der Offensive abzuhalten, und hierbei war es wieder vorzüglich Füster, dessen Popularität wir benützten. Öffentlich und im Privatverkehr mit den uns bestürmenden Parteien verwarfen wir eine doppelzüngige Politik, die den Frieden vermitteln, und zu gleicher Zeit auf blutige Störung desselben sinnen würde. Ich selber ging am 16. Abends nach Fünfhaus, wo die Erbitterung gegen die andrängenden Kroaten aufs höchste gestiegen war, hielt daselbst eine Volksversammlung, besuchte die äußersten Vorposten gegen Schönbrunn, verkündigte überall die damalige günstig lautende Antwort des Kaisers und beschwor das Volk, sich jedes Angriffs zu enthalten, damit die Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung nicht vereitelt würde.

Daß wir nicht den Bürgerkrieg und den Zerfall der Monarchie wollten, bewiesen wir durch die standhafte

---

*) Der Bericht des an Jellacic gesandten Abgeordneten Prato gab Böswilligen die Veranlassung zu dem Vorwurf, der Reichstag habe absichtlich die Macht des Banus sehr geringfügig dargestellt, um das Volk zum Widerstand zu verführen. Allein Prato sagte ausdrücklich, daß er vor und in Schwadorf etwa 2000 Mann gesehen habe. Über Schwadorf hinaus aber war Prato natürlich nicht gekommen, denn wir hatten ihn nicht als Spion abgesandt.

Verweigerung der Aufbietung des Landsturms und der Herbeirufung der Ungarn, obwol man uns durch Deputationen, Adressen und Drohungen dazu drängen wollte. Die ungarische Frage war vom Anfang bis zum Ende vom unheilvollsten Einfluß. Die zum Widerstand entschlossene Bevölkerung Wiens setzte alles Heil auf die Hilfe der Ungarn, und Leute, die jetzt außerordentlich loyal sind, machten uns damals die bittersten Vorwürfe, daß wir die Ungarn nicht rufen wollten. Von madjarischer Seite wurde diese Stimmung fortwährend eifrig benützt, um immer neue Aufregung in die Stadt zu schleudern. Ich könnte über jenes madjarische Verfahren das härteste Urtheil sprechen und begründen, aber mein Gefühl erlaubt es mir jetzt nicht, wo die Madjaren besiegt und aus tausend Todeswunden blutend darnieder liegen. Unsere und zumal meine noch immer nicht ruhenden Verleumder verweise ich in dieser Sache auf die Reichstagsblätter, worin die wiederholten Erklärungen gegeben sind, die ich über die ungarische Angelegenheit öffentlich ausgesprochen zu einer Zeit, wo mir unmittelbar vor der Sitzung mündliche und schriftliche lebensgefährliche Drohungen zukamen. Besonders schlimm ging es mir, als zuletzt, um die Sache Wiens völlig zu verderben, die Madjaren — um den Schein zu retten — nach Schwechat kamen. Man zwang mich damals, auf die Bastei und dann gar auf den Minoritenthurm zu steigen, um die Madjarenschlacht zu sehen. Ich blieb

selbst, als ich dies Wunder gesehen hatte, noch ungläubig und wurde deshalb arg verhöhnt. Man gab mir den Rath, mich noch in dieser Nacht fortzumachen, weil am nächsten Morgen die Madjaren in der Stadt sein würden. Und das war am 30. October! — Nicht minder schwierig war unsere Stellung der ungestümen Forderung des Landsturmes gegenüber. Wir wiesen diese ebenso dringend als drohend an uns gestellte Forderung wiederholt entschieden zurück, und wenn einzelne Deputirte irgendwie dagegen gehandelt, so thaten sie es durchaus ohne Ermächtigung des Reichstages sowol als des Ausschusses. Als sogar der demokratische Frauenverein in einer mit unzähligen Unterschriften versehenen Adresse den Landsturm verlangte und eine zahlreiche und leidenschaftlich aufgeregte Frauendeputation in den Ausschuß kam, um uns und namentlich mich zu bewegen, die Aufbietung des Landsturms noch in der Sitzung desselben Tages zu beantragen, da wurde mir zum ersten- und einzigenmale während der ganzen Schreckenszeit herzlich bange, weil ich aus der Geschichte wußte, wie bedenklich es ist, wenn die Frauen sich in die Revolution mischen. Jene Demokratinen waren glühend aufgeregt und ließen sich durchaus nicht beschwichtigen. Hunderte ihrer Genossinen waren am Josephsplatz versammelt und füllten die Gallerie des Reichstags. Ich ging mit einigem Herzklopfen in die Sitzung. Zum Überfluß stellte ein feuriges Mitglied der Linken, der

ebenfalls ein Exemplar der Adresse erhalten hatte, wirklich den Antrag, die Bauern zu den Waffen zu rufen. Ich bekämpfte den Antrag und wurde besonders wirksam von Borrosch unterstützt. Hierauf verlas ich die Adresse der Frauen und beantragte, sie ad acta zu legen. Jenes Mitglied zog dann seinen Antrag zurück. Die Demokratinen waren jedoch so gut constitutionell pflichtgetreu, daß sie gegen den Beschluß des Reichstags nicht revoltirten.

Als in den letzten Tagen die Bedrängniß und Erbitterung aufs höchste gestiegen war, wurden wir von den radicalen Führern stürmisch angegangen, eine provisorische Regierung einzusetzen. Wir wiesen dies Verlangen wiederholt zurück und wurden deßhalb in öffentlichen Versammlungen des Verrathes beschuldigt.

Dies war der Hauptsache nach die Thätigkeit des Reichstags im Interesse der Dynastie, des monarchischen Princips und der Erhaltung der Monarchie.

Der Reichstag mußte aber neben allen seinen andern Pflichten auch dem Gebot der Nothwendigkeit und Menschlichkeit gehorchen. Er hatte die Verhältnisse nicht gemacht, sondern war mit in sie hineingerissen; er hatte nicht die Macht, sie zu ändern, sondern konnte nur dafür sorgen, daß aus den bestehenden Übeln nicht noch größere entstünden. Dafür sorgte er nun auch wieder schon durch sein bloßes Beisammenbleiben, welches im Interesse der Sicherheit der Personen und des

Eigenthums, im Interesse des Staates und der Dynastie ein Gebot der Nothwendigkeit war. Der Reichstag bemühte sich in der wirbelnden Bewegung einen festen Haltpunkt zu bilden, er unterstützte, so viel er konnte, das Ansehen der noch fungirenden Behörden, er rief das Ehrgefühl des Volkes auf und stellte alles private und öffentliche Eigenthum unter seinen und den Schutz des Volkes von Wien. Er verfügte, daß jedermann ungehindert Wien verlassen konnte *). Namentlich war der Ausschuß die ganze traurige Zeit hindurch bei Tag und Nacht nie müde, jede Beschwerde und Bitte zu hören und überall nach Kräften Abhilfe zu leisten.

Zwei Maßregeln, die wir in dieser Richtung getroffen, werden uns von den Gegnern am heftigsten verübelt, nämlich daß wir verfügten, jeder waffenfähige Mann müsse Waffen tragen und sich im Nothfall zur Verfügung stellen, und dann daß wir Mobilgarden organisirten, sie gesetzlich disciplinirten und besoldeten. Und doch müssen gerade diese beiden Verfügungen von jedem Einsichtsvollen und Gerechten als durch die Nothwendigkeit und Humanität geboten aner-

---

*) Wir haben im Ausschuß unzählige Passierscheine ausgefertigt, mitunter für sehr angesehene Personen. Ich hätte mirs wahrlich nie träumen lassen, derlei Urkunden durch meine Unterschrift zu legalisiren.

kannt werden. Daß wir die Männer der sogenannten bessern Stände zu den Waffen riefen, geschah wahrlich nur im Interesse dieser Stände, gegen welche unter den damaligen Umständen gewiß eine Erbitterung des bewaffneten Proletariats losgebrochen wäre, wenn sie, während dieses alle Beschwerden und Gefahren ertrug, müßig spazieren gegangen und auch die Octoberrevolution nur als ein interessantes Schauspiel, als einen Jux betrachtet hätten. Überdies gebot es die gewöhnliche Klugheit und Vorsorglichkeit, in einer revolutionär aufgeregten und belagerten Stadt, in welcher gerade die besitzlose Bevölkerung bis zu den Weibern und Kindern herab bewaffnet war, auch die Besitzenden wehrhaft zu machen. Ferner war nun einmal in Folge der Erstürmung des Zeughauses, welche nicht der Reichstag, wol aber der commandirende General hätte verhindern können, das Proletariat in Waffen. Es zum Niederlegen derselben zu bewegen, war der Reichstag aus den oben dargestellten Gründen moralisch, und aus leicht begreiflichen Ursachen auch physisch nicht im Stande. Sollte er nun diese Tausende von Bewaffneten zerstreut und regellos herumirren und auf eigene Faust schalten und walten lassen? Im Interesse der Ordnung und Sicherheit mußten wir sie organisiren, unter Commando stellen und gesetzlich verpflichten. Um dies zu können, mußten wir die Leute aber auch bezahlen. Wahrlich die 500,000 Gulden, die dafür aus-

gegeben worden sind, waren wohlthätig verwendet. Es ist dies so einleuchtend, daß es mich fast aneckelt, darüber ein Wort sprechen zu müssen. Was hätte denn geschehen müssen, wenn während drei Wochen, wo alle Gewerbe feierten, tausende von brotlosen Arbeitern, die in ehrlichster Überzeugung für die Freiheit in Waffen standen, nicht besoldet worden wären? Nicht eine böse Gesinnung, sondern der Hunger hätte die Leute dahin gebracht, sich dort etwas zu nehmen, wo etwas war. Und es wäre in öffentlichen und Privatkassen viel zu finden gewesen. Der Herr Finanzminister erkannte dies und zahlte bereitwillig die 400,000 Gulden aus, die der Reichstag durch zwei Beschlüsse einstimmig bewilligt hatte. Der Gemeinderath aber, der als Vertreter der wohlhabenden Bürgerschaft dem Reichstag hätte dankbar sein sollen, denuncirte ihn und den Ausschuß, weil über die aus der Staatskasse erflossenen 400,000 noch 70,000 Gulden aus der Gemeindekasse ausgegeben werden mußten. Dieser 70,000 Gulden wegen, die im Vergleich mit dem, was durch unsre Maßregel gerettet worden ist, gar nicht in Betracht kommen können, hätte dieser löbliche Gemeinderath, der im October grimmig radical war und durch seine Deputationen im Reichstagsausschuß höchst kriegerische Freiheitsreden halten ließ, auch dem hohen Reichstag durch gedruckte Proklamationen seine Verehrung ausgedrückt hat, dieser elenden 70,000 Gulden wegen hätte

derselbe in den ekelhaftesten Servilismus hineinbombardirte Gemeinderath den ganzen Reichstag oder doch gewiß den Ausschuß gern an den Galgen gebracht. Ein Geschichtschreiber, der in diesem Gemeinderath sitzt, hat jene Denunciationsschrift verfaßt, von welcher Auszüge im Olmützer Correspondenten abgedruckt wurden! Der Herr Geschichtschreiber hat dadurch der Geschichte ein Aktenstück geliefert, nach welchem sie über diesen Gemeinderath das Urtheil sprechen wird. Es wurde dabei mit besonderer Böswilligkeit eine Verfügung veröffentlicht, durch welche der Reichstagsausschuß am 26. October dem Gemeinderath den schriftlichen Auftrag gab, für die Verwundeten zu sorgen und den Kämpfern auf den Barrikaden Brot und Wein zukommen zu lassen. Dies wurde uns im December von demselben Gemeinderathe zum Verbrechen gemacht, der im October jene großmüthige Pensionsverheißung proklamirt hat! Ja, wir haben jene Verfügung erlassen, und ich, Franz Schuselka, habe sie als Obmann des Ausschusses unterfertigt. Wir haben es gethan, weil wir menschlich fühlten und weil wir auch durch diese Maßregel die Sicherheit des Eigenthums wahren wollten. Wir bekennen uns noch jetzt zu allem, was wir damals gethan, weil wir es aus voller ehrlicher Überzeugung gethan haben und uns deßhalb nicht fürchten, es jetzt und allezeit vor jedem Gerichte zu verantworten.

Unsere Vorsorge hatte den schönsten Erfolg, und dies ist unser Lohn. Das Volk erkannte, daß wir thaten, was nothwendig war, und es ließ sich zu keinen ungebührlichen Wünschen hinreißen. Lob und Ehre diesem Volk! Sechsundzwanzig Tage lang war das Proletariat von Wien in Waffen und faktisch Herr der ganzen Stadt mit allen ihren reichen Schätzen, und mit Ausnahme einiger, in Rücksicht auf die Verhältnisse gänzlich unbedeutenden Ungebührlichkeiten (als z. B. einer kleinen Requisition von Brot und Tabak, die aber sogleich öffentlich gerügt und für die Zukunft streng verpönt wurde) ist von allem öffentlichen und Privateigenthum nichts verletzt worden. Selbst in den letzten Tagen, als die Stadt aufs äußerste bedrängt wurde, als die Lebensmittel zu mangeln anfingen, als nicht einmal für Kinder und Kranke Milch zu bekommen war, als die Leichen nicht aus der Stadt gebracht werden konnten, als drei Tage und Nächte hindurch ringsum die Häuser der Bürger in Flammen standen und die Kunde von gräßlichen Unthaten hereinjammerte, selbst in dieser schrecklichen Zeit fiel durchaus kein Exceß vor, wurde keine Rache versucht, blieb selbst das Haus des Fürsten Windischgrätz unangetastet! Als das Gerücht auftauchte, eine Schaar Erbitterter wolle die Burg plündern und anzünden, erboten sich sogleich National- und Mobilgarden, das Eigenthum des Kaisers zu bewachen, und sie erfüllten diese Pflicht drei lange frostige

Nebelnächte hindurch. Das war die in Wien herrschende Anarchie und Pöbelherrschaft! Jeder, der damals in Wien war und kein Lügner ist, muß gestehen, daß weder vor noch nach jener Zeit jemals so viel Sicherheit des Eigenthums und so viel öffentliche Sittlichkeit geherrscht hat. Der Diebssinn schien gänzlich erloschen, während in der unmittelbar folgenden Zeit die frechsten Einbrüche, sogar in Kirchen stattfanden. Als ich einmal des Nachts die Runde durch die Stadt machte, sah ich, wie einige Legionäre einen Mann arretirten, der sich auf der Brandstätte mit einem liederlichen Weibsbild herumgetrieben. Die Studenten riefen dem Mann zu, ob er sich denn nicht schäme, in solcher Zeit so gemein zu sein! Eine Woche später feierte Venus vulgivaga förmliche Triumphzüge in den Straßen Wiens. — Wie auch der Nebel des Übermuthes und der Schmutz der Verleumdung das Gedächtniß jener Zeit unterdrücken und verunreinigen wollen, das Auge der Geschichte hat gewacht, sie wird die Wahrheit zu Tage bringen. —

Nachdem ich nun den Überblick über jene Bewegung im Großen versucht habe, füge ich noch einige einzelne Scenen hinzu.

Solang Auersperg noch im Schwarzenbergischen Palais stand, erregten die blutigen Conflicte zwischen seinen Vorposten und einzelnen Garden täglich große Erbitterung. Man fand fast an jedem Morgen arg zu-

gerichtete Leichen von Gardisten. Man brachte wiederholt die blutigen Uniformen in den Ausschuß und verlangte heftig, wir sollten Abhilfe leisten. Wir thaten, was wir thun konnten, wir schrieben an Auersperg wiederholte dringende Aufforderungen, diesem Unwesen Einhalt zu thun. Er antwortete jederzeit mit größter Artigkeit, er bedauere diese Vorfälle, könne sie aber nicht verhindern. Vorposten müßte er seiner Sicherheit wegen aufstellen, wenn diesen nun Bewaffnete, oft mit Schmähungen und thätlichen Angriffen zu Leibe gingen, so würde dadurch das Unglück provocirt. Er hatte in der That nicht unrecht, denn es gab wirklich einzelne Unbesonnene und Tollkühne, die blindlings ins Verderben gingen. Mitglieder des Reichstags, die in der Nähe jenes Lagers wohnten, erklärten uns, daß sie selbst beim spätesten Nachhausegehen, weil sie unbewaffnet gingen und dem Ruf der Posten antworteten, durchaus keine Anfechtungen litten. Wie leichtsinnig oder verwegen herausfordernd sich dagegen einzelne Gardisten benahmen, davon erhielten wir später ein tragikomisches Beispiel. Ein Gardist kam in den Ausschuß und beklagte sich bitter, daß er in Penzing von den Soldaten gefangen genommen, nach Inzersdorf geschleppt, dort mit dem Tod bedroht, dann seiner Waffen beraubt und davongeprügelt worden. Wir frugen ihn, was er in Penzing zu thun gehabt. Er habe seine Schwester besucht. Und diesen Gang in den vom Militär

besetzten Ort machte der Mann mit Säbel, Gewehr und gefüllter Patrontasche!

Am 12. October Nachmittags war die Sitzung des Reichstags auf einige Stunden unterbrochen, und nur wenige Mitglieder im Lesezimmer. Im Ausschuß vernahmen wir eben eine ungarische Deputation, als am Josephsplatz Lärm entstand. Ich eilte ans Fenster und sah, wie ein Haufen Bewaffneter mit einer Leichenbahre in den Reichstag wollte. Die Wache am Thore widersetzte sich; das Volk aber schrie: »Wir müssen hinein, der Reichstag muß sehen, wie man unsre Brüder zurichtet!« Sofort eilten Prato, Bilinski und ich hinunter, um das Volk zu beschwichtigen. Als die Wache unsere Ankunft verkündete, wurden die Schreier sogleich ruhig. Man stellte die Bahre vor dem Thore nieder, hob den Deckel auf und zeigte uns die gräßlich verstümmelte Leiche eines jungen Mannes, der den Rock der Legion anhatte. Der Anblick erschütterte mich bis zu Thränen. Ich bat die Umstehenden, dem Todten die Ruhe zu gönnen, und die Bahre zu schließen. Es geschah sogleich. Hierauf stieg ich auf die Trag-Enden und sprach zu der Menge, was mir der Augenblick eingab. Ich forderte sie auf, dem Tode sein Recht zu geben und die Leiche nicht weiter zum Schreckbild für die ohnehin genug geängstigte Stadt zu mißbrauchen. »Wir wollen ihn zur Ruhe bringen, wir werden ihn begleiten!« rief ich, und willig gehorchte die Menge.

Einige Männer hoben die Leiche auf, zwei Reiter ritten vor, wir drei folgten dem Sarge und die Bewaffneten schlossen sich in Ordnung an. So gingen wir in feierlich stillem Leichenzuge durch die Herrengasse, aus dem Schottenthor in das allgemeine Krankenhaus. Dort übergaben wir die Leiche und ich bezahlte ein einfaches Begräbniß. Ein Mann von den bürgerlichen Schützen versprach mir mit Handschlag, dafür zu sorgen, daß die Leiche pünktlich und mit militärischen Ehren bestattet würde. Dies ist der ganze Hergang dieser in vielen Berichten lügnerisch entstellten Leichengeschichte. Der Leichnam wurde nach dem Abzug Auerspergs im Schwarzenberg'schen Garten gefunden; die Volksverleumder aber behaupten, er sei erst nachträglich von Tumultanten verstümmelt worden, um die Bevölkerung aufzuregen und den Reichstag zu schrecken. Ich kann dagegen nur so viel behaupten, daß diejenigen, die uns die Leiche zeigten, den Frevel an ihr gewiß nicht verübt hatten. Sie waren so schmerzlich bewegt, viele bis zu Thränen, daß man an der Aufrichtigkeit ihres Gefühles nicht zweifeln konnte. Auch zeigt der Erfolg meiner Rede, daß jene Männer keine Tumultanten waren. Für den Reichstag aber wirkte diese Leichengeschichte in der That nachtheilig. Sie schreckte nämlich viele Deputirte so sehr, daß sie sich auf ihrem Sitze unbehaglich fühlten. Ich kündigte den Vorfall in der Abendsitzung so kurz und gleichgiltig als möglich an; mehrere Colle-

gen aber sagten mir mit bleichem Antlitz: »Ja heute ist es Ihnen gelungen, wer weiß aber, ob es Ihnen morgen noch einmal gelingt!« Des andern Tages waren gegen 30 Mitglieder verschwunden. Wesentlich beigetragen hat hierzu auch der Umstand, daß der schon längst kränklich aufgeregte Abgeordnete Fürst Lubomierski unmittelbar nach dem Anblick der Leiche von einem Paroxismus befallen wurde.

Ich erwähnte eben einer ungarischen Deputation. Sie bestand aus einem Infanterie-Obersten und drei Honvedoffizieren. Sie verlangten einen Geleitschein ins Lager des Auersperg! Unmittelbar darnach sandte uns Jellacic durch einen Offizier ein Schreiben. Es machte auf mich einen tief betrübenden Eindruck, zwei aus feindlich gegenüberstehenden Armeen kommende Männer dieselbe österreichische Uniform tragen zu sehen.

Am 17. Oktober erschien die Deputation der Frankfurter Linken, die Herren Robert Blum, Julius Fröbel, Moriz Hartmann und Trampusch, im Ausschuß. Blum hielt eine Rede und war dabei so ergriffen, daß er Thränen im Auge hatte. Ich habe ihn hierauf nur noch zweimal gesprochen. Ich fand ihn so aufgeregt, so zum äußersten entschlossen, daß ich in ihm den sonst so vorsichtigen und praktischen Volksführer nicht mehr erkannte. Er war mit dem Reichstag und auch mit mir sehr unzufrieden. Meinen dringenden Vorstellungen gab er kein Gehör. Ich habe den merkwürdigen Mann zu-

erst im Jahre 1845 zu Leipzig als Theaterkassier gesehen. Ich bat ihn damals um einen bequemen Platz und er gab mir einen, der mich zufällig zum Nachbar des österreichischen Consuls v. Hübner machte. Man gab eben ein Stück, worin ein Jesuit die Spitzbubenrolle spielt. Tags darauf sah ich Blum in der Versammlung der eben in der Bildung begriffenen deutschkatholischen Gemeinde. Er präsidirte zuerst bei einer Debatte, las dann das Evangelium und hielt eine kleine Erbauungsrede. Im Jahre 1847 war ich mit ihm auf dem deutschkatholischen Concil zu Berlin. Er gehörte damals wie ich zur konservativen Kirchenpartei. Wieder traf ich ihn als Vicepräsidenten des Fünfzigerausschusses und als Führer der Linken des Parlamentes. Dieser letztern Stellung war Blum offenbar nicht gewachsen; andere überflügelten ihn, er wurde schwankend, und seine Reden, die selten sachkundig den Gegenstand erfaßten, sondern zu allgemein und gleichförmig waren, machten nach und nach wenig Eindruck mehr. Blum schien dies gefühlt zu haben. Er kam nach Wien, und dies war sein Todesgang. Ich sah ihn am Morgen des 4. Novembers ins Gefängniß abführen, ohne zu wissen, daß er es war. Da ich nicht in meine Vorstadtwohnung kommen konnte, schlief ich in der Stadt London. Mein Zimmer war im 3. Stock auf die Gasse; Blum und Fröbel wohnten im 2. Stock im Hof. Wir hatten uns im Gasthof nicht gesehen. An jenem Morgen hörte ich

Lärm vor dem Hause. Ich sprang ans Fenster und sah das Thor von Soldaten besetzt. Ich hatte Grund zu glauben, daß es mir gelte, und sprang schnell in die Kleider. Ich hörte im Hause Bewegung und wartete in begreiflicher Spannung. Es kam niemand. Nach einer Weile sah ich vom Fenster einige Männer in einen Wagen steigen, konnte aber, da es noch dunkelte, niemand erkennen. Bald kam aber der Kellner mit der Nachricht, Blum und Fröbel seien fortgeführt worden. Als es Tag wurde, lief ich mit Goldmark, der sich unterwegs zu mir gesellte zum Herrn Finanzminister, um ihm den Vorfall mitzutheilen und um seine Verwendung zu bitten. Er tröstete uns mit dem Bemerken, man werde die zwei Frankfurter Deputirten wohl nur über die Grenze bringen. Sie sind über die Grenze gebracht worden! Blum über die Grenze des diesseits. Er ist für seine Überzeugung gestorben, den schönsten Tod des überzeugungstreuen Mannes! —

Der Eindruck, welchen Wien, zumal die innere Stadt, in den letzten Oktobernächten machte, wird jedem, der ihn erlebt, ewig unvergeßlich bleiben. Die Gasbeleuchtung war erloschen, aber in allen Fenstern des ersten Stockes brannten die ganze Nacht hindurch Lichter. Diese Illumination der sonst dunklen, menschenleeren Straßen, durch welche nur hier und da ein Säbel klirrte oder ein Trupp Bewaffneter still ernst da-

hinzog, dazu der vom Flammenschein geröthete Himmel, das Rufen der Posten auf den Basteien und dazwischen fast ohne Unterbrechung fernher donnernde Kanonenschüsse — wer hätte in einem solchen Bilde das alte fröhliche Wien erkannt! Doch war der alte Charakter der Bevölkerung nicht völlig erloschen. In den Gast- und Kaffeehäusern ging es so gemüthlich zu, wie ehemals, obwohl sämmtliche Gäste bewaffnet waren, dort wo sonst Stöcke und Regenschirme, jetzt geladene Gewehre lehnten, und die Kellner fehlten, weil sie auf den Barrikaden waren. Der Anblick der mit Jagdflinten, Pistolen, Hirschfängern, Weidmessern, Dolchen und Säbeln aller Art bewaffneten Civilisten war wahrhaft komisch. Noch jetzt muß ich lachen, wenn ich an den guten Schwarzwäldler Berthold Auerbach denke, der stets mit einem schönen Stutzen auf der Schulter durch die Straßen stolzirte und, wie er mir lächelnd zeigte, sogar einige Patronen in der Tasche hatte. Ich bat ihn dringend, ja doch niemanden etwas zu Leid zu thun. Auch der friedliebende Schilderer jener wiener Kämpfe, Moriz Wagner, hatte zwischen den Knöpfen seines Oberrockes eine riesige Reiterpistole stecken. Ein unvergeßlich komisches Charakterbild lieferte uns Prato. Er ging stets abbémäßig schwarz gekleidet und wollte sich durchaus nicht entschließen, eine Waffe zu tragen. In den letzten Tagen fürchtete er aber doch, dadurch dem Volke Ärgerniß zu geben, und nun erschien er plötzlich

mit einem alten Korporalsäbel an weißer Kuppel über dem schwarzen Frack.

Ein Gang um die Basteien, nachdem die Vorstädte bereits von den Truppen besetzt waren, zeigte deutlich, mit welcher sorglosen Fröhlichkeit das Volk von Wien die Revolution betrieb. Besonders auffallend war dies am Rothenthurmthor, während am andern Ufer die Kroaten aus den Fenstern blickten. Hüben und drüben wurde gesungen; hier das Fuchslied, dort kroatische Weisen. Auf mich machte es einen ganz eigenthümlichen Eindruck, von der Kärnthnerthorbastei auf die Wieden hinauszublicken, die über und über mit weißen Fahnen geschmückt war und wo die Soldaten bis ans Glacis herabspazierten. Ich sah auch aus meinem Wohnhause eine große Friedensfahne wehen, und ich befand mich tausend Schritte davon noch mitten im Kriegsgetümmel. Dabei waren die Stadtthore offen! Einige unserer Mitglieder waren auf der Wieden draußen gewesen und erzählten uns, wie lustig es daselbst zuginge, wie vertraut die als Erzradikale verrufenen Wiedner mit den Soldaten verkehrten. Es gingen hierauf einige Collegen hinaus und kamen nicht wieder.

Ich kann nicht läugnen, daß ich mich damals recht sehr nach meinem friedlichen Stübchen gesehnt habe. Wir hatten im Ausschuß nichts mehr zu thun, der Reichstag war nicht mehr beschlußfähig, wir sehnten uns von Herzen nach Ablösung. Schon am 26. hatte

ich erklärt, daß ich nichts mehr zu berichten hätte, ein anderer Berichterstatter sei an meine Stelle getreten, die Flammen, die allnächtlich weithin leuchtend zum Himmel aufloderten.

Warum Windischgrätz, nachdem er die Vorstädte hatte, nicht sofort bei den offenen Thoren in die Stadt marschirte, ist dem Laien unbegreiflich. Daß er es ohne große Anstrengung gekonnt hätte, weiß jeder, der damals in der Stadt war. Und Windischgrätz ist doch gewiß nicht ohne gute Kundschaft gewesen. Die Sache schleppte sich fünf Tage lang äußerst langweilig hin.

Endlich gab ihr die Erklärung des ehrlichen Messenhauser, daß er sich in seinem Gewissen für verpflichtet halte, zu capituliren, die entscheidende Wendung. Eine kleine Partei schrie über Verrath und machte einige fruchtlose Versuche, zur Herrschaft zu gelangen. Der arme Messenhauser war schlimmer Beschimpfung und Bedrohung von Seite derjenigen ausgesetzt, die ihn von Anfang an um seine Würde beneidet. Freilich hatte er die ganze Zeit hindurch eine so schwärmerische Selbsttäuschung geoffenbart, daß seine plötzliche Erkenntniß der Wahrheit überraschen konnte. Er hat mit seinem Blute alle Irrthümer und Fehler ausgelöscht. Ich kann das Schicksal dieses Mannes nicht beklagen. Hätte er denn sein kümmerliches Literatenleben schöner schließen können als durch seinen schönen Soldatentod!

Ein einziges Mal war auch Bem vor dem Ausschuß erschienen. Er kam, um zu klagen, daß ein Ausfall, den er von der Nußdorferlinie machen wollte, und von dem er sich große Erfolge versprochen, dadurch vereitelt worden, daß von den 2000 Mann, die er verlangt, und die am Tage auch wirklich beisammen waren, zur bestimmten Nachtstunde kaum 200, und darunter gar keine Offiziere, zur Verfügung standen. Charakteristisch war es, daß Bem diesen Bericht in mühsam schlechtem Deutsch abstattete. Wir forderten ihn auf, lieber französisch zu sprechen, er war jedoch nicht dazu zu bewegen und quälte sich und uns eine Stunde lang mit der deutschen Erzählung. Ich hätte dem Manne die Feldherrnrolle nicht zugetraut, die er später in dem unglücklichen Siebenbürgen gespielt.

Am 29. October Abends beschloß die Mehrheit der Garde und der Legion nach einer stürmischen Debatte, in welcher Messenhauser seinen Gegnern gegenüber die größte Unerschrockenheit bewiesen hatte, die Unterwerfung. Weder der Reichstag noch der Ausschuß hatte an dieser Berathung Theil genommen, weil wir auch hier wie in der ganzen Vertheidigungsangelegenheit die Bevölkerung Wiens, um deren Interessen es sich zunächst und vorzüglich handelte, nach freiem Entschlusse zu Werk gehen lassen wollten, weil uns ferner die Würde des Reichstags gebot, uns von allen weitern Unterhandlungen mit Windischgrätz, der uns stolz

desavouirt und dessen Verfahren wir für ungesetzlich erklärt hatten, fern zu halten. Aber wir billigten den Entschluß, dessen Nothwendigkeit wir vollkommen einsahen. Wenige Stunden, bevor die Männer sich entschlossen, die Waffen niederzulegen, kam eine Schaar von etwa 40 Frauen und Mädchen in der Stallburg an, um sich Waffen und Munition zu holen! Sie gingen paarweise, in ernster entschlossener Haltung; den Zug führten einige Frauen in eleganter Kleidung mit Strohhüten und schwarzen Schleiern, leichte Jagdgewehre auf den Schultern!

Der größere Theil des Volkes begrüßte den Unterwerfungsbeschluß mit Jubel, man hoffte dadurch alle weiteren Übel beseitigt zu sehen: die Stadt bot an diesem Abend einen fröhlichen Anblick. Nur eine kleine Partei grollte und erklärte offen, sich nicht fügen zu wollen. Wir fürchteten für die Nacht einen Exceß und trafen Anstalten dagegen. Gegen Mitternacht machten Fischhoff und ich die Runde durch die Stadt und gingen zur Aula hin, um zu sehen, was sich dort etwa vorbereite. Schon am Lugeck kam uns eine festgeschlossene Schaar Bewaffneter entgegen, aus welcher die Rufe ertönten: »Zur Permanenz! Zum Gemeinderath! In die Burg! Anschließen! Keine Unterwerfung!« Wir liefen eilig zurück, um vor dem Haufen am bedrohten Platze zu sein. Die Schaar kam langsam über den Graben und Kohlmarkt nach; als sie aber den Michaeler-

platz von National- und Mobilgarden besetzt fand, die sich sogleich zur Vertheidigung entschlossen zeigten, zerstreute sie sich und störte die Ruhe nicht weiter.

Am 30. drohte die Ankunft der Ungarn noch einmal die fruchtlose Kampflust zu entfesseln. Als aber am 31. Morgens die Kunde von der Niederlage und Flucht der Madjaren einlief, da verzweifelten auch die hoffnungsreichsten Sanguiniker. Nun legte man die Waffen mit eben der Hast ab, mit der man sie am 7. ergriffen.

Um 12 Uhr kam eine Deputation des Gemeinderathes in den Ausschuß und verkündigte mit freudestrahlendem Antlitz, die Sachen stünden vortrefflich, die Entwaffnung sei widerstandslos vor sich gegangen, um 2 Uhr würden die Truppen einrücken. Ich traute diesem Frieden nicht ganz. In einem Anflug von tragischer Laune sagte ich zu einem Bekannten das ominöse Wort, daß ich nicht glaubte, die Sache werde ohne Knalleffekt zu Ende gehen.

So viel ich mich erinnere, waren damals nebst mir nur Fischhoff, Prato und Bilinski im Ausschuß. Wir aßen in der Reichstags-Restauration und unterhielten uns über die Dinge, die da kommen würden, zumal darüber, wie man etwa gegen den Reichstag und besonders gegen den Ausschuß verfahren würde. Wir beschlossen jedenfalls so lang auf unserem Posten zu bleiben, als wir hoffen könnten, noch irgendwie nützlich zu werden.

Als gegen zwei Uhr noch alles ruhig war, legte ich mich auf eine Bank, um etwas von der lang entbehrten Nachtruhe einzubringen. Eben wollte ich einschlummern, da fielen einige Kanonenschüsse in solcher Nähe, daß unsere Fenster klirrten. Sogleich erhielten sie donnernde Antwort, und man brachte uns die Nachricht, daß ein kleiner verzweifelter Haufe von der Burgthorbastei auf die anrückenden Truppen geschossen habe.

Und nun folgte das in der Geschichte der civilisirten Welt ewig denkwürdige dritthalbstündige Bombardement der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien!

Die Schüsse prasselten so nahe bei uns und die Kugeln fielen so dicht eben auf dem Josephsplatz nieder, daß in der That starke Nerven nothwendig waren, um die ruhige Fassung zu behaupten. Bald brachte man uns die Nachricht, am Thor der Stallburg sei ein Mann erschossen worden, später, daß es am Dach über der Hofbibliothek brenne. Wir überzeugten uns durch den Augenschein und gingen nun daran, unsere Akten zusammenzupacken, um sie mit den andern Reichstagsschriften im Keller zu versorgen. Es möge dies, beiläufig gesagt, ein Beweis sein, daß wir nicht daran dachten, die schriftlichen Zeugnisse unsers Wirkens abhanden kommen zu lassen. Da uns der Hausinspektor aufmerksam machte, wir wären im 2. Stocke in dem fast in die Ecke auslaufenden Zimmer keineswegs sicher,

so gingen wir in den Gang hinaus, wo mehrere Menschen versammelt waren, darunter auch ein Offizier des Generalstabs der Nationalgarde, der aber auf eine Ermahnung von Seite eines Municipalgardisten wieder verschwand. Da das Schießen immer heftiger wurde, so mußten wir glauben, daß auch der Widerstand noch fortdauere, und in diesem Falle war in der That das Schlimmste zu befürchten, nämlich daß sich die Kämpfer in die Burg zurückziehen und diese zum Schauplatz eines verderblichen Kampfes machen könnten. Nach einiger Überlegung beschlossen wir, uns dem Anblick eines solchen Gemetzels nicht auszusetzen, da unsers Wirkens nun ohnehin ein Ende war. Wir gingen durch den Hof zum hintern Thore der Stallburg. Dort lud uns die Bürgerkavallerie ein, in ihrer gewölbten Wachstube zu bleiben, da es gefährlich wäre durch die Straßen zu gehen. Wir zogen aber doch das letztere vor. Ich beschloß mit Fischhoff in dessen Wohnung zu gehen. Bilinski nahm zwei polnische Bauern mit sich. Einer davon war Kobiliza. Er und sein Gefährte waren die letzte Zeit Tag und Nacht im Ausschuß gewesen, wo sie natürlich nichts zu thun hatten, als uns zu belästigen. Kobiliza hatte uns unablässig gebeten, ihm eine Schrift an Windischgrätz zu geben, mit der er ihm zu Füßen fallen und um Schonung für die Stadt flehen wollte. Offenbar wollte der Mann nur mit heiler Haut aus der Stadt kommen.

Der Gang bis unter die Tuchlauben, wo Fischhoff wohnte, war in der That nicht angenehm. Mit lebhaftem Staunen sahen wir aber am Peter ein Frauenzimmer ganz ruhig ihren Weg gehen, während man in jedem Augenblick gewärtigen mußte, von einer Kugel zerschmettert zu werden! Als wir eben unter die Tuchlauben hinauswollten, scholl uns heftiges Geschrei entgegen. Es kam von einem Schwarm Proletarier, die in wilder Aufregung einherstürzten. Eine solche Begegnung konnte uns in diesem Augenblick nicht erwünscht sein; wir wollten daher rasch in das nächste offene Hausthor eintreten. Dort standen mehrere Männer und Frauen, die so menschenfreundlich waren, uns den Eintritt zu verwehren. Als wir eben wieder fort wollten, wurden von der entgegengesetzten Seite unsere Namen gerufen, und ein Herr lief auf uns mit den Worten zu: »Was machen denn Sie jetzt auf der Straße? Kommen Sie zu mir hinauf!« Wir folgten dieser freundlichen Einladung und befanden uns bald in der gastlichen Wohnung des Herausgebers der »Presse.«

Dort saßen wir, Cigarren schmauchend, und hatten Muße, über das unbegreiflich lange und heftige Bombardement unsere Gedanken auszutauschen, von denen ich wünschte, daß sie in der Presse gedruckt würden; versteht sich nach Aufhebung des Belagerungszustandes. Einmal störte uns Trommelschlag. Wir eilten ans Fen-

ster. Ein einsamer Knabe schritt durch die Straßen und schlug Alarm.

Schon begann es zu dunkeln, von der Burg her leuchtete heller Flammenschein, auch in der Nähe der Stadthauptmannschaft sprühten Funken auf, und noch immer spielte Windischgrätz die Rolle des donnernden Jupiters fort! War denn wirklich plötzlich eine Armee aus der Erde gewachsen, die er zusammen schießen mußte, oder hielt er die Häuser der Stadt für Feinde? So frugen wir uns damals, und so frägt die Geschichte.

Endlich hörte das Schießen auf. Wir standen in einem Eckzimmer, welches die Aussicht auf den Kohlmarkt hin bot. Eine Weile herrschte unheimliche Stille. Dann scholl von der Burg her verworrenes Geschrei. Mit einemmal öffneten sich die ganze Straße herauf alle Fenster und unzählige weiße Tücher und Fahnen flatterten. Nun vernahmen wir deutlichen Hurrah-Ruf, und eine Schaar grauer Soldaten kam eiligen Sturmschrittes den Kohlmarkt herauf und lenkte um die Ecke in die Bognergasse ein. Bald folgten andere, die auf den Graben schwenkten, was so eilig und sichtbar ängstlich geschah, daß ein Offizier niederstürzte. Aber es war nirgends, nirgends ein Feind. Bald drängten sich die Truppen, die Fenster wurden erleuchtet, und eine Viertelstunde später wogte es in den Straßen wie in den festlichsten Tagen der Friedenszeit! Nun dankten

auch wir für das schützende Asyl der Presse und eilten wieder in den Reichstag. Dort hielten noch immer die Bürgergrenadiere die Wache. Wir fanden keine Deputirten; im Ausschußlocale trafen etwas später Bilinski und Prato ein. Wir nahmen unser Protokoll vor, schlossen, unterfertigten, siegelten und gaben es zu den Reichstagsakten. Ich wollte im Ausschuß übernachten, aber die Freunde ließen es nicht zu, und Prato lud mich in seine Wohnung, bei Herrn Eberl am Bauernmarkt, wo seit mehreren Tagen auch Recsey ein freundliches Asyl gefunden *). Wir betrachteten uns noch den schauerlich schönen Brand des Augustinerthurms und gingen dann fort. Auf dem Graben hatte ich das Vergnügen ein ganzes Bataillon das Lied: »Schuselka nam pisse« singen zu hören. Wir gingen alter Gewohnheit getreu ins Bierhaus zur Tabakspfeife, wo es von Soldaten wimmelte, die sich's gewiß nicht träumen ließen, daß Mitglieder des abscheulichen Ausschusses mitten unter ihnen saßen. Dann gingen wir schlafen, nicht ohne ernste Gedanken über das Heut und Morgen.

Die über das Heut will ich sogleich aussprechen. Sie betrafen das gegen Wien beobachtete Verfahren.

*) Und dieser wackere Priester Prato wurde von Kremsier wie ein Verbrecher fortgeschleppt.

Wenn man schon keine friedliche Ausgleichung wollte, obwol diese leicht möglich und für Thron und Staat heilsam gewesen wäre, wenn man schon den Vorstellungen des Reichstags und des Finanzministers Kraus *) kein Gehör geben und die Stadt um jeden Preis mit Gewalt unterwerfen wollte, warum ließ man es dann nicht gleich durch Jellacic und Auersperg bewerkstelligen, was gewiß möglich gewesen und wodurch viel Gut und Blut erspart worden wäre. Und weiter, wenn man die Stadt so sehr fürchtete, daß man eine große Armee gegen sie aufbieten zu müssen glaubte, warum zögerte dann Windischgrätz, als er diese Armee beisammen hatte, noch volle 14 Tage mit der Einnahme? Gegen seine Hunderttausend befanden sich in Wien kaum Sechstausend wirklich Kampflustige, und wie schlecht standen sie in Bewaffnung, Munitionirung und Übung gegen die für einen ganzen Feldzug ausgerüstete disciplinirte Armee des Feldmarschalls. Und Windischgrätz mußte dies alles doch wissen, denn er hatte, wie gesagt, gute Kundschafter. Warum bedrängte und quälte er dann die ganze Bevölkerung so lange Zeit hindurch, während man doch fortwährend behauptete, es sei nur eine ganz kleine böse Par-

*) Er sandte eine ausführliche und sehr gut gemeinte Denkschrift, die er mit uns im Vertrauen berathen hatte, an den Hof.

tei in der Stadt? Es wird dadurch in der That der Verdacht erregt, daß man die Bevölkerung zur Verzweiflung treiben und im Innern der Stadt den Bruderkampf entzünden wollte. Was bezweckte ferner der Feldmarschall durch die vielen völlig nutzlosen Einzelnangriffe, wodurch so viel Menschenleben und Eigenthum zu Grunde ging und so viele nie verlöschende böse Erinnerungen erzeugt wurden? Soldaten selber erklärten, daß Windischgrätz am ersten Tage nach seiner Ankunft mit geringer Anstrengung bei jeder Linie hätte einziehen können. Warum capricirte er sich ferner, gerade die am besten vertheidigte Sternbarrikade in der Jägerzeile stürmen zu lassen, wobei auf beiden Seiten so viele Opfer fielen, wodurch völlig nutzlos so viele brave Soldaten geopfert wurden, deren doch damals Österreich so nothwendig bedurfte? Der Erfolg hat es bewiesen, daß man, wie gesagt, bei allen Linien mit leichtem Kampfe einziehen und daher jene Barrikade liegen lassen und völlig abschneiden konnte! Es entsteht wahrlich der Verdacht, daß man nur des Feldherrnruhmes wegen einen langen und großartigen Kampf gewollt! Und als endlich die Vorstädte besetzt waren und man sich von dem Geist der Bevölkerung durch den Augenschein überzeugt haben mußte, warum stand dann Windischgrätz wieder durch volle drei Tage müßig, da doch die Stadtthore offen und in der Stadt damals kaum mehr tausend zum Kampf entschlossene

Männer waren? Und warum capricirte sich der Feldmarschall gerade durch die Burg einzumarschiren, wodurch er diese der Gefahr aussetzte, zum Schauplatz eines verderblichen Kampfes zu werden? Fürchtete Windischgrätz noch einen Widerstand, so hätte ihm die gemeinste Klugheit rathen sollen, denselben nicht in die Burg hinzulenken, in die Wohnung des Monarchen mit ihren Schätzen und Erinnerungen, und mit der Nachbarschaft der wichtigsten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, der Nationalbank u. s. w. Windischgrätz hätte bei allen Thoren einziehen können, überall hätte er einen etwaigen Widerstand ungefährlicher überwinden können und überall wäre er mit weißen Tüchern und Vivat empfangen worden. Wahrlich der loyale Fürst hätte es um jeden Preis vermeiden sollen, die Wohnung des Kaisers durch dessen eigene Soldaten ohne alle Nothwendigkeit zerschießen zu lassen. Der Anblick der von den kaiserlichen Kugeln durchlöcherten kaiserlichen Wohnung machte keinen guten Eindruck. Diese Kugeln sind nicht blos in das Gebäude, sie sind auch in den Thron gefallen! Warum hat endlich Windischgrätz, nachdem ein desperater Haufe, für den doch gewiß nicht die ganze Stadt verantwortlich gemacht werden konnte, einige Schüsse abgefeuert und dann Reißaus genommen hatte, warum hat Windischgrätz, dessen Offiziere dieses Faktum doch mit Augen sehen konnten, hierauf die ganze völlig wehrlose Stadt zwei

lange Stunden hindurch aufs furchtbarste bombardiren und dadurch so viel Bürgerleben gefährden, so viel öffentliches und Privateigenthum beschädigen lassen?! In der That, es scheint, daß der Feldmarschall im voraus den unwiderruflichen Befehl gegeben habe, beim geringsten Widerstand eine bestimmte Zeit hindurch eine bestimmte Menge Munition verschießen zu lassen!

Hier muß ich noch des Brandes im Bibliothekgebäude erwähnen. Es wurde und wird bekanntlich behauptet, die Proletarier hätten das Feuer angelegt. Ich will gegen diese ebenso boshafte als unsinnige Behauptung einfach die Thatsachen anführen.

Es ist bekanntlich erwiesen, daß die Proletarier mehrere Tage und Nächte hindurch die Burg bewacht haben. Damit ist nun allerdings noch nicht bewiesen, daß nicht einige Tollköpfe den Plan des Attentates auf die Burg fort gehegt. Allein klar ist es dagegen, daß sie diesen Plan gewiß zu einer heimlicheren und gefahrloseren Zeit ausgeführt und nicht den heftigen Kugelregen dazu abgewartet hätten. Nicht minder gewiß ist es, daß ihnen zur Anzündung der Burg, worunter sie doch gewiß die Wohnung des Kaisers verstanden hätten, leicht ein schicklicherer Ort aufgefallen wäre als das hohe Dach des Bibliothekgebäudes. Und wie wären sie am hellen Tage dort hinaufgekommen? Von außen hätte man sie selbst oder doch ihre Leitern sehen müssen, und im Innern des Gebäudes waren in der letzten Zeit bei Tag

und Nacht Beamte und Diener, auf dem Boden aber Löschmannschaft gegenwärtig. Doch ich fürchte fast, den gesunden Sinn der Leser zu beleidigen, wenn ich in dieser Sache noch mehr Worte verliere. Allzu unsinnig ist die Behauptung, die Windischgrätz'schen Raketen und Kugeln, die selbst in den kaiserlichen und erzherzoglichen Gemächern Verwüstungen anrichteten, die ferner an 13 verschiedenen Orten zündeten, hätten gerade auf dem Dache der Bibliothek ihre Zündkraft verloren, so daß das dort ausgebrochene Feuer keinen andern Urheber haben könnte als die armen Proletarier! Zum Überfluß sind Augenzeugen und zwar auch unter den Soldaten selbst vorhanden, die gesehen haben, wie gleich im Anfang des Bombardements dort oben ein zündendes Geschoß eingefallen und bald darauf Rauch und Flamme aufgestiegen ist.

Mit diesen Gedanken endigten für mich die innern und äußern Octobererlebnisse und mit ihnen schließe ich meine Darstellung derselben.

Am 1. November Morgens begab ich mich wieder in den Ausschuß. Die Stadt bot keinen besondern Anblick, nur daß man jetzt statt der Garden und Legionäre Soldaten sah, unter denen die Kroaten ziemlich bewaffneten Proletariern glichen, nur mit dem Unterschiede, daß unsere Mobilgarden nicht gebettelt hatten. Beim Reichstag hielten noch immer die Bürgergrenadiere die Wache.

Im Ausschuß versammelten sich viele Mitglieder. Es war ein freudig wehmüthiges Wiedersehen und — Abschied nehmen, denn die meisten strebten mit Ängstlichkeit aus Wien fort.

Um 10 Uhr wurde die Bürgerwache von Kroaten und Polen abgelöst. Vor dem Thore des Reichstags hatten sich Leute gesammelt, um der Sitzung beizuwohnen. Da kam plötzlich ein General heran, ließ die Leute wegschaffen und das Thor des Reichstags schließen. Wir erfuhren, es sei der Fürst Felix Schwarzenberg, jetziger Ministerpräsident gewesen. Wir waren etwa 136 Mitglieder im Lesezimmer versammelt. Einen Augenblick herrschte Befangenheit, dann begaben wir uns unter Vortritt des Präsidenten Smolka in den Sitzungssaal. Mit der stoischen Ruhe, die er die ganze Zeit hindurch behauptet hatte, eröffnete Smolka die Sitzung. Dieser edle Pole ist für sich allein im Stande, den Vorwurf zu widerlegen, daß den Polen politische Besonnenheit mangle. Er hat sich in den Octobertagen um Österreich unsterblich verdient gemacht; die Geschichte wird den October-Präsidenten des ersten österreichischen Reichstags nennen.

Ich erstattete meinen letzten Bericht, indem ich erzählte, was wir gestern im Ausschuß gethan. Die Akten des Ausschusses seien geschlossen, dagegen die Akten der Geschichte über ihn eröffnet. In meinem und im Namen des Ausschusses erklärte ich, daß wir die volle Verant-

wortung für unser Wirken zu übernehmen bereit wären. Die tragische Stimmung des Tages veranlaßte mich zu einem Citat aus Herder, welches ungefähr lautet, daß die Kämpfer der Wahrheit wol persönlich fallen könnten, die Wahrheit selber aber unsterblich sei. Dann schloß ich mit einem Hoch auf die Freiheit, in welches die Versammlung laut einstimmte. Diese Scene machte in dem frostigen halb leeren Saale, auf dessen Bänke von den sonst überfüllten Gallerien die bleichen Wände herabblickten und neben welchem bereits die kroatischen Wachen auf- und abgingen, einen ganz sonderbaren Eindruck. Nach mir erhob sich Borrosch mit der edlen Meinung, der ganze Reichstag werde die Verantwortlichkeit des Ausschusses theilen, dem er hierauf unter Akklamation der Versammlung den Dank derselben aussprach. Zuletzt erhob sich eine kleine Debatte darüber, ob über die heutigen Vorgänge ein Protokoll zu verfassen sei. Ich forderte dies, drang aber damit nicht durch und protokollire deßhalb jene denkwürdige letzte Sitzung des Reichstags in Wien hier in diesem Buche. Zum Schlusse gaben wir uns das Wort, am 15. November wieder in Wien zusammen zu kommen, um dann zu berathen, was wegen der Verlegung des Reichstags nach Kremsier weiter vorzunehmen sein sollte. Dann verließen wir den Saal und das Haus, und unmittelbar nach uns quartirten sich in den Vorsälen und im Lesezimmer Soldaten ein. Der Sitzungssaal jedoch wurde verschont. Das

Vorstandsbureau des Reichstags im Stallburggebäude blieb zu unserer Benützung frei; die Wachen waren angewiesen, jeden Inhaber der Reichstagsmedaille frei ein- und ausgehen zu lassen. Für sämtliche Deputirte war sogar ein eigenes Paßbureau eingerichtet, um die Abreise derselben nicht zu verzögern. Überhaupt wurden wider alles Erwarten die Deputirten, zwei oder drei Fälle ausgenommen, mit aller Achtung behandelt. Als die Untersuchungskommission die Abgeordneten Smolka, Fischhoff u. e. a. wegen der Vorfälle beim Morde Latours vernehmen wollte, kam über eine Erklärung des braven Sekretärs Wiser die Militärkommission in das Reichstagsbureau, um die Vernehmung daselbst zu pflegen.

Wir richteten uns ein kleines Lesezimmer ein, wo wir uns traulich zusammenfanden. Es gab Mitglieder, welche ihre ganze Zeit daselbst zubrachten. Leider wurde unsre Anzahl mit jedem Tage kleiner.

Bald hatten wir Stoff zu den traurigsten Besprechungen. Vorzüglich war es das Schicksal Messenhausers, das uns in schmerzlichste Aufregung versetzte. Wir verfaßten sogleich ein Gnadengesuch an den Kaiser, sämtliche in Wien anwesende Deputirte unterzeichneten es, und mit einem vom Finanzminister bewilligten Extrazug sandten wir damit den Abgeordneten Prato, der mit dem Beichtvater der Kaiserin bekannt war, nach Olmütz. Leider kamen wir zu spät, weil man mit der Hinrichtung eilte.

Diese tief traurige Erinnerung veranlaßt mich, über das von Windischgrätz eingesetzte Schreckens- und Blutgericht mein Urtheil auszusprechen. Es lautet kurz und rückhaltslos dahin.

Aus Gerechtigkeit und Staatsklugheit hätte man erkennen und sich eingestehen sollen, daß alles Unglück des Jahres 1848 theils die natürliche Folge des alten Systems, theils und zwar größtentheils durch die Schwächen, Irrthümer und Fehler der nachmärzlichen Ministerien veranlaßt und hervorgerufen war. Man hätte ferner erkennen sollen, daß sowol der Staat als das Volk schon genug gelitten, daß genug des Schmerzens und Elends in tausend Familien gebracht worden, daß Neu-Österreich genug für die Sünden der Vorfahren gebüßt. Diese Erkenntniß hätte, nachdem man wieder die volle Regierungsgewalt in die Hand bekommen hatte, zu dem edlen und zugleich staatsklugen Entschluß bewegen sollen, im Bewußtsein der wiedererlangten Größe so großmüthig zu sein, wie es dem Starken dem Schwachen gegenüber geziemt. Und wie ohnmächtig schwach war in der That der neuerstandenen Regierungsgewalt gegenüber jeder Einzelne der besiegten Partei und die ganze Partei selbst! Sie war nur so lang scheinbar stark und mächtig, als die Regierung so schwach und verzagt war, wie kaum im ganzen Verlauf der Geschichte irgend eine. Eine starke Regierung hätte es im Interesse ihrer Würde verschmähen sollen, Feinde zu vernichten, die der Mehr-

zahl nach erst durch die Vernichtung etwas geworden sind. Kurz, Verstand und Herz hätte rathen sollen, die Vergangenheit mit einem Schleier zu bedecken, wodurch man ja die eigene Verirrung und Schuld mit bedeckt hätte. Dadurch wäre ein Strafgericht über wirkliche gemeine Verbrecher natürlich nicht ausgeschlossen gewesen. Über dieses hinaus aber hätte man sich begnügen sollen, für die Zukunft den unbeugsamen Ernst einer starken Regierung zu zeigen, wie sie ja jeder Staat und am allermeisten gerade ein freier Staat nothwendig haben muß. Wäre man so verfahren, bei Gott, es wäre wohl gethan gewesen, man hätte dadurch den Verdacht der Rachsucht von sich abgewendet, die natürlich auch auf der andern Seite das gleiche Gefühl erzeugt; man hätte Herzen gewonnen, und Österreich braucht Herzen!

Konnte man aber nicht zu einer solchen Erkenntniß gelangen, oder hatte man nicht das Herz, einer solchen Erkenntniß gemäß zu handeln, dann hätte man auch nicht schwankend und halb sein, sondern mit der vollen Consequenz des Terrorismus auch den Reichstag und Gemeinderath für hochverrätherisch erklären und die aktiven Mitglieder derselben zur Verantwortung ziehen sollen. Dadurch daß man dies nicht gethan, brachte man sich in einen Widerspruch, den die Geschichte einst streng verdammen wird, der die Geschichte Österreichs auf ewige Zeiten befleckt, mit Blut befleckt, welches, ich sage es offen heraus, nach gemeinen strafrechtlichen

Begriffen größtentheils völlig unschuldig vergossen worden ist.

Meine Seele empört sich, wenn ich daran denke! Als ich den Tod Messenhausers erfuhr, rief ich an einem öffentlichen Orte aus: »Nun muß auch ich, nun muß auch der Finanzminister erschossen werden!« Und noch jetzt, nachdem ein volles Jahr darüber hingegangen, sage ich, im Innersten empört, dasselbe. Wenn ich höre, wie uns und namentlich mir die servile Presse noch fortwährend die Unverantwortlichkeit höhnend und verdächtigend vorwirft und dabei die Todten aufruft, uns anzuklagen, wenn ich denke, daß in der ganzen Welt auch nur ein einziger Mensch sein könnte, der glaubt, ich hätte damals nicht aus voller ehrlicher und freier Überzeugung, sondern in irgend einer Beziehung als Volksverräther gehandelt, dann beklage ich es laut, daß ich das Schicksal der Erschossenen nicht getheilt habe. Nichts tröstet mich, als daß ich stolz sagen kann: »Ich bin da gewesen und bin noch da!«

Ich kann und darf hier nicht unterlassen, auf Ungarn hinzuweisen. Dort stürzt sich die Regierung abermals in denselben unheilvollen Widerspruch. Durch die den Ungarn gesetzlich verliehenen Concessionen wurde die ungarische Armee verpflichtet, dem ungarischen Ministerium zu gehorchen, und nur dadurch sind so viele tausend und tausend Ehrenmänner stufenweise in diesen unseligen, in der ganzen Geschichte beispiellosen Con=

flikt gebracht worden. Latour selber hat dies einmal in öffentlicher Reichstagssitzung anerkannt und schmerzlich beklagt. Wenn man in Ungarn einen einzigen politisch Kompromittirten erschießt, so muß man auch die Minister erschießen, welche dem Kaiser Ferdinand gerathen, den Ungarn jene Concessionen zu geben. Dies beherzige man doch, so lang es noch Zeit ist! —

Ich blieb bis zum 21. November ununterbrochen in Wien, trieb mich viel öffentlich herum und machte meine Beobachtungen, meine Studien der lieben Menschennatur. Für den politischen Psychologen war es äußerst interessant und lehrreich, den allmäligen Umschwung der öffentlichen Stimmung zu beobachten. Ich war so begünstigt, dies an meiner Wenigkeit persönlich zu erfahren. Die ersten 14 Tage konnte ich noch ruhig in meinem Bierhaus sitzen; später war dies nicht mehr möglich, denn die Reden, die ich hören mußte, verleideten mir das edle Halleiner Bier. Es gab edle Menschen, die mich erkannten, aber sich stellten, als sei ich ihnen fremd, und nun an demselben Tische, an welchem ich saß, über mich schimpften. Drei Wochen früher war ich an denselben Tischen vergöttert worden — vielleicht sogar von derselben Menschen! Ich muß dabei hervorheben, daß diese uncivilisirten Menschen immer Civilisten waren; die zahlreich anwesenden Offiziere benahmen sich stets edelmännisch, nicht selten sogar absichtlich zuvorkommend.

Man hat wegen dieser damals hervortretenden und zum Theil noch jetzt herrschenden öffentlichen Stimmung den Charakter der ganzen Bevölkerung Wiens verdammen wollen und verdammt. Ich theile dieses Urtheil nicht. Es ist jetzt eben nur eine andere Partei vorlaut als früher. Ich habe vor dem October den Ultraradikalen oft warnend zugerufen: »Täuscht euch nicht, ihr habt nicht das Volk, kaum den zehnten Theil desselben für euch!« Ebenso tröste ich mich über das jetzige Treiben der Ultraconservativen durch die Überzeugung, daß sie in Wien und in Österreich gewiß nicht die Majorität bilden.

Die Majorität der Wiener und der Österreicher überhaupt ist gesund; sie werden gewiß ein gesundes politisches Leben entwickeln, obwol man sie jetzt auf eine sehr karge Krankendiät gesetzt hat.

Den traurigsten Eindruck machte auf mich damals, wie noch jetzt, die Aula. Welch ein tragischer Geist ist durch diese Hallen geschritten! Wo sind nun all die herrlichen Gestalten der für die Freiheit zum Heldentod begeisterten Musensöhne? Nun immerhin! Ihr Gedächtniß wird nicht schwinden, und im versöhnenden Hauche der Zeit wird es nur das Herrliche dieser Erscheinung bewahren und alles, wodurch sie befleckt und entstellt wurde, in Vergessenheit versenken.

Die Geschichte wird von den Wiener Studenten des Jahres 1848 erzählen, die Sage wird ihre Thaten

den Völkern zum Freude- den Gewalthabern zum Schreckensschauer verkünden, die Poesie wird ihren freudigen Anfang und ihr tragisches Ende verherrlichen.

Kremsier.



Als ich am 24. October in der Reichstagssitzung die Berufung des Reichstags nach Kremsier verkündigte, konnte ich mich ungeachtet der trüben Stimmung kaum des Lachens erwehren. Der Gedanke, daß der erste constituirende österreichische Reichstag in dem unbekannten Hannakenstädtchen das neue und freie Österreich constituiren sollte, war an und für sich auch wirklich in hohem Grade komisch. Durch die Umstände wurde der Gedanke freilich eben so sehr tragisch. Er zeigte erstlich, daß der Hof längere Zeit in Olmütz verbleiben wollte, und daraus konnte man auf das Schicksal schließen, welches dem armen Wien zugedacht war. Auch konnte der Gedanke aufkommen, daß die Lage zwischen der Festung Olmütz und dem Spielberg nicht ohne Absicht gewählt worden sei. Überdies war die Verlegung des Reichstags in eine ganz slavische Gegend sehr geeignet, dahinter den Einfluß der von Wien geflohenen slavischen Deputirten zu vermuthen. Die Entfernung der Volksvertreter aus dem Mittelpunkte des Staates und von

dem daselbst mächtig wirkenden elektrischen Fluidum der öffentlichen Meinung konnte überhaupt nur trübe Besorgnisse erwecken.

Wir haben bekanntlich gegen die Verlegung gethan, was wir konnten, nämlich: wir haben in öffentlicher Sitzung dagegen protestirt und dann wieder eine Deputation mit einer Adresse nach Olmütz gesandt! Obwol nun dies geschah und überdies von mehreren Seiten mit Pathos erklärt wurde, man dürfe Wien nicht verlassen, man müsse mit ihm stehen oder fallen, so zweifelte ich bei meiner Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt und der österreichischen insbesondere keinen Augenblick, daß sich der Reichstag zur bestimmten Zeit, (und schon früher!) höchst gemüthlich und behaglich in Hannakien einfinden würde. Und was besonders mich persönlich betrifft, so gestehe ich offenherzig, daß mir die Verlegung nichts weniger als unangenehm war, nicht etwa deßhalb, weil die politische Temperatur in Wien sibirisch tief unter Null gesunken war, denn meine philosophische Constitution hätte diese Kälte ebenso ertragen wie die frühere Fieberhitze, der Verstand wäre mir nicht erfroren, wie er mir früher nicht verbrannte; nein, sondern bei meiner rastlosen Wanderlust freute ich mich, in eine Gegend zu kommen, wo ich noch nicht war, und obendrein unter Verhältnissen, die so lang die Welt stehen wird, wol nicht wieder kommen werden. Meine ehrenwerthen ultraconservativen Gönner werden mich nach diesem Ge-

ständniß vielleicht vorwurfsvoll fragen, warum ich bei solcher Gemüthsstimmung noch in Kremsier gegen die Verlegung des Reichstags protestirt. Ich nehme diesen wackern Herren diese Frage nicht übel, weil ich weiß, daß sie keinen Begriff von einer politischen Überzeugung haben, für die der Ehrenmann nicht nur seine Wünsche und Neigungen, sondern sein Leben zu opfern freudig bereit ist. Diese Herren aber haben keine andere Überzeugung, als daß man sich immer fein klug in die Zeit schicken müsse, wobei ihnen nur das Unglück widerfährt, daß sie die servile Klugheit so dick auftragen, daß sie zur gemeinsten Dummheit und dümmsten Gemeinheit wird. Sie machen aus der jeweiligen Zeitstimmung ein — Geschäft. Sie waren kindisch radikal, als der Radikalismus Mode und nichts dabei zu riskiren, sondern sogar zu profitiren war, und sie sind jetzt hündisch servil, weil jetzt wieder — will's Gott nur vorübergehend — Servilismus für Patriotismus gilt, und dabei mancher fette Brocken zu erhaschen oder doch die Lust der Hunde zu genießen ist, die bekanntlich gern lüstern demüthig zusehen, wenn die Herren schmausen. — Doch wohin verirre ich mich auf dem Wege nach Kremsier! Ich wollte nur sagen, daß derjenige, welcher ehrenhaft politisch wirken will, sich nicht durch persönliche Neigungen oder Vortheile, sondern nur durch die ehrliche Überzeugung bestimmen lassen darf. Hätte ich nach persönlichem Vortheil gestrebt, so würde ich mich

als ich im August nach Wien kam und zwei persönliche Freunde und einen Schulkameraden auf der Ministerbank fand, ganz bequem ebenfalls auf die Regierungsbank gesetzt haben, dann im October davongelaufen sein und im November auf den Oktober geschimpft haben, und — mein Glück wäre gemacht gewesen; was man nämlich im gemeinen Sprachgebrauch Glück zu nennen pflegt. — Doch fort nach Kremsier!

Am 21. November in frühester Morgenstunde reiste ich von Wien ab. Da die Eisenbahnbrücke noch nicht hergestellt war, mußte man bis Floridsdorf — sich rädern lassen. Das war eine äußerst holperige Fahrt zur Constituirung Österreichs! Die Souveränität der Volksvertreter, die mit ihrer gesetzgeberischen Weisheit hinaus wollten, kam häufig in Conflikt mit dem souveränen Volke, welches mit allen erdenklichen Viktualien herein kam. Und wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die geistigen Interessen mußten auch hier den materiellen den Vorzug lassen.

In Floridsdorf gab es ein rührendes Wiedersehen mit sehr vielen Deputirten, die in Pelze gehüllt in die hannakische Verbannung zogen. Ich, der keinen Pelz, sondern mein Studentenmäntelchen vom Jahre 1828 hatte, erschien unter diesen warmen Volksvertretern recht als ein Repräsentant der erfrornen Volkssouveränität. Wie ich vorausgedacht, verrieth kein einziger der Collegen, daß er sich aus Gram über das Ende der Souve-

ränität des Reichstags zu Tod hungern wollte, wie jener schwärmerische Cato über das Ende der Republik; vielmehr unterhielt man sich recht angelegentlich über die Art und Weise, wie man in Kremsier leben, d. h. wohnen, essen und trinken würde.

Es war ein frostiger Morgen, die Felder waren weiß bereift, aber am wolkenreinen Himmel ging herrlich die Sonne auf. Ich war in meinem schwärmerischen Sinne sehr geneigt, dies für ein glückverkündendes Himmelszeichen zu halten. Ich bin schon oft in meinem Leben durch solche Zeichen bitter getäuscht worden, kann aber von dem poetischen Aberglauben dennoch nicht lassen, will es auch nicht. Als wir in Kremsier einfuhren, kam uns wieder ein lustiges Zeichen entgegen, eine hannakische Bauernhochzeit. Einer meiner Gefährten bemerkte, dies sei ein böses Vorzeichen, es bedeute, daß man in diesem Orte ein Begräbniß zu erwarten habe. Ich sagte: »vielleicht wird der Reichstag in Kremsier begraben!«

Mir gefiel es in Kremsier ungeachtet alles dessen, was daselbst zu viel und zu wenig war, sehr gut, worüber sich meine Freunde satirisch wunderten. Was mir am besten gefiel, war, daß sich das edle Volk von Kremsier um die einzelnen Deputirten sowol als um den ganzen hohen Reichstag so viel wie gar nicht kümmerte. Nicht einmal die Eröffnung des Reichstags störte das Phlegma dieser freien constitutionellen Staatsbürger. Wir zogen vom Schlosse in die Domkirche, die erzbi-

schöfliche Grenadierwache und die Nationalgarde salutirten mit Trommelschlag und Musik; aber nicht einmal dieser Festlärm lockte das Volk auf die Straße, geschweige denn der Anblick der Volksvertreter. Ein Zapfenstreich würde gewiß mehr Sensation gemacht haben. Aber gerade diese philosophische Gleichgiltigkeit der ehrenwerthen Kremsierer that mir wohl als Gegensatz zu der politischen Prostitution, der wir so lange preisgegeben waren. Oft wenn ich in der gesegneten Umgebung des Städtchens lustwandelte, kam mir der Wunsch, ein ausgiebiges Stück der fruchtbaren Hanna zu besitzen und dann aus vollem Herzen zu singen: »Beatus ille, qui procul negotiis u. s. w.« Die Negotia des Reichstags waren mir, ehrlich gestanden, höchst langweilig, zumal wir die ersten Wochen hindurch wieder mit der lieben Geschäftsordnung negocirten! Die Ahnung, die mich selbst in der glorreichsten Zeit unsrer Souveränität niemals verlassen hatte, steigerte sich jetzt fast zu der Überzeugung, daß wir unser Werk nicht vollenden würden, daß sich der Zeitgeist andere Werkzeuge, wenn auch nicht gewählt, so doch gefallen lassen habe, um ein neues Österreich zu constituiren.

Kremsier ist ein sehr freundliches Städtchen in anmuthiger Gegend, die von einem der schönsten slavischen Volksstämme bewohnt wird. Auffallende Kirchengebäude verkünden schon von weiten die Herrschaft des Krummstabs, noch mehr aber das riesige Residenzschloß,

welches ganz geeignet ist, einige ketzerische Fragen anzuregen und sie mit dem Göthe'schen: »Die Kirche hat einen guten Magen,« zu beantworten. Und in diesem geweihten, verschwenderisch eingerichteten, von apostolischen Grenadieren bewachten Bischofsitze hielt nun der gottlose demokratische Reichstag seine Sitzungen!

Seine Verpflanzung auf den »neutralen Boden der Hanna,« schien ihm recht wohl zu bekommen. Er erhob sich erst hier zum klaren Bewußtsein seiner Aufgabe und bemühte sich mit Aufbietung überraschender Talente, das Versäumte einzubringen. Erst in Kremsier gelangte der constituirende Reichstag zur eigentlichen Constituirung seiner selbst, denn erst hier organisirten sich die Parteien zu praktisch wirksamen Clubbs. Bemerkenswerth hierbei ist es, daß der Clubb der Linken einen k. k. Appellationsrath, den biedern Pretis, zum Präsidenten, und den Saal des Piaristengymnasiums zum Versammlungsort hatte.

Ich verschone den Leser und mich selber mit einer Geschichte der Kremsierer Verhandlungen. Sie sind alle erfolglos geblieben, mit Ausnahme der Bewilligung eines Credites von achtzig Millionen! Doch nein, wir haben nicht ganz erfolglos gewirkt und gestrebt, die Worte, die im erzbischöflichen Saale zu Kremsier für Freiheit und Volksrecht gesprochen worden, haben den Schreckensdonner der Schlachten und Füsilladen übertönt und in Millionen Herzen eine bleibende Stätte

gefunden, und das empörende Diplomatenspiel, welches drei Monate hindurch mit den Vertretern einer Bevölkerung von achtzehn Millionen getrieben worden ist, wird als eine warnende Geschichtslehre für die Zukunft von Nutzen sein.

Der Reichstag hat in Kremsier seine Schuldigkeit gethan. Er ist der Hauptsache nach dem demokratischen Princip getreu geblieben, ohne darum zu vergessen, den praktischen Verhältnissen Rechnung zu tragen und zu einer friedlichen Vereinbarung die Hand zu bieten. Er hat sich durch die Drohungen der Schreckensregierung nicht einschüchtern lassen, sondern unerschrocken der Wahrheit das Zeugniß gegeben und das Recht gegen die Gewalt vertheidigt. Losgerissen aus dem Mittelpuncte des politischen Lebens und getrennt von allen geistigen Hilfsmitteln, hat er Talente entfaltet, auf welche Österreich stolz sein kann. Von den Ministern mit übermüthiger Geringschätzung mißhandelt, vor den Völkern durch tausenderlei offene und geheime Polizeikniffe verdächtigt, von der Regierungspresse auf eine in der civilisirten Welt beispiellose und unerhörte Weise geschmäht und mitten unter eine theilnahmslose ländliche Bevölkerung hineingestellt, hat er dennoch die Theilnahme aller Gebildeten und Edlen der Welt errungen. Ohne auf irgend eine physische Macht bauen zu können und sogar ohne gesetzlichen Schutz, dessen Festsetzung er zweimal mit edlem Stolze verschoben hatte,

entwickelte dieser Reichstag doch eine so hohe geistige und moralische Macht, daß die siegestrunkene Exekutivgewalt sich vor ihm fürchtete, einen geistigen und moralischen Kampf mit ihm nicht wagte, sondern ihn bei Nacht und Nebel überfallen und mit Bajonetten zum Schweigen bringen ließ. Wahrlich, die Geschichte wird von dem Reichstag in Kremsier sagen: Er hat alles verloren, nur die Ehre nicht.

Der Zufall und meine Natur wollten es, daß ich auf diesem Reichstage eine hervortretende Rolle gespielt. Ich bin deßhalb maßlosen Angriffen ausgesetzt gewesen und muß daher einige Worte zu meiner Rechtfertigung anführen.

Hätte der Reichstag in Kremsier sich gegen alles, was draußen geschah, Augen und Ohren verschlossen, so würde man ihm dies mit Recht als feige Pflichtvergessenheit vorwerfen können. Es geschahen Dinge, die im Reichstag zur Sprache gebracht werden mußten, und zwar der Ehre Österreichs wegen. Der Reichstag war damals der einzige Ort, wo die Wahrheit ausgesprochen werden konnte; folglich mußte sie daselbst ausgesprochen werden. Die Majorität des Reichstags erkannte diese Pflicht und hat dieselbe namentlich bei dem von einem Mitgliede der Rechten, Pinkas, beantragten Protest gegen die ministerielle Schulmeisterei in Betreff des §. 1 der Grundrechte ehrenhaft erfüllt. Die Minister wollten läugnen, was jeder, der Augen hat,

sehen muß, daß nämlich alle Gewalt im Staate vom Volke ausgeht; sie läugneten dies, nachdem wenige Tage vorher die Vertreter des Volkes 80 Millionen bewilligt hatten, um die Staatsgewalt am Leben zu erhalten! Die Majorität des Reichstags gab den Ministern die Lektion in würdiger und kräftiger Weise zurück, und es gereicht jener Versammlung zum ewigen Ruhme, daß sie in einer Zeit, wo der Absolutismus sich mit allen seinen Schrecken drohend erhob, den Bürgermuth hatte, der Souveränität des Volkes das Wort zu sprechen. Ebenso hat sich der Reichstag mit überwiegender Majorität in der Adelsfrage für das von mir beantragte Amendement entschieden, welches bekanntlich dahin lautete, daß kein Adel mehr verliehen und der bestehende als eine dem Staate gleichgiltige Privatsache angesehen werden sollte. Ein aus demokratischen Wahlen hervorgegangener Reichstag konnte nicht anders entscheiden. Er durfte neben der Gleichheit vor dem Gesetze kein gesetzliches Adelsinstitut anerkennen, denn ein gesetzlich anerkannter und geschützter Adel hebt offenbar die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze auf, und obendrein in Betreff des höchsten Gutes, nämlich der Ehre, indem er erbliche Ehrenvorzüge festsetzt; ganz abgesehen davon, daß sich an solche Ehrenvorzüge immer auch materielle Privilegien anknüpfen. — Auch in der Kirchenfrage hat der Reichstag der Hauptsache nach der Vernunft und Freiheit

gehuldigt, unbeirrt durch das Geschrei der geistlichen Pharisäer und Zöllner und uneingeschüchtert dadurch, daß die Regierungspresse gerade die Kirchenfrage benützte, um das Vorurtheil des blinden Haufens gegen den Reichstag aufzuhetzen, ein Verfahren, welches sich um so perfider darstellt, als die kirchlichen Beschlüsse durchaus gerade im Interesse der Staatsgewalt gefaßt waren.

In jeder gesetzgebenden Versammlung muß ferner eine Partei sein, die das schwierige und undankbare Amt übernimmt, die Wahrheit als solche, die Principien in ihrer idealen Consequenz und Strenge zu vertreten, ohne Rücksicht auf praktischen Erfolg. Diese Partei kann nicht immer praktisch sein, weil sie eben die Theorie vertreten muß, welche bekanntlich der Praxis oft weit voraneilt. Diese Partei hat den Beruf, der Versammlung das Ideal vorzuhalten, welchem zugestrebt werden soll, wenn es auch nicht völlig erreicht werden kann. Daraus folgt, daß diese Partei zugleich die strengste Kritik üben, gleichsam das Gewissen der Versammlung und der Regierung repräsentiren muß, daß sie sich weder einschüchtern noch einlullen lassen darf. Eine solche Partei ist für jede gesetzgebende Versammlung unerläßlich nothwendig, die nicht blos faktisch Bestehendes büreкratisch verarbeiten, sondern principiell Neues schaffen soll. Diese Partei nimmt herkömmlich in den Parlamenten die linke Seite

ein. Der Mann, welcher sich dieser Partei zugesellt, darf für sich und für seine Principien keine großen Erfolge hoffen, er muß vielmehr im voraus auf Täuschungen und Niederlagen gefaßt sein und kann sich darüber nur durch den Gedanken trösten, daß er für die Zukunft wirke. Wenn ich hier eine parlamentarische Linke schildere, wie sie sein soll, so will ich dadurch keineswegs gesagt haben, daß die österreichische Linke diesem Ideale vollkommen entsprochen habe. Nein, sie hat dies ebenso wenig und vielleicht noch weniger als andere gleichzeitige Oppositionsparteien. Aber wenn ich dies ehrlich eingestehe und zu einiger Entschuldigung nur auf die menschliche Unvollkommenheit überhaupt und auf die mangelhafte politische Bildung der Österreicher insbesondere hinweise, so werde ich daneben auf unläugbare Thatsachen gestützt, gewiß auch behaupten dürfen, daß die Linke des österreichischen Reichstags, als Partei im ganzen betrachtet, dem von mir angedeuteten Ideal einer Linken der Hauptsache nach mit redlichem, uneigennützigem, furchtlosem und consequentem Eifer nachgestrebt hat. Sie hat dadurch das ihrige beigetragen, um das parlamentarische Talent Österreichs, welches von der Welt aus leicht begreiflichen Gründen stark bezweifelt wurde, zu Ehren zu bringen, sie hat dadurch in der Reichsversammlung das anregende Element gebildet, ohne welches ein naturgemäßes Schaffen unmöglich ist, und sie hat zu-

gleich der im Volke vorhandenen Oppositionsstimmung den gesetzlichen und darum unschädlichen Ausdruck verliehen. Kurz, sie hat sich nach Kräften bemüht, zu sein, was sie sein sollte, und was, wie gesagt, in jedem Parlamente, welches nicht aus Bedienten oder Kindern besteht, unerläßlich nothwendig ist, eine Linke. Diejenigen aber, welche diese Linke auf eine beispiellos gemeine Weise geschmäht, ihr den furchtlosen Bürgermuth zum Verbrechen angerechnet und sie mit ausdrücklichen Worten an den Galgen gewünscht, sie haben dadurch nichts bewiesen als die eigene Knechtsgesinnung und völlige Unwissenheit selbst in den ersten constitutionellen Elementarbegriffen. Sie haben ferner die Ehre Österreichs geschändet und den Gegnern unsers Staates die erwünschte Veranlassung gegeben, die über das alte Österreich ausgesprochene Verachtung und Verdammung auch auf das neue Österreich zu schleudern.

Am richtigsten und schönsten aber tritt der Beruf einer parlamentarischen Linken in Zeiten und Verhältnissen hervor, wie die waren, in welchen der erste österreichische Reichstag zu Kremsier getagt. Und wieder sage ich es laut und ungescheut: es gereicht Österreich zur Ehre, daß es in jener Zeit der absolutistischen Schreckensregierung in seinem ins Exil geschickten, beschimpften und bedrohten Reichstag eine unerschütterlich muthige Linke hatte! In einer Zeit, wo Todesschrecken den kühnsten Rednern die Zunge gelähmt, wo ein kriechen-

der und schweifwedelnder Sklavenhaufe sich erfrechte, die öffentliche Meinung Österreichs zu repräsentiren, wo hündische Wegwerfung für Patriotismus ausgeschrien und als solcher bezahlt wurde, in dieser Zeit hat die Linke des Reichstags unerschüttert und unermüdet das freie Wort erhoben, hat nichts ungerügt gelassen, was zu rügen war, und hat den Männern der Gewalt, den Männern, welche über Armeen zu gebieten hatten, durch die göttliche Macht des freien Wortes so sehr imponirt, daß sie bleichen Antlitzes und mit bebenden Lippen vor den Rednern der Linken *) da saßen.

Wie bereits gesagt, wurde ich durch Zufall und durch den Drang meines Charakters der am meisten hervortretende Sprecher der Linken. Mehrere der sonst feurigsten und muthigsten Redner, denen ich im August und September gerne nachgestanden, wurden in Kremsier schweigsam; und doch war eben jetzt so viel zu sagen. Da drängte es mich, aus meiner Zurückgezogenheit hervorzutreten, und ich wurde dazu oft durch das Vertrauen aufgefordert, welches ich mir während der Octobertage erworben. Meine ganze damalige Wirk-

---

*) Auch auf der czechischen Rechten traten oft Redner auf, die das Ideal einer echten Linken verwirklicht hätten, wären sie nicht in provinzial-nationalem Spießbürgerthum befangen gewesen.

samkeit hatte ihren Ursprung lediglich in meiner Überzeugung von der Pflicht eines Linken und kein anderes Ziel als die rücksichtslose Erfüllung dieser Pflicht. Ich machte mir über den Erfolg meines Wirkens keine Täuschung, im Gegentheil habe ich mir denselben schlimmer und trauriger vorgestellt, als er geworden ist. So protestirte ich gleich in der ersten Sitzung zum wahrhaft komischen Entsetzen der Servilen und Geschreckten, gegen die eigenmächtige Verlegung des Reichstags nach Kremsier, obwol ich wußte, daß dies nichts nützen und mir selbst nur schaden würde. Ich that es, weil ich die feste Überzeugung habe, daß der Executivgewalt nun und nimmermehr das unbedingte und unbeschränkte Recht zustehen kann, die gesetzgebende Versammlung nach Belieben da- oder dorthin zu schicken. Durch ein solches Recht würde die Executivgewalt offenbar zum Herrn und Gebieter über die gesetzgebende Gewalt, sie könnte dadurch den Reichstag terrorisiren, die Erfüllung seiner Aufgabe unmöglich, die ganze constitutionelle Freiheit illusorisch machen. Der ordentliche Sitz des Reichstages kann naturgemäß nur die Hauptstadt des Reiches sein; über eine durch außerordentliche Umstände nothwendig gemachte Verlegung muß die Verfassung die Norm geben. Da dies nun bei dem constituirenden Reichstag noch nicht der Fall war, so hätte dieser gesetzmäßig nur mit seiner eigenen Einwilligung verlegt werden können. Ich werde dies,

wenn eine Kritik der Verfassung vom 4. März möglich sein wird, noch ausführlicher besprechen.

Ich wußte ferner recht wol, daß meine Interpellation wegen der Soldatendiktatur und des Blutgerichtes noch lange nicht die Abberufung des Fürsten Windischgrätz und die Einsetzung ordentlicher Gerichte zur Folge haben, daß ferner mein Wort weder die verfolgten Studenten, noch die ins Militär gepreßten Schriftsteller, noch die nach echt liguorianischen Grundsätzen mißhandelten Deutschkatholiken schützen und retten, daß meine Mahnung die Verblendung des Ministeriums in der deutschen Frage nicht heilen würde. Ich wußte ferner, daß mein Antrag, daß von den bewilligten 80 Millionen wenigstens 5 Millionen zur Unterstützung der durch die über Wien, Prag, Lemberg und Krakau verhängten Kriegsmaßregeln in Nothstand Versetzten verwendet werden möchten, nicht durchgehen, daß mein Amendement in Betreff des Adels nicht sanktionirt werden, daß mein dringlicher Antrag wegen sofortiger Sistirung der Todesurtheile keinen andern Erfolg haben würde, als den Vorwurf, daß ich die Mörder Latours retten wollte. Ich wußte dies alles im voraus, und habe diese Interpellationen und Anträge dennoch vorgebracht und würde es unter ähnlichen Verhältnissen wieder thun, weil ich die feste Überzeugung habe, daß mein Wirken ein pflichtgetreues gewesen. In dieser Überzeugung bestärkte mich vorzüglich auch die Flut von Schmähungen,

die über mich losbrach. Seit meiner Protestation gegen die Verlegung nach Kremsier war ich nicht nur ein stehender Artikel in den damaligen Schmähblättern, sondern die k. k. Post brachte mir täglich zwei bis drei Briefe voll der ausgesuchtesten Grobheiten in Prosa und Versen. Die Herren und Frauen Briefsteller gingen zuletzt so weit, daß sie schon auf die Adresse die gemeinsten Schmähungen schrieben, was jedoch die k. k. Post nicht hinderte, die Briefe zu befördern! Bezeichnend ist es, daß alle diese Briefe, bis auf einen einzigen, anonym, mit verstellter Hand geschrieben, mit Kreuzern und Knöpfen gesiegelt waren. Mir machten diese Herzensergießungen viel Spaß. Wenn meine Freunde mich bedauern zu müssen glaubten, so sagte ich ihnen: »Wenn ich in dieser Zeit, in diesen Blättern und von diesen Menschen nicht geschimpft würde, so müßte ich an meiner Ehrlichkeit zweifeln.« Und dies war und ist noch jetzt meine aufrichtige Überzeugung. Ich darf jedoch nicht unerwähnt lassen, daß ich auch freundliche, aufmunternde und dankende Briefe voll der lohnendsten Anerkennung erhielt. Darunter war einer, der für mein Lebensglück die Stimme des Schicksals wurde und mir die schönste Errungenschaft meines Strebens, ein liebendes Herz brachte. —

Der interessanteste Moment des Reichstags in Kremsier war die außerordentliche Sitzung vom 2. December, in welcher die Abdankung Ferdinands und die Thronbe-

steigung Franz Josephs verkündet wurde. Mir verschaffte dieses große Ereigniß das Vergnügen einer Lustfahrt nach Olmütz und Prag. Ich wurde nämlich nicht nur in die Commission zur Verfassung der Adressen an die beiden Kaiser, sondern auch in die Deputation zur Überbringung derselben gewählt. Am 3. December Morgens fuhren wir, je drei aus jedem Gouvernement, nach Olmütz ab. Um drei Uhr hatten wir daselbst Audienz beim Kaiser, die kaum fünf Minuten dauerte. Der junge Monarch empfing uns in voller Cavallerie-Uniform, blos von Schwarzenberg und Cordon begleitet, und beantwortete unsere Adresse dem Vortrag nach mit einiger Befangenheit, der Sache nach jedoch mit der nachdrucksvollen Eröffnung, daß er unsre Verfassungsarbeit prüfen werde. Diese Antwort machte Sensation im Reichstag; es interpellirte jedoch niemand. Die Sanktionsfrage war somit entschieden. — Nach der Audienz gaben wir uns selbst eine Tafel, wobei ich mir die Freiheit nahm, neben den offiziellen Toasten auch einen solchen auf das souveräne Volk auszubringen. Des andern Morgens fuhren wir nach Prag, all die verschiedenen Nationalitäten friedlich und fröhlich in einem Waggon. Meine verehrten czechischen Landsleute werden es mir hoffentlich nicht übel nehmen, daß ich die Fahrt von Kremsier nach Prag unter meinen deutschen Fahrten beschreibe. Ich bin noch immer so vormärzlich, daß ich Mähren und Böhmen zu Deutschland

rechne, unbeschadet, versteht sich, der czechischen Literatur, Wissenschaft und Kunst, Gerichts- und Kirchensprache. Unterwegs wollten mir meine lieben czechischen Landsleute das Vergnügen machen, mir das oft erwähnte Lied vorzusingen. Ich gab mit größter Bereitwilligkeit meine Einwilligung, und als die Sänger nach der ersten Strophe im Texte ihres berühmten Nationalliedes stecken blieben, half ich ihnen mit einem gedruckten Exemplar aus, das ich noch von Frankfurt her in der Brieftasche hatte! Ich reiste nicht ohne Beklommenheit nach Prag. Nicht als ob ich gefürchtet hätte, von Gassenbuben angesungen, oder durch eine Katzenmusik ausgezeichnet zu werden, sondern weil ich bang neugierig war, zu sehen, ob denn Prag in der kurzen Zeit, seit ich es nicht gesehen, wirklich aufgehört habe, eine deutsche Stadt zu sein. Zu meiner großen Freude fand ich mein liebes Prag noch ganz so, wie ich es vor zehn Jahren gesehen. Die Prager sprachen noch immer mit Vorliebe und vorzugsweise deutsch. Ich selber erfuhr nichts anderes auffallendes, als daß ich ein Gegenstand der Neugierde war, indem es vielen Leuten natürlich interessant sein mußte, zu sehen, was denn der Schuselka nam pisse für ein Kerl sei. Es wurde zwar von einer Katzenmusik für mich und Smolka gemunkelt; leider kam es aber nicht dazu. Die Audienz beim Kaiser Ferdinand war ganz bedeutungslos.

Ich habe nun nur noch vom Ende des ersten österreichischen Reichstags zu sprechen.

Man hat mir selbst von meiner eigenen Partei vorgeworfen, daß ich durch meine heftige Rede am 3. März die Auflösung des Reichstags herbeigeführt oder doch beschleunigt hätte. Da nun diese Rede ganz unverdienterweise für so wichtig gehalten wurde, so muß ich über dieselbe einiges mittheilen. Es handelte sich bekanntlich darum, dem Finanzministerium die Verwendung der Depositen-Barschaften zu gestatten. Die Linke hatte beschlossen, dagegen zu stimmen, und ich erklärte im Clubb, daß ich die Gelegenheit benützen würde, um das ganze Benehmen des Ministeriums einer kleinen Kritik zu unterziehen. Wie weit ich gehen würde, theilte ich nicht mit; wußte es auch selbst noch nicht. Das, was das Ministerium Schwarzenberg seit dem November gethan und ebenso sehr das, was es nicht gethan, war in der That geeignet, heftige Erbitterung hervorzurufen. Das Ministerium regierte in den treuen Provinzen despotisch und ließ sich in Ungarn von Windischgrätz despotisiren. Im Verlauf von vier Monaten war keine einzige der verheißenen Reformen auch nur angebahnt worden. Das Ministerium schien in dieser Hinsicht in völlige Lethargie versunken zu sein, seine Thätigkeit war nur eine reaktionäre, und die Reaktion schien wirklich bis über den März 1848 hinaus gehen zu wollen. Der für einen genialen Umschwung der ganzen in-

nern und äußern Politik so günstige Moment des Thronwechsels war gänzlich unbenützt gelassen worden und der neue Monarch schien beinahe wie ein Gefangener in der Festung Olmütz zu sein. Zu dem allen kam nun noch der Einmarsch der Russen in Siebenbürgen. Ich fühlte nun allerdings, daß die Depositenfrage eigentlich nicht der Gegenstand war, bei dem sich, streng parlamentarisch betrachtet, eine Kritik der Gesammtpolitik, ein Mistrauensvotum gegen das Ministerium anbringen ließe. Allein ich fühlte mich unwiderstehlich dazu gedrängt, es war, als ob ich die Ahnung gehabt hätte, ich würde keine Gelegenheit mehr finden, mir das Herz zu erleichtern. Man hat geglaubt, ich hätte von der bevorstehenden Auflösung des Reichstags gewußt. Dies war jedoch nicht der Fall. Noch bei Eröffnung der Debatte kämpfte ich mit mir, als ich aber die Tribune bestieg und neben dem Finanzminister auch Stadion und Bach sitzen sah, da ließ ich meiner Entrüstung die Zügel schießen. Meine Rede machte bekanntlich Sensation. Die Versammlung befand sich in einer Aufregung, die fast wie Bestürzung aussah. Die Rechte hatte beschlossen gehabt, mit uns gegen das Ministerium zu stimmen. Nach meiner Rede aber liefen die Führer von Bank zu Bank und gaben Ordre, jetzt für das Ministerium zu votiren. Am 7. haben die Czechen diese ihre Galanterie fast mit Thränen bereut. Aber selbst ein Theil der Linken hatte sich über mich entsetzt und ließ mich bei der Abstimmung im Stiche.

Von allen Seiten mußte ich hören: »Sie haben gefehlt!« Am 7. aber drückten sie mir die Hand und flüsterten mir zu: »O das war gut, daß Sie es ihnen noch recht derb gesagt haben!« Stadion war gleich nach meiner Rede aus dem Saal geeilt, soll sich in großer Aufregung befunden und sogleich nach Olmütz telegraphirt haben. Möglich daß dadurch die Katastrophe beschleunigt wurde, denn die Auflösungs- und Oktroyirungsurkunden sind bekanntlich vom 4. März datirt; allein eingetreten wäre diese Katastrophe gewiß auch ohne meine Rede. Man wollte oktroyiren, und alle Umstände waren ja der Ausführung dieses Willens günstig. Bezeichnend ist es dabei, daß das Ministerium sich Monate lang mit der Verfassungsarbeit beschäftigte, und dabei wiederholt dem Reichstag öffentlich und feierlich die Versicherung gab und geben ließ, daß er die Verfassungsarbeit zu vollenden habe! Ja, noch am 3. März gaben die drei anwesenden Minister nach meiner Rede Antworten und Erklärungen, die glauben machen sollten, der Reichstag werde noch Monate lang beisammen bleiben und noch die wichtigsten Gesetzentwürfe zu berathen bekommen! In der That ein diplomatisches Ministerium!

Meiner Überzeugung nach wurde der constituirende Reichstag aufgelöst, weil es im consequenten Plane der Gegenrevolution lag, den Mai 1848 vollständig und auch den März insoweit zu desavouiren, daß der Neu-

gestaltung Österreichs der revolutionäre Charakter genommen und die Constitution völlig als ein freiwilliges Gnadengeschenk des Thrones dargestellt würde. Gewiß hätte man diesen Plan gern schon nach der Einnahme Wiens ausgeführt. Man unterließ es damals aus Furcht, die Treue der auf dem Reichstag vertretenen Provinzen zu erschüttern und zugleich den Widerstand der Italiener und Ungarn noch heftiger zu machen. Deshalb wurde der constituirende Reichstag beibehalten, um den Schein constitutioneller Freiheit zu retten, um den Völkern einstweilen sagen zu können, es solle an den sogenannten Errungenschaften nichts geschmälert werden. Darum erklärte ich oben und wiederhole es, daß mit dem Reichstag lediglich ein diplomatisches Spiel getrieben worden ist. Bei der Debatte über die Creditbewilligung erklärte der Finanzminister mit merkwürdiger Offenherzigkeit, das Ministerium werde den Reichstag schon aus Klugheit nicht auflösen, weil es denselben als einen wichtigen Bundesgenossen gegen Ungarn brauche!

Natürlich wurde diese diplomatische Brauchbarkeit des Reichstags in eben dem Grade geringer, je weiter der Sieg der Gegenrevolution fortschritt. Nachdem Windischgrätz in Pesth eingerückt war, erwarteten wir in Kremsier täglich die Auflösung. Wir befanden uns in der That in der allerunbehaglichsten Schwebe zwischen Leben und Sterben. Alle Anzeichen deuteten darauf hin,

daß wir zum Tod verurtheilt waren, und daß die Vollstreckung des Urtheils nur verschoben wurde, weil man uns nicht heimlich hinrichten konnte und von der öffentlichen Exekution Skandal fürchtete. Dadurch waren wir wider Sitte und Recht eigentlich zur verschärften Todesstrafe*) verurtheilt, denn wir blieben mit dem Bewußtsein, sterben zu müssen, wochenlang ausgesetzt, um von dem servilen Pöbel mit Koth und Steinen beworfen, mit giftigen Stacheln gefoltert, mit blutgieriger Henkerlust gequält zu werden. Die Diäten zahlte man uns in keiner andern Absicht, als wie man den zum Tod verurtheilten Delinquenten zuletzt noch einige gute Tage zu machen pflegt. Der Herr Finanzminister bewies sich hierin besonders gutmüthig. Als nämlich die Zeit unserer Hinrichtung immer näher rückte, wollte er uns noch eine recht seltene Freude machen und ließ uns alle 14 Tage einige Gulden blankes Kupfer- und Silbergeld auszahlen!

Diejenigen Mitglieder, welche in die süße Gewohnheit des reichstäglichen Daseins besonders stark verliebt und in dieser Liebe zu blind waren, um den Diplomaten in die Karten sehen zu können, glaubten, es werde

*) Gestraft sollten wir werden weniger unserer Souveränitätsverbrechen wegen, als um die Schuld unserer Väter zu büßen. Unsre demokratische Zeugung am 15. Mai, unser Dasein war unser größtes Verbrechen!

keine Auflösung, sondern eine Vertagung erfolgen bis zu dem Zeitpunkt, wo der Reichstag, durch ungarische, slovakische, kroatische, siebenbürgische, serbische und italienische Deputirte ergänzt, seine Sitzungen wieder in Wien eröffnen könnte. Dies wäre nun allerdings der loyal praktische Weg gewesen, welchen die Regierung auch gewiß eingeschlagen hätte, wenn sie nicht eben eine gegenrevolutionäre Regierung gewesen wäre. Wenn man aber das Verfahren derselben seit dem October, ihr Benehmen gegen den Reichstag, die von derselben Regierung geduldete, ja provocirte öffentliche Schmähung der Volksvertretung durch die Presse, durch die Hirtenbriefe der Bischöfe und besonders durch jene ewig denkwürdige Erklärung der Armee, wenn man dies alles unbefangen betrachtete, dann mußte man erkennen, daß bei der Regierung der Beschluß fest stand, die Verfassung Österreichs nicht durch diesen und überhaupt durch keinen constituirenden Reichstag vollenden zu lassen. Offenbar hatte das Kabinet beschlossen, die Gegenrevolution so weit zu führen, daß die Völker einsehen müßten, es stünde jetzt wieder in dem Belieben der Regierung, zum Absolutismus zurückzukehren. Dann sollte eine demgemäß beschränkte Constitution als Gnadengeschenk des Thrones verliehen werden.

Allerdings war der Sieg der Gegenrevolution im März noch nicht so weit gediehen, denn Ungarn und Italien waren keineswegs schon gewonnen. Der Reichs=

tag wäre daher gewiß noch nicht aufgelöst worden, sondern man hätte ihn als diplomatisches Werkzeug gewiß noch einige Wochen oder Monate beibehalten, wenn er nicht wider den Wunsch und Willen der Regierung seine Schuldigkeit gethan und mit rüstigem Eifer der Vollendung seiner Aufgabe zugestrebt hätte.

Hat daher meine Wenigkeit wirklich zur Beschleunigung der Auflösung beigetragen, so geschah es gewiß weit weniger durch meine Rede am 3. März, als vielmehr durch den von mir am 21. December 1848 gestellten und von dem Reichstag sowol als von den Völkern mit Jubel begrüßten Antrag, daß die Verfassung am 15. März fertig sein sollte, welcher Antrag wirklich in so weit erfüllt wurde, daß für den 15. März wenigstens die erste Lesung des Verfassungsentwurfes beschlossen war.

Dies schreckte das Ministerium und drohte ihm einen Strich durch die diplomatische Rechnung zu machen. Es mußte jetzt zwischen zwei Übeln wählen: entweder die Berathung der Verfassung beginnen und diese dadurch im Bewußtsein der Völker Wurzel fassen lassen, oder auf die Bundesgenossenschaft des Reichstags verzichten. Die Berathung der Constitution durch den am 15. Mai revolutionär erzeugten Reichstag war aber für das Ministerium Schwarzenberg ein weit größeres Übel als der Verlust des Scheines von Freisinnigkeit, welchen

sich dieses Ministerium durch die Beibehaltung dieses Reichstags für diplomatische Zwecke zu geben eine Zeit lang für gut befunden hatte. In dieser Stimmung war das Ministerium geneigter, sich den siegestrunkenen Täuschungen des Fürsten Windischgrätz hinzugeben, und so erfolgte die Auflösung des Reichstags. Das Ministerium fühlte sich dazu um so mehr gedrängt, als es ihm nicht unbekannt war, daß die bedeutendsten Parteien des Reichstags sich dahin vereinigen wollten, den Verfassungsentwurf in den Berathungen der Abtheilungen in den Hauptsachen zu verbessern und ihn dann am 15. März unmittelbar nach der ersten Lesung ohne Debatte anzunehmen und der kaiserlichen Sanktion zu unterbreiten. Die Stimmung der Versammlung ließ mit großer Wahrscheinlichkeit das Gelingen dieses Planes voraussehen, und dadurch wäre der Plan und Beschluß des Ministeriums, den revolutionär gezeugten constituirenden Reichstag vollständig zu desavouiren und ihm gar keinen Antheil an der Verfassung zu gestatten, vereitelt worden. Deßhalb wurde er in ängstlicher Eile bei Nacht und Nebel gesprengt.

Dieses Urtheil wird durch die Thatsache der Auflösung selbst vollkommen bestätigt. Man hatte dem Reichstag immer vorgeworfen, daß er seine Pflicht verabsäume und in so langer kostbarer Zeit noch immer nicht mit der Verfassung der Constitutionsurkunde fertig geworden sei. Durch diesen Vorwurf suchte man die Völker

gegen den Reichstag aufzubringen. Nun war aber die Constitutionsurkunde fertig, und wenn daher jener Vorwurf ehrlich gemeint gewesen wäre, so hätte man sich jetzt über den Reichstag freuen müssen, der überdies auch in Betreff der Sanktion seiner gewiß gut gemeinten Arbeit dem Rechte der Krone unbedingt huldigte. Allein am 6. März Abends um 9 Uhr hatte der Reichstag in patriotischer und dankbarer Begeisterung beschlossen, am 15. März nach einem feierlichen Gottesdienste, die erste Lesung der Constitution vorzunehmen; und noch in derselben Nacht besetzten Musketiere das Reichstagslokale und am Morgen des 7. war das Auflösungsdecret an den Straßenecken angeschlagen und sprach das harte, durch die Thatsache, durch den bereits gedruckten *) Constitutionsentwurf widerlegte Urtheil aus, daß man mit diesem Reichstag nicht zum Ziel gelangen könnte! Wäre dies Urtheil am 1. November 1848 ausgesprochen worden, so hätte es wenigstens einigen Schein für sich gehabt. Allein damals wagte man es nicht, weil man den Reichstag noch benützen wollte und weil man hoffte, die Gegenrevolution werde früher fertig sein, als die Arbeit des Reichstags!

---

*) Die Exemplare, welche die Deputirten an ihre Wähler senden wollten, wurden auf der Reichstagspost mit Beschlag belegt!

Ich schildere nun noch kurz die Katastrophe der militärischen Sprengung des ersten österreichischen Reichstags.

Am 6. März Abends hatten wir nach langer gründlicher Debatte in der Kirchenfrage einen Beschluß gefaßt, welcher der Kirche, insofern man darunter die Gemeinschaft aller Gläubigen und nicht blos die Kaste der Bischöfe und Prälaten versteht, die Freiheit geben und zugleich das Recht des Staates gegen die Anmaßung der Hierarchen schützen wollte. Wir machten nämlich die Freiheit der Kirche vom Staate abhängig von der Einführung einer freien, im Wesen des Christenthums begründeten Synodalverfassung, nach welcher neben den Bischöfen auch der sogenannte niedere Clerus und die weltlichen Vertreter der Gemeinden gleichberechtigt sein sollten. Hierauf vertagte sich der Reichstag bis zum 15. März, wo wie gesagt, die dankbare Erinnerung an den 15. März 1848 durch die erste Lesung der Constitution gefeiert werden sollte. Wir trennten uns in einer wahrhaft edlen Begeisterung; niemand ahnte, daß bereits die Bajonette gegen uns blitzten.

Während ich mit einigen Freunden beim Abendschmaus saß, kam die Nachricht, daß Soldaten gegen Kremsier heranrückten und auch die Nationalgarde consignirt worden sei. Es wurde jedoch vorgegeben, dies geschehe zum Schutz des Reichstags, gegen welchen wegen der Kirchen- und Judenfrage eine Volksdemonstration zu fürchten wäre! Wir freuten uns dieser

zarten Regierungssorgfalt und gingen ruhig schlafen, mit dem süßen Bewußtsein, daß das Auge des Ministeriums über den Volksvertretern wache. Erst des andern Morgens wurde bekannt, daß Stadion gegen Mitternacht angekommen sei, die ministeriellen Deputirten zu sich geladen und ihnen den Beschluß der Auflösung des Reichstags und der Octroyirung mitgetheilt habe. Bemerkenswerth ist es, daß der Präsident des Reichstags zu dieser Berathung nicht beigezogen wurde. Freilich hieß dieser Präsident Smolka! Alle Vertrauensmänner des Ministeriums, bis auf einen einzigen, erklärten sich entschieden gegen den Beschluß; mehrere sollen unter Thränen um die Zurücknahme desselben gefleht haben. Stadion war erschüttert, versprach sein möglichstes zu thun und fuhr um 2 Uhr nach Mitternacht nach Olmütz zurück. Aber der Beschluß blieb aufrecht.

Am Morgen des 7. März saß ich gemächlich in meinem Stübchen und las aufmerksam den Constitutionsentwurf, um mich auf die Abtheilungberathung vorzubereiten, da stürzte Violand mit der Nachricht herein, der Reichstag sei von Soldaten besetzt, die Ursache jedoch noch nicht bekannt. Ich äußerte scherzhaft, es sei dies gewiß zum Schutz der freien Berathungen geschehen. Violand eilte fort und ich habe ihn nicht mehr gesehen.

Bald kamen andere Collegen, brachten genaue Kunde und zugleich die Versicherung, daß gegen sieben

Deputirte Verhaftsbefehle eingelangt. Daß unter diesen sieben Auserkornen auch ich sei, bezweifelte in ganz Kremsier niemand, und auch ich nicht. Bald erfuhr ich auch, daß vier von den sieben, nämlich Kudlich, Violand, Goldmark und Füster bereits so weise gewesen, die Flucht zu ergreifen. Um diese Zeit wurde mir von einem Collegen ein Wagen angeboten, um dem Beispiel der Vier zu folgen. Ich lehnte es jedoch dankbar ab, kleidete mich an und ging in den — gewesenen Reichstag.

Es war ein höchst erbauliches, für die Völker äußerst lehrreiches Schauspiel, im Friedenspallaste der Volksvertretung die soldatische Wirthschaft zu sehen. Das Thor, der Hof, alle Zugänge zum Sitzungssal sowol als zu den Bureaus der Abtheilungen und Ausschüsse waren von starken Wachen besetzt. Dort wo noch am Abend vorher die mit dem Monarchen gleichberechtigte gesetzgebende Versammlung ihr heiliges Amt geübt, stolzirten jetzt säbelklirrend triumphirende Offiziere, und wagte sich ein Exdeputirter heran, so wurden ihm gekreuzte Gewehre entgegengestoßen! Ein denkwürdiger Charakterzug ist es auch, daß ein von der italienischen Armee nach Olmütz gekommener gräflicher Stabsoffizier bei der großartigen Execution gegen den Reichstag das Commando führte!

In der That, die executive Gewalt hatte an der gesetzgebenden eine ausgesuchte Rache geübt und einen

vollständigen Triumph gefeiert; aber einen Triumph, um den sie nicht zu beneiden ist und der in der Geschichte Österreichs keinen Ehrenplatz haben wird. Dies dachte ich mir und fühlte mich dadurch so getröstet und stolz erhoben, daß die Demüthigung, welche uns das Ministerium zugedacht, an mir ganz und gar nicht in Erfüllung ging. Dabei fiel mir noch ein Umstand auf, dessen ich erwähnen muß. Der Präsident des Ministeriums, welches den Reichstag so schimpflich mißhandelte, war zu wiederholtenmalen und erst in ganz jüngster Zeit als Candidat für denselben Reichstag aufgetreten, und drei Mitglieder dieses Ministeriums waren, und zwar ebenfalls in Folge eifriger Candidatur, zugleich Mitglieder desselben Reichstags! Wie konnten diese Männer für ein solches Verfahren gegen eine Körperschaft stimmen, deren Mitglieder sie waren? Meiner bescheidenen Ansicht nach, wäre es für sie eine Ehrenpflicht gewesen, wenigstens früher aus dem Reichstag auszutreten.

Nur das Vorstandsbureau durften wir betreten. Dort gab es Scenen der Wehmuth und des Zornes. Alle Parteien schienen versöhnt und äußerten einstimmig ihre Entrüstung. Die Czechen drückten mir die Hand, und die ministeriellsten Collegen baten mich um meinen Namenszug. Hier erfuhr ich, daß Smolka in früher Morgenstunde durch den Besuch eines Olmützer Hofrathes überrascht worden, der ihm den ministeriellen

Auftrag brachte, die geschehene Auflösung des Reichstags den Mitgliedern bekannt zu machen, **ohne jedoch eine Sitzung zu veranstalten.** Also fürchtete das mächtige Ministerium den ohnmächtigen Reichstag dennoch! Keiner der Minister, nicht einmal Bach hatte den Muth, das Auflösungsdekret in offener Sitzung zu verlesen, wie es doch nach Sitte und Recht und im Interesse der Regierung selber Pflicht gewesen wäre! Der brave Smolka erklärte unbeweglich, er könne eine solche Mittheilung nur in der Sitzung machen, ohne eine solche müsse er es dem Ministerium überlassen, den Akt nach Belieben kund zu machen. In Folge dessen geschah die Kundmachung durch Anklebung von Plakaten! Das Volk von Kremsier las dieselben und — machte keine Revolution. Das Ministerium hätte sich also die Furcht, die nächtliche Anstrengung und die Aufbietung einer Kriegsmacht gegen wehrlose Männer füglich ersparen können.

Im Laufe des Tages wurde ich wiederholt dringend aufgefordert — mich davon zu machen. Ein braver Kremsierer Bürger bot mir sogar Bauernkleider und sichere Führung an. Ich beschloß zu bleiben.

Abends schmausten wir noch einmal beim gastlichen Exdeputirten für Stockerau, Johann Leithner, welcher der Nährvater des Reichstags genannt wurde und namentlich für die Linke stets große Vorräthe guten österreicher Weines mit hausmännischem Imbiß bereit hielt.

Kaum war ich von ihm nach Haus gekommen, so brachten mehrere bestürzte Freunde die Nachricht, daß eben Fischhoff unter starker militärischer Begleitung arretirt würde. Man beschwor mich zu fliehen. Ich bat die Freunde, mich allein zu lassen, mich nicht wankelmüthig zu machen. Weinend gingen sie fort und hielten mich für verloren. Nach einer Weile kam noch einmal Freund Karl Krause athemlos vor mein Fenster und erzählte, daß auch Prato von Soldaten abgeholt worden. Dies erschütterte mich in der That. Wenn Prato daran muß, dachte ich, so kann man dich nicht auslassen! Ich machte mich gefaßt, gab dem Freunde meine Ersparnisse, um sie meiner Mutter zu bringen, und blieb bis 2 Uhr nach Mitternacht auf. Ich las zur Stärkung in der Bibel. Da bis zu jener Stunde niemand kam, dachte ich mir: Nun 'kommen sie in dieser Nacht wohl nicht mehr, — und legte mich schlafen.

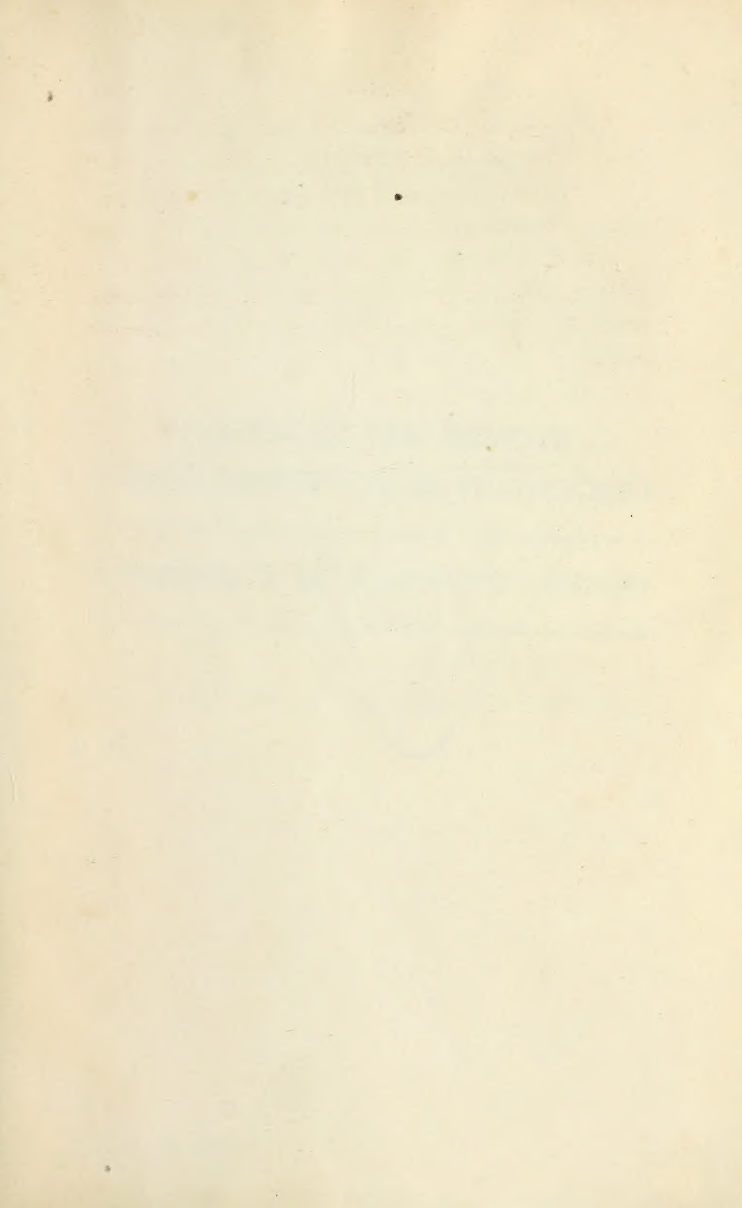
Des andern Tages hörte ich, auf welche Art Fischhoff und Prato nach Wien gebracht worden. Die Soldaten luden vor ihren Augen die Gewehre und erhielten den Befehl, die Gefangenen beim geringsten Fluchtversuch nieder zu schießen! Prato wurde bekanntlich nach einigen geradezu lächerlichen Verhören frei gegeben, mußte aber in Begleitung eines Vertrauten sogleich von Wien abreisen. Fischhoff ist noch immer in Haft. Am 27. April wurde ich in seiner Sache als

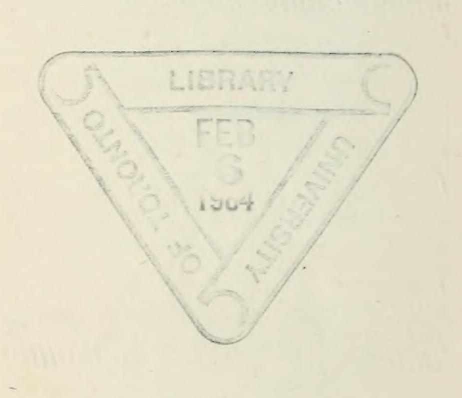
Zeuge vernommen. Ich erklärte zu Protocoll, daß ich im Falle, als Fischhoffs Untersuchung dessen Wirksamkeit als Reichstagsmitglied betreffen sollte, die ganze Untersuchung und daher auch meine Vernehmung als verfassungswidrig erklären müßte. Ich erklärte ferner, daß im Falle, als der Ausnahmszustand sich auch auf die constitutionelle Unverantwortlichkeit der Volksvertreter erstrecken sollte, ich dagegen protestiren müßte, nur als Zeuge und nicht als Mitangeklagter, vernommen zu werden, indem ich es im vorausgesetzten Fall für eine Beleidigung meiner Ehre und für eine Verdächtigung meines öffentlichen Charakters halten müßte, von der Verantwortlichkeit für Handlungen, an denen ich als Berichterstatter des permanenten Reichstagsausschusses einen bedeutenden Antheil gehabt, ausgeschlossen zu werden. Die Hauptfrage meines Verhörs war, ob und weßhalb Fischhoff am 30. October während des Treffens bei Schwechat auf dem Stephansthurm gewesen. Ich wußte darüber nichts; gab aber pflichtgemäß an, daß sich Fischhoff im Ausschuß stets entschieden gegen die Berufung der Ungarn ausgesprochen.

Am 8. März luden mich mehrere Collegen aus der Provinz freundlich dringend ein, mit ihnen nach Hause zu gehen. Ich lehnte es dankbar ab. Sie beschworen mich, wenigstens nicht nach Wien zu gehen; aber politische und Privat-Gründe zogen mich gerade dorthin. Noch

in Floridsdorf wollte man mich fast gewaltsam entführen. Aber ich mußte nach Wien hinein, um den feigen Verleumdern unter die Augen zu treten und mein Lebensglück zu finden.

Ich war bis zum 9. März Mittags in Kremsier geblieben und dann nach Wien gefahren, wo ich, wenn dies Buch erschienen sein wird, mich wieder einfinden werde.





LIBRARY
FEB
6
1964
UNIVERSITY
OF TORONTO


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 07 01 15 007 6